



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



Mit Dernburg nach Ostafrika

von

Adolf Zimmermann



Verlag von E. A. Schwetschke und Sohn, Berlin.

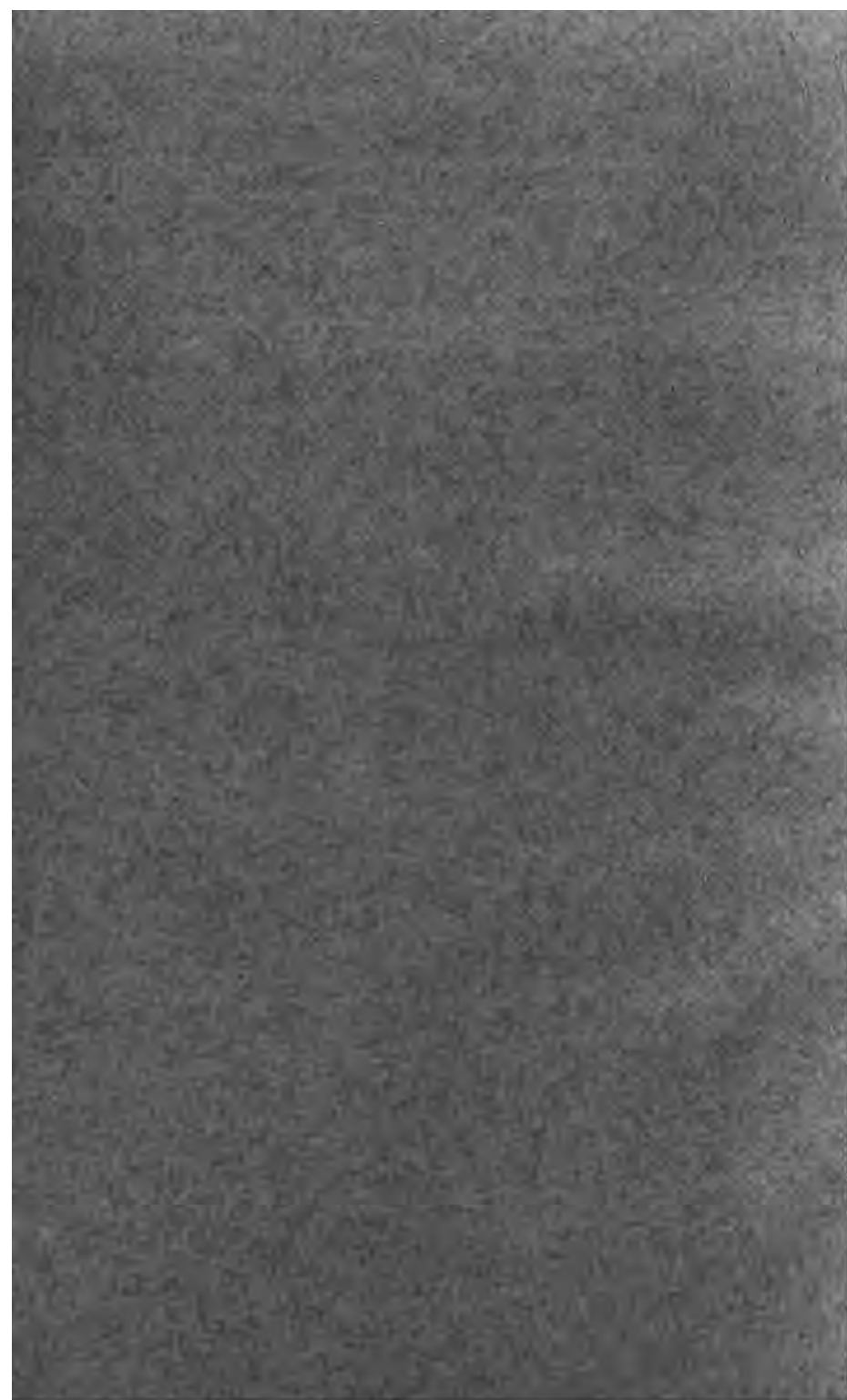


EX-13895

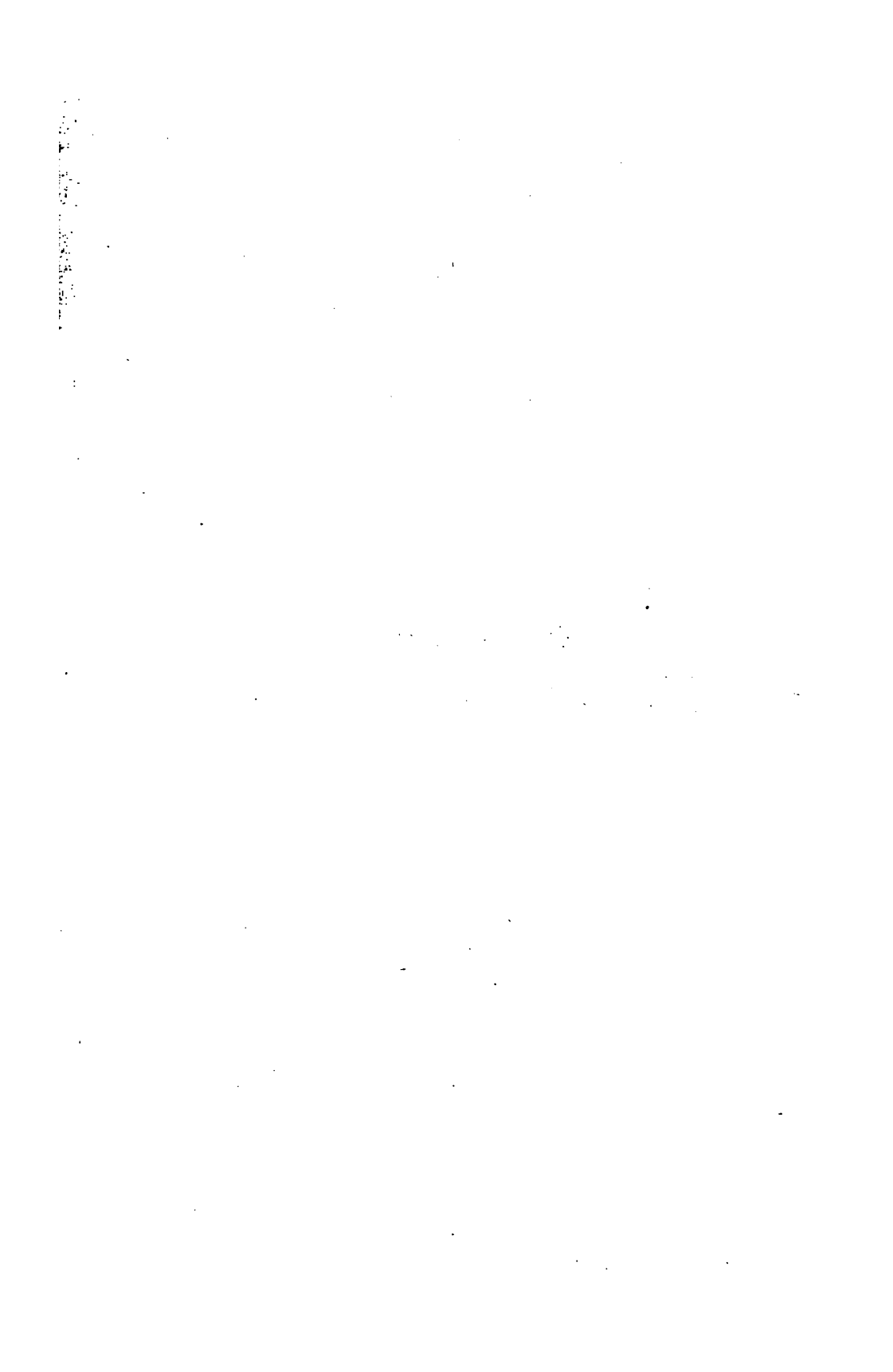


HOOVER INSTITUTION
on War, Revolution, and Peace

FOUNDED BY HERBERT HOOVER, 1919



Adolf Zimmermann:
Mit Dernburg nach Ostafrika



Mit Dernburg nach Ostafrika

von

Adolf Zimmermann.

//



Berlin

E. A. Schwetschke und Sohn.
1908.

—
A

THE UNIVERSITY OF CHICAGO

PHYSICS DEPARTMENT

PHYSICS 311

PHYSICS 311

PHYSICS 311

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
I.	
Neapel. — Der Staatssekretär. — Die Reisegesellschaft. — Reisepläne . . .	1
II.	
Port Said. — Suezkanal. — An der Grenze zweier Weltheile. — Ein Abend beim Staatssekretär. — Erinnerung an Karl Peters. — Nachtwandler des Roten Meers	6
III.	
Nochmals das Rote Meer. — „Haifischjagd“ vor Aden. — Kap Guardafui. — Die ersten Dattelpalmen. — Der Monsun. — Irdische und Sphären- musik. — Der Staatssekretär	12
IV.	
Ostafrika! — Kilindini und Mombassa. — Madinnondentmal und die Zeit vor zwanzig Jahren. — Tanager. — „Unser Bismarck.“ — Reizbare Leute. — Erinnerung an Kiel. — Daresalam	20
V.	
Wechselnde Programme. — Ein Kirchhof am Strande. — Wie es einst in Daresalam war. — Marsch, marsch! — Zum Viktoriassee! — Allerlei Schmerzen. — Schul- und Währungsforgen. — Ungesunde Kredit- verhältnisse. — Unsere Fehler als Kolonisatoren	31
VI.	
Die Ugandabahn. — Ihre Zahlen. — Bedeutung der Bahn. — Englische und deutsche Lastkraft. — Die Deutschen Ostafrikas und die Uganda- bahn. — Das Reisen auf ihr. — Ein Abenteuer von der Löwenjagd. — Ein riesiges Wildschonrevier. — Nairobi. — Kituju. — Der Graben. — Waldespracht. — Viehzüchtereien des Lord Delaware. — Dernburg und die englischen Behörden. — Bahnhofslieben in Innerafrika. — All- gemeine Hofenlosigkeit. — Aufstände im englischen Protektorat. — An- kunft am Viktoria Nyassa	39

VII.

- Port Florence. — Anschauungsunterricht aus der ägyptischen und biblischen Vergangenheit. — Der Markt von Kiffumu. — Eine Kawirondoschönheit. — Die heilige Familie. — Reiseforgen. — Ostseepoesie auf dem Viktoria Nyassa. — Die Viktoriaesefliege. — Entebbe. — Butoba. — Nachbild. — Hauptmann von Stümer. — Butoba bringt Überschüsse. — Die Sultane von Butoba 52

VIII.

- Empfang in Ruanza. — Rückkehr eines Teils der Reisegesellschaft. — Eine Rede Dernburgs: Das Eingeborenenproblem ist das Problem von Deutsch-Ostafrika. — Alarmanachrichten aus Deutsch-Südwest. — Reiseforgen 65

IX.

- Dernburgs Reisepläne. — Zweifel an ihrer Zweckmäßigkeit. — Ausbruch der Safari. — Mein Reittier versagt. — Ich lehre nach dreitägigem Marsch nach Ruanza zurück. — Unfreundlichkeiten des Gouvernements. — Der Verkehr auf der Straße von Ruanza nach Labora. — Unsere Safari. — Wie sich unsere Träger Dernburgs Stellung denken. — In der Steppe. — Baumwollboden. — Wiegands Farm. — Nachbild 67

X.

- Deutsch-Ostafrika ist Englisch-Ostafrika über. — Die Schwächen der englischen Eingeborenenpolitik. — Land Spekulationen in Englisch-Ostafrika. — Der Staatssekretär über das Eingeborenenproblem. — Der Gouverneur über die Arbeiternot in Usambara. — Der Charakter des Negers. — Heroische und langsamere Mittel zur Hebung des Negers 80

XI.

- Reise des Staatssekretärs nach Tanga. — War der Marsch nach Labora angebracht? — Die Wiedereröffnung der Europäerschule in Dareßsalam beschlossen. — Soll man die deutsche Besiedlung Ostafrikas weiter verhindern? — Warum Ostafrika ein reiches Land ist, und was ihm fehlt. — „Weißer Dünger“. — Was am Wege verkommt. — Ansiedlungslustige Offiziere, Unteroffiziere und Beamte. — Die Verwaltungspraxis des Gouvernements ein Siedlungshemmnis. — Welche Eigenschaften der Siedler haben muß und wie er zu Werke gehen soll . . . 94

XII.

- Heimkehr. — Die Stimmung an Bord. — Überblick über die letzten Wochen unseres Aufenthalts im Schutzgebiet. — Usambara. — Die Kulturen Usambaras. — Die wirtschaftliche Lage der Pflanzern. — Die Arbeiterfrage. — Die Usambarabahn. — Sadanie — Hat es Aussicht? — Das Kollegium der Betrüben. — „Wir sind alle pleite!“ — Moros-

goro. — Die Morogorobahn. — Wie sie befruchtend wirkt. — Arbeiter- mangel auch hier. — Üble Landsleute. — Die Löwen von Morogoro. — Abschied von Daresalam. — Dernburgs Urteil über Deutsch- Ostafrika. — Was Robert Koch von Deutsch-Ostafrika hält	105
---	-----

Anhang. Nach der Rückkehr. I.	126
II.	132
III.	136
IV.	146



I.

Neapel. — Der Staatssekretär. — Die Reisegesellschaft. — Reisepläne.

An Bord des „Feldmarschall“, den 18. Juli 1907.

Es war vor drei Tagen, nach 9 Uhr abends. Wir hatten uns in den Straßen Neapels müde gelaufen, hatten Pompeji gesehen, waren an den weingeseigneten Abhängen des Vesuv herumgeklettert und harreten nun, über das Geländer des „Feldmarschall“ in das Dunkel hinausspähend, der Ankunft des Leiters unseres jungen Reichskolonialamts. Unser Schiff lag weit draußen im Hafen. An Backbord bligten und glitzerten von der Höhe des Posilipp allerlei Lichter zu uns hernieder, streckte sich von der Stadt her die endlose Laternenreihe der Via Partenope, während sich über Steuerbord die schönen Umrisse des schlummernden Vulkans und weiter hinaus felsreiches Gebirge vom Sternengefunkel des mondlos schwarzen Nachthimmels abzeichneten. Unsere Kapelle erfreute uns durch das „Ergo bibamus“, das „Herz, das wie ein Bienenhaus“ ist, die „letzte Rose“ und andere wunderschöne Weisen; dazu erklangen Harfe und Fiedeln von einem Boot, auf dem weißgekleidete Mädchen beim grellen Licht einer Pechfackel cakewalkten und den dicht gedrängten Blaujacksen droben an Backbord für diesen Augen- und Ohrenschmaus ihre Nickel und die vom Landurlaub übrig gebliebenen Zehncentesimistücke abbettelten. Geradeaus lag in festlichem Lichterglanz Neapel. Der Stadtteil am Hafen feierte dort irgendeinen Spezialheiligen und die Schiffe, die am Kai lagen, hatten sich beliebt gemacht, indem sie mit illuminierten. Das gab ein sehr schönes Bild; ich empfand es schmerzlich, trotz mehrfacher Bemühungen nicht erfahren zu können, unter den Auspizien welches der Kirchenpatrone Neapels der Staatssekretär seine Reise antreten sollte. Von der Gegend der Illumination

her wurde dann das rote Licht eines schnellfahrenden kleinen Dampfers sichtbar, der gleich darauf an der zu Ehren des Tages an Steuerbord herniedergelassenen Außentreppe lag. Die Stewardkapelle riskierte das „Deutschland, Deutschland über alles“; die cakewalkenden Schönen wunderten sich, weshalb ihr Publikum plötzlich nach der anderen Seite des Decks hinüberlief, der Kapitän des „Feldmarschall“, seinem Äußeren nach ein ins Seemannische umgeschriebener Ohm Krüger, schritt den Aufstümmlingen feierlich bis zur halben Höhe der Treppe entgegen und führte dort salutierend die Hand an die Mütze, ein Herr in unbestimmt farbigem Paletot eilte mit der Behendigkeit eines Leichtmatrosen die Treppe hinan, einige andere, aus deren Mitte die Hünengestalt des Oberstleutnants Quade um Haupteslänge hervorragte, folgten bedächtiger, — und Staatssekretär Dernburg wie seine Begleiter befanden sich unter den Flaggen des Reichs, Hamburgs und der deutschen Ostafrikalinie an Bord des Reichspostdampfers „Feldmarschall“. Eine bedeutungsvolle Fahrt nahm ihren Anfang. Wenn sich die Hoffnungen verwirklichen, die hier an Bord, daheim im Reiche und überall bei den Deutschen im Ausland an sie geknüpft werden, dann wird das Datum des 15. Juli 1907 in der Geschichte der wirtschaftlichen und kolonialen Expansion Deutschlands eines Tages seinen Platz finden.

Am anderen Morgen erwachten wir angesichts des Stromboli. Zwei Stunden später liefen wir in die Straße von Messina ein. Es ist hier nicht meine Aufgabe, das Mittelmeer zu entdecken oder mich über die allgemeinen Reize und Annehmlichkeiten einer Juli-Seefahrt nach dem Süden zu verbreiten. Ebensovienig ist es meines Amtes, die kleinen Erlebnisse unserer Reise, auch wenn sie mit der Person des Staatssekretärs in irgendeinem Zusammenhang stehen, in einem Epos zu besingen. Ich registriere daher nur, daß sich die See bis jetzt ganz tadellos benimmt. Wir haben nicht einen einzigen Seekranken an Bord. Schwarzseherisch Veranlagte kassandern allerdings, daß das von Uden an anders werden würde, da wir dann dort, im Indischen Ozean, den Monsun gegen uns haben werden; im Augenblick indessen macht uns das wenig Kopfschmerzen. Für Wißbegierige teile ich ferner mit, welches Heim dem Staatssekretär eingeräumt worden ist. Es ist die im Allerheiligsten des „Feldmarschall“, nämlich auf dem — unter die Devise: „Eintritt verboten“ gestellten — Kommandodeck gelegene, aus drei Kabinen mit

besonderer Badeeinrichtung bestehende Kapitänswohnung. Für das Gros der Reisenden wird Erzellenz Dernburg nur bei Frühstück und Diner sichtbar; in seinen Privaträumen hat er Besprechungen, hält er Konferenzen ab, sieht er auch abends, wie z. B. gestern aus Anlaß seines Geburtstages, einige Gäste zu einem Glas Bier bei sich. Im übrigen studiert und schreibt er nach Versicherung der Offiziere des Dampfers bis spät in die Nacht hinein. Hierzu möchte ich, ohne der Qualität dieses Zeugnisses zu nahe treten zu wollen, bemerken, daß ich von ihm einigermaßen überrascht worden bin. Ich habe nämlich noch niemand gekannt, der nicht in See von maßloser Faulheit und intensiver Abneigung gegen alles Schreibwerk befallen worden wäre. Wie ich z. B. ehrlich versichern kann, würde ich für meine Person mich schwer hüten, mir die vorliegenden Zeilen von der Seele zu ringen, wenn das harte Muß nicht wäre.

Im übrigen halte ich einen kurzen Überblick über die allgemeinen Verhältnisse an Bord, soweit sie Schlüsse auf die Prosperität der Linie und das Interesse für unser Schutzgebiet gestatten, im Augenblick für näher liegend, als die Ergründung der Intimitäten des Kommandodecks. Da ist zunächst festzustellen, daß der Dampfer pfropfenvoll ist. Er ist ausverkauft; für Reisende wie Fracht ist einfach kein Löffelchen Platz mehr vorhanden. Das soll eine Ausnahme sein, wird versichert. Mag sein; und auch wenn keine Ausnahme vorläge, würde angesichts der dreindöchigen Pausen im Verkehr der Dampfer die Tatsache nicht übertrieben hoch zu bewerten sein. Immerhin wird man in Erinnerung an das Lamento, das man sich so lange Jahre über die Aussichtslosigkeit unserer Kolonien hat anhören müssen, an dem Vorkommen solchen Verkehrs, sei es auch noch so gelegentlich, schon seine Freude haben dürfen. „Il n'y a que le premier pas qui coûte,“ wird man auch hier sagen dürfen. Der Dampfer führt 133 Passagiere erster und zweiter Klasse. Von diesen sind 38 Engländer und Engländerinnen, die teils nach Englisch-Ostafrika, teils nach Durban und anderen englischen Plätzen gehen, und 83 Deutsche, die letzteren mit dem Reiseziel Tanga, Dar-es-Salam oder Kilwa. Der Rest sind Portugiesen nach Beira, vier französische Missionschwestern nach Britisch-Ostafrika, und ein paar Muhammedaner nach Port Said. Von den 83 Deutschen reisen 47 im Regierungsinteresse, 36 in Privatinteressen. Zu den 47 rechne ich den Staatssekretär und seine offiziellen Reise-

begleiter, Oberstleutnant Quade, den Geh. Regierungsrat Balger und den Rittmeister Graf Henckel von Donnersmarck, ferner die 15 Offiziere und Militärbeamten eines Abfuhrtransports für „Buffard“ und „Seeabder“ in Stärke von 154 Mann, der sich an Bord befindet. Unter den 36 Privatpersonen sind drei oder vier Journalisten; drei oder vier — die Qualität des einen steht nämlich noch nicht ganz fest. Ich führe diese Zeilen an, um zu zeigen, daß neben Offizieren und Beamten entgegen der landläufigen Annahme auch eine ganze Menge anderer Leute in den Kolonien zu tun hat. Einige Mitglieder unserer Reisegesellschaft werden besonders interessieren. Da sind z. B. zwei Kavallerieoffiziere aus Paderborn und ein Industrieller vom böhmischen Abhang der Schneekoppe, die etliche Wochen auf Großwild, namentlich auf Raubzeug, jagen wollen. Ihre Expeditionen sind von ortsansässigen Agenten sorgfältig vorbereitet*). Zwei andere jüngere Herren, ehemalige Offiziere, wollen versuchen, auf einem Automobil von Dar-es-Salam aus Afrika zu durchqueren und so nach Swakopmund zu gelangen. Ihre Pläne klingen nicht sehr vertrauenerweckend und ich glaube, daß die Buchmacher sehr lange Odds auf ihren Erfolg legen könnten in der festen Zuversicht, nicht zahlen zu müssen. Doch verdient es Anerkennung, daß die jungen Herren sich durch die Schwarzseherei, die ihrem Unternehmen gegenüber das Feld beherrscht, nicht irre machen lassen. Haben sie Glück, so sind sie große Leute, die im Interesse der Gesamtheit ein Ergebnis von dauerndem Wert erzielt haben. Mißglückt die Sache, so gibt es schlimmstenfalls zwei Pioniere weniger. Und diese Pioniere hinterlassen weder Frau noch Kinder, und einer muß in solchen Dingen schließlich vorangehen. Glück auf also! Da ist ferner ein junges Ehepaar, seit Mai verheiratet, er ein studierter Landwirt aus der Lausitz, sie ebenfalls vom Lande, aus dem Oderbruch. Er der Typus des kolonialbegeisterten Jungdeutschland; seine Schmissen zeigen, daß er seinen Studien mit Eifer obgelegen hat. Glücklicherweise hat er Geld. Er will eine große Gummi- und Baumwollenplantage in der Gegend von Kilwa anlegen und sich jetzt nach einem geeigneten Terrain umsehen. Eine junge Dame, Fräulein K., die Pflegetochter eines der ersten protestantischen Geistlichen Berlins, fährt hinaus, um unmittelbar nach ihrer Ankunft in

*) Und haben, wie hier hinzugefügt sein möge, ausgezeichneten Erfolg gehabt.

Tanga zu heiraten. Ihr Bräutigam, ein ehemaliger Schutztruppler, sitzt seit drei Jahren als Farmer am Kilimandscharo und hat Erfolg gehabt. Die beiden haben sich vor vier Jahren in Deutschland kennen gelernt. Brautwerbung und Verlobung sind jetzt per Kabel erledigt worden und die junge Braut führt ihre ganze Ausstattung, von Möbel und Betten bis zum Tropenhelm, mit sich. Zu ihrem Inventar gehört auch ein Myrthenstock im Blumentopf, den ihr sinnige Freundschaft bei der Ausreise für den Brautkranz verehrt hat; er prangt vor uns auf der Tafel und wird täglich begossen, mit Wasser und gelegentlich auch symbolisch mit edlerem Getränk. Herr S., ein Färberei- und Spinnereibesitzer aus Zittau, reist als Ver-
trauensmann sächsischer Weber- und Spinnereibesitzer. Diese Interessentengruppe will am Viktoria-Nyanza große Ländereien erwerben und Baumwollenbau treiben. Man will zunächst Musterplantagen anlegen, um den Eingeborenen den Bau der Baumwollenstaude zu zeigen, und diesen dann Land gegen Lieferung des Produktes verpachten. Erwähnt sei noch, daß Fräulein R. nicht die einzige Braut an Bord ist. Eine lebhaft, polyglotte, tief brünette Spanierin reist nach Beira, um dort den deutschen Direktor der Zuckerfabrik ihres Vaters zu heiraten.

Am interessantesten war es für mich, Dr. Walter Rathenau aus Berlin auf dem „Feldmarschall“ vorzufinden. Der bisherige Direktor der Handelsgesellschaft reist auf Veranlassung und in der unmittelbaren Begleitung des Staatssekretärs nach Dar-es-Salam, um die Kolonie zu „studieren“, wie der finanztechnische Ausdruck lautet. Zu diesem Zweck ist ihm jede Art von Förderung zugesagt. Ich habe Gelegenheit gehabt, so manchen Blick in die Gedankenwelt dieses bedeutenden und hochgesinnten Mannes zu tun, und halte es für hoch erfreulich, daß er sich zu seiner Fahrt entschlossen hat. Er beabsichtigt, ebensolange in Ostafrika zu bleiben, wie der Staatssekretär selbst, das heißt nach neuerer und überraschender Mitteilung, bis zum 12. Oktober. Denn wie bekannt ist, sollte ursprünglich am 22. September die Rückreise angetreten werden. Die Reisegesellschaft wird sich nach der Ankunft in Dar-es-Salam teilen. Geheimrat Walzer wird seine Haupttätigkeit der Usambarabahn zu widmen haben, bei deren Fortsetzung bis zum Kilimandscharo erhebliche technische Schwierigkeiten zu berücksichtigen sind. Oberstleutnant Quade, der als ehemaliger Generalstabschef Trothas bei seiner Abreise von

Neapel durch die telegraphische Verleihung des Roten Adler-Ordens 3. Klasse erfreut worden ist, wird Militärstationen, so auch zwei am Viktoria-See, inspizieren. Der Staatssekretär selbst plant u. a. eine genaue Besichtigung der Morogorobahn und ihrer Umgebung, ferner, wie schon bekannt, eine Fahrt auf der Mombassabahn bis zum See, eine zehntägige Rundfahrt auf diesem und die Rückkehr von dort auf dem Karawanenwege bis zum Kilimandscharo. Auch ist ein Besuch in Sansibar in Aussicht genommen. Endgiltiges wird erst nach der Ankunft in Dar-es-Salam auf Grund der Vorschläge des Gouverneurs festgestellt werden*).

So viel für heute. Der „Feldmarschall“ trifft morgen mittag gegen 2 Uhr in Port Said ein und geht abends 9 Uhr in den Suezkanal.

II.

Port Said. — Suezkanal. — An der Grenze zweier Weltteile. — Ein Abend beim Staatssekretär. — Erinnerung an Karl Peters. — Nachwandler des Roten Meers.

An Bord des „Feldmarschall“, den 24. Juli.

Wann habe ich doch meinen ersten Brief an Sie geschrieben? In der Nähe der ägyptischen Küste war es, und von Port Said aus muß der Brief an Sie abgegangen sein. Aber genau weiß ich es nicht mehr. Man verliert an sich auf See das Gefühl für das Dahinstreichen der Zeit. Im Leben an Bord gleichen sich die einzelnen Tage so sehr, daß man nie weiß, ob seit dem letzten Ereignis zwei Tage, oder vier oder acht vergangen sind. Und nun gar in dieser blödsinnigen, zum Stumpfsinn, zum gedankenlosen Brüten zwingenden Gluthize des Roten Meeres, die seit drei Tagen über uns gekommen ist! . . .

Und zweitens, welches war doch das letzte Ereignis? War es Port Said, war es der Kanal, war es der Abend beim Staats-

*) Diese Angaben entsprechen dem, was der Staatssekretär zu jener Zeit plante. Das Programm hat sich später wiederholt und wesentlich geändert.

sekretär? War es das nächtliche Herumirren nach der Flucht aus der Kabine, in dem wie in einer Explosion zum Ausdruck kam, daß sich gemach doch einiges in den allgemeinen Lebensbedingungen für uns geändert hat?

Ich will chronologisch zu Werke gehen. Also Port Said. Über Lesseps Denkmal, Molen usw. orientieren Sie sich am besten in irgend einem Reiseführer, wenn Sie über diese Dinge durchaus Näheres wissen wollen. Haupteindruck: es ist erstaunlich, was die Engländer aus diesem Fieber- und Pestnest, von dem unsere Geographielehrer auf dem Gymnasium gar nicht mit genug Verachtung sprechen konnten, gemacht haben. Dieser Eindruck mag weniger stark hervortreten, wenn man die allgemeine Wandlung, die sich in Ägypten unter dem Union Jack vollzogen hat, in Rechnung stellt. Da unsere Reise aber uns nicht nach Alexandrien und Kairo, sondern eben nur nach Port Said führt, stellt sich uns dieses als ein „Ding an sich“ vor Augen. Port Said ist eine orientalische Stadt geblieben. Aber diese orientalische Stadt hat, wenigstens soweit sie für den Durchgangsverkehr als Hafenplatz in Betracht kommt, gerade, regelmäßig gebaute, breite Straßen, in denen es Licht und Luft gibt; ferner ist die Sicherheit in ihr absolut, so drohend der Fanatismus des Islam hier wie anderwärts unter der Asche auch glimmen und soviel internationales Gesindel vom Verkehr mit Indien, Australien und Afrika hier auch ausgeworfen werden mag. Stolz und selbstbewußt, als arbeite er als nächster irdischer Vertrauensmann und Testamentsvollstrecker des Propheten, adrett daneben und sauber, reitet der arabische Gendarm durch den Lärm ringsum. Schnell und in sich abgerundet folgen sich die Bilder der Straße, wie die Szenen in einem Ausstattungstück: Geldwechsler, Akrobaten, Zauberer, Wasserträger, Musikantinnen, Stiefelpußer, die in Karriere vorfahrende, scharf parierte Karosse, der Agent für allerlei dunkle Dinge und anderes mehr. Daneben aber steht das glänzende englische Hotel mit seiner würdevollen arabischen Dienerschaft, lockt das wohlbekannte Warenhaus Simon Arzts mit seinen Straußenfedern, Zigaretten, Chambocks und sonstigen Schätzen. Die Geschäftsdamen dieses Simon Arzt, die einem hier am Rande der Wüste begegnen, möchte man ihrer Eleganz nach für Pariserinnen halten. Nur der Kundige erkennt die polyglotte, aber vielleicht nicht einmal in einer einzigen Sprache des Schreibens mächtige Levantinerin.

Der Staatssekretär und seine Begleiter machten eine Rundfahrt; Dernburg im Wagen des Konsuls mit dem pomphaften arabischen Kawaffen auf dem Bock. Später sahen sich die Herren die Stadt ohne Kawaffen, also inkognito, zu Fuß an. Der Berliner Erzellenz ist dabei die Wahrnehmung nicht erspart worden, daß die mit amtlichem Diplom ausgerüsteten „Guides“ von Port Said nach ihren Anerbietungen auch bei einem deutschen Minister Bedürfnisse und Neigungen voraussetzen, an die man nicht ohne Haarsträuben denken kann . . .

Wer durch den Suezkanal fährt, hat Veranlassung zu allerlei philosophischen Betrachtungen über Schein und Sein. Und Zeit genug auch, denn die Reise dauert lange, — fast dreiviertel Tage. Da ist dieser elende Graben, der zwischen malerisch gehäuftten dunkelgelben Sanddünen hindurchführt. Und kahle Dünen und Wüste, soweit das Auge sieht, wenn sich einmal am Ufer ein Durchblick öffnet! Im fernen Hintergrunde, einmal rechts, dann wieder links, rosa und lila schimmernde Hbhen. Bis zu ihrem Fuße Einsamkeit, Einsamkeit, Einsamkeit. Einen Kanalbagger mit stolzem Namen sehen wir: Pharaon III. oder so. Dann noch einen und noch einen. Aber kein einziges wirkliches Schiff begegnet uns. Bei Port Said lagen ja etliche Rähne, und auch bei Suez treffen wir ein paar. Im Kanal selbst aber kommt uns niemand entgegen, auch an den Ausweichstellen passieren wir keinen Europäer. Hin und wieder ein dunkler Fleck in dem grandiosen Gelb der Wüste. Durchs Glas unterscheidet man Palmen, Äcker, Häuser, kurz eine Dase im Lande drin, auf ein, zwei Stunden Entfernung. Da werden auch Menschen sichtbar, der weiße Burnus eines Arabers, der fern durch den Sand seinen Weg nimmt, in größerer Nähe der blaue eines Fellachen, dessen Träger lebhaft gestikulierend, von zwei großen, prächtigen Wolfshunden gefolgt, über die Wdschung hinab auf uns zu rennt. In gewaltigen Sätzen nimmt er jedes Hindernis. Ein Matrose von unserem Ablösungstransport schleudert ihm, um einen Spaß zu haben, ein halbes Kommißbrot zu. Die biedere Blaujacke scheint nicht zu finden, daß man Hunger leiden muß bei dem von Schiffs wegen gelieferten Essen an Bord des Reichspostdampfers! Mit breitem Klatschen plumpst die Gabe ins Wasser. Im Handumdrehen hat der Fellache, ein junger Bursche von vielleicht zwanzig Jahren mit indianerartig aufgebundenem Haarschopf, sich

den Burnus, sein einziges Gewand, über den Kopf gezogen. Splitternackt, wie aus Bronze gegossen, steht der braune Kerl einen Augenblick da; dann hupft er hinein ins Wasser. Die edlen Hunde hinterher! In drei kraftstrogenden Tempos ist er am Schiff, in drei weiteren wieder am Ufer. Den Burnus zieht er nicht wieder an, der muß jetzt zu wichtigerem Zweck herhalten. Sorgfältig und ohne mit der Zeit zu geizen, knotet er das Brot in ihn ein; dann eilt er flüchtig, in langen Sätzen, leicht wie eine Gazelle am Kanalrand hinter uns her; lustig bellend folgen die Hunde. Es ist ein künstlerisch wunderbarer Anblick; aber gut immerhin, daß es früh am Morgen ist und unsere Ladies noch schlafen. Noch ein zweiter, ein dritter Matrose opfert ihm sein Traktament; dann ist die Freigebigkeit erschöpft; der Fellache verschwindet nach einstündigem Dauerlauf. Eine Herde von hundert Kamelen, von drei Arabern bewacht, trinkt am Kanalufer. Die Stationen besonders, kleine Däsen mit weitem Hof, mit Palmen, Flaggenmast und reichen Gartenanlagen, bringen alle Stunden etwa in Erinnerung, daß es mit der Wüste nicht recht ernst ist, und daß man im Grunde eine Kulturstraße entlang zieht. Ab und an geht es auch durch einen der, übrigens, soweit meine Beobachtungen reichen, entgegen dem Versprechen der Reisehandbücher, wie der Kanal selbst flamingolosen Bitterseen. Ihr Sumpf entzückt das Auge in unglaublich prächtigen hellen Farben von leuchtendem Grün bis zum zartesten Violett. Aber Sumpf bleibt Sumpf, und der Kanal selbst, trotz Kamelen und Fellachen und Däsen, wie schon gesagt, an sich ein elender Graben. Doch der Schein trügt. Dieser elende, verlassene, einsame Wüstengraben ist die Erfüllung des Traumes von Jahrtausenden, das wiedererstandene Werk Nechos, des ersten Umseglers Afrikas, ein Wunder menschlicher Energie, dabei eine der Hauptstraßen des Weltverkehrs, die Lebensader eines Weltreiches, an deren Verteidigung dieses mit gutem Grunde seine Existenz setzen würde. Ist nebenbei, was für den Romantiker wichtiger ist als für den Praktiker, die Grenze zweier Weltteile.

Der Kanal lag hinter uns, als wir, die an Bord anwesenden drei deutschen Journalisten, am ersten Abend unserer Fahrt auf dem Roten Meer einer Abendeinladung des Staatssekretärs Folge gaben. Nächst uns waren fünf oder sechs andere Gäste neben der ständigen Umgebung Erzellenz Dernburgs erschienen, so Herr S., der sächsische Industrielle, der die Baumwollkulturen der Kolonie sich ansehen

will, das Ehepaar W., das nach Kilwa geht, um dort Kautschuk zu bauen, Fräulein K., die sich nach dem Kilimandscharo verheiratet usw. Wie geringschätzig wir an jenem Abend noch über das Rote Meer dachten! Offenbar war alles Jägerlatein und böswilliger Schwindel, was man so gelegentlich über die Schrecken dieses angeblichen Glutofens gelesen hatte. Auf dem Kommandodeck des „Feldmarschall“ war durch schwarz-weiß-rote Flagge und die Kriegsflagge des Reiches als Festhalle eine Art Verschlag hergestellt worden; das Pilsener war vortrefflich, Herr Wildhagen, ein Landschaftsmaler, der auf den letzten Ausstellungen Proben eines starken Könnens geboten hat und jetzt mit uns den Staatssekretär begleitet, strich die Geige, eine laue Brise lag uns im Rücken, die See war ruhig, und so glitten wir im tiefsten behaglichsten Frieden über die tiefblauen Fluten vorwärts. Spötter fanden im Laufe des Abends, daß es eigentlich doch etwas kühl sei! Und weder irgend etwas wie Meerleuchten noch der ruppigste Hai, auf deren Vorführung man in diesen Breiten doch eine Art Rechtsanspruch hat, war zu sehen.

Staatssekretär Dernburg setzte Herrn S. in liebenswürdiger Form auseinander, daß die Reichsregierung bei Zulassung der Verpachtung von Baumwollenland an Eingeborene die Anwendung des Trucsystemes unter allen Umständen verhindern werde. Das war eine rein theoretische Mitteilung, die wahrscheinlich keinerlei direkten Zusammenhang mit den Plänen unseres kleinen, viel gereizten und immer freundlichen Herrn S. hat, die aber doch vielleicht hier oder da interessieren wird. Er verbreitete sich ferner über die Schwierigkeiten, die für Banken mit der Anlage von Geld in Kolonialplantagen verbunden seien. Er wies schließlich auf den Wandel hin, der in der englischen Auffassung über den Wert der Kolonien seit Ende der achtziger Jahre eingetreten sei. D'Israeli habe damals noch von einem Bleigewicht am Fuße Britanniens gesprochen; man habe es als gleichgültig betrachtet, ob die eigene oder eine fremde Flagge über einem Kolonialgebiet, mit dem man Handel treibe, wehe; denn kaufen würden diese Gebiete unter allen Umständen von England! In dieser Anschauung sei seither ein radikaler Wandel eingetreten; man vergesse heute nicht mehr, daß es Prohibitivzölle gebe und sei auch keineswegs mehr so wie früher abgeneigt, diese zugunsten des englischen Handels selbst anzuwenden. Ich für meine Person konnte angesichts dieses interessanten historischen Exkurses nicht umhin, mich

im Stillen des Mannes zu erinnern, dem es zu danken ist, daß trotz dem offenen oder versteckten Widerstand bureaukratischer Instanzen, soweit Ostafrika in Betracht kam, die Gunst des Augenblicks nicht unbenützt blieb. Ende Juli 1887 schloß Karl Peters seinen bekannten Vertrag mit Said Bargasch. Nur wenige Tage mehr als zwei Jahrzehnte seit der Unterfertigung des denkwürdigen Aktenstückes werden soeben vergangen sein, wenn der Staatssekretär demnächst in Daressalam an Land geht.

Die See blieb ruhig. Aber die laue Brise wurde warm und wärmer. Immer schwüler brütete die Hitze über uns; immer höher stieg die Sonne, bis sie schließlich nach Überschreiten des Wendekreises scheitelrecht ihre Strahlen auf uns herniedersandte. Die Spötter sind schon lange verstummt; die See zeigt eine Temperatur von 34 Grad, an Bord herrschen im Schatten 36 Grad, in der Sonne einige 40 Grad; im Maschinenraum werden an den kühlfsten Stellen 54 Grad registriert. Schließlich fuhren wir bei noch immer ganz ruhiger See im richtigen Wüstenwind dahin. Daß angesichts solcher Temperaturen sich alle Bande frommer Scheu lösen, ist selbstverständlich. Unsere Kleiderordnung ist teils auf dem Wege gütlicher Verabredung, teils durch revolutionäres Vorgehen einzelner Gruppen auf die abschüssigsten Pfade geraten; und der Staatssekretär hat seine anfängliche Beschränkung auf sein Reservatgebiet des Kommandodecks längst aufgegeben, was sehr erklärlich ist, da man dort die Sonne zu sehr aus erster Hand hat. Er bewegt sich seither unter allem Volk auf dem Promenadendeck und zwar in Hemdsärmeln, wie andere Sterbliche auch; außerdem hat er sich als Mitglied des deutschen Sprachvereins anwerben lassen. Bei mir persönlich trat die Erkenntnis der Änderung in der Situation in einer Nacht ein, in der ich nach wüsten Träumen schweißgebadet in meiner Koje aufwachte. Ich meinte zu ersticken. Im Schlafanzug stürmte ich an Deck. Dort traf ich andere geängstigte Nachtwandler in Menge. Seither schlafe ich im Deckstuhl im Freien; die anderen Herren tun dasselbe, und nur die beklagenswerten Ladies können sich zu einem ähnlichen Akt der Selbstbefreiung nicht entschließen und bleiben über Nacht in ihrer Kammer. Der Zustand, in dem sie dann frühmorgens sichtbar werden, ist beklagenswert. Der Staatssekretär gewährt seinen speziellen Freunden über Nacht Gastfreundschaft; die Herren lassen ihre Matratzen nach Beendigung der Abendunterhaltung, während

deren Oberstleutnant Quade Erlebtes aus dem Herero- und Hottentottenfeldzug zum besten gibt, kurzerhand auf den Planken des Kommandodecks niederlegen.

Die Hitze ist furchtbar; und trotzdem — die Phantasie hatte sich die Schrecken dieser Fahrt durchs Rote Meer doch noch viel schlimmer vorgestellt als sie es in der Tat sind. Wer in der Lage ist, sich völliger Stumpfsinn überlassen zu können, kommt relativ leidlich fort. Bitter allerdings ist es, die Leier stimmen zu müssen, um über ein „Alles wohl“ hinaus unsere Erlebnisse nach der Heimat zu übermitteln. Das muß von Aden aus, dem wir uns jetzt nach fünftägiger Fahrt nähern, geschehen, und so sehe ich nur mit gemischten Gefühlen allerlei romantische „Diebels“ (Felsen), die das Ende unserer Reise durchs Rote Meer ankündigen, an mir vorüberziehen. In Aden haben wir kurzen Aufenthalt; dann geht es hinaus in den Indischen Ozean, wo mildere Temperatur, dafür aber hohe See uns erwarten soll.

III.

Nochmals das Rote Meer. — „Haifischjagd“ vor Aden. — Kap Guardafui. — Die ersten Dattelpalmen. — Der Monsun. — Irdische und Sphärenmusik. — Der Staatssekretär.

An Bord des „Feldmarschall“, den 30. Juli.

Wir haben heute früh 5 Uhr den Äquator überschritten und treffen morgen in Mombassa ein. Von da an haben wir Deutsch-Ostafrika vor uns. Unsere Fahrt nähert sich schnell ihrem Ende. Die Situation im Roten Meer war zuletzt doch nahezu unerträglich und selbst die unverwundlichsten Krafthuber wurden allmählich schlapp. Als wir vor nun fünf Tagen nachmittags die Straße von Bab el Mandeb mit dem Temperatursturz, den sie brachte, endlich hinter uns hatten, atmete alles wie von schwerer hoffnungsloser Qual wider Erwarten erlöst auf. Man gestand sich gegenseitig zu, wieviel Willenskraft es den einzelnen gekostet hatte, wenigstens halbwegs Haltung

zu bewahren. Das Hoffnungslose solcher Lage, wie wir sie hinter uns hatten, besteht darin, daß man sich einerseits mit seinen Kräften am Ende glaubt, andererseits trotz aller Anstrengung der Erfindungskraft und trotz allem Suchen kein Mittel und keinen Ort findet, sich erträglich einzurichten. Man irrt von Backbord zu Steuerbord, vom Bug zum Heck, man legt sich in den Deckstuhl, man probiert es mit der Badewanne, man versucht selbst unter Deck in seiner Kabine Heil zu finden, hier freilich nur, um ganz besonders schnell weiter zu flüchten, man stellt sich in den Wind und dann wieder dorthin, wo Deckung gegen den Hauch aus dem Backofen, der hier Luftzug heißt, ist — umsonst, es gibt kein Mittel, der bleiernen, lähmenden Glut zu entgehen! Und wo die innerlich Verzweifelten sich in ihrem ruhelosen Wandern begegnen, lächeln sie einander höflich zu und sprechen einige konventionelle Worte: „Gewiß, — ja freilich, — natürlich könnte es noch schlimmer sein! . . .“ Aber das Lächeln ist ein Grinsen.

Die Fahrt durch das Rote Meer gehört zu den Übeln, die im Gegensatz zu anderen in der Erinnerung nicht ein gut Teil ihres Stachels verlieren, sondern wachsen und immer schlimmer erscheinen. Man bäumt, sozusagen, innerlich auf beim Gedanken an die Möglichkeit einer Wiederholung der Reise. Charakteristisch ist die energische Erklärung „unserer“ jungen Braut, Fräulein K., daß sie lieber Zeit ihres Lebens mit ihrem Eheherrn einsam am Kilimandscharo sitzen, als, um Deutschland wieder zu sehen, noch einmal die Reise durchs Rote Meer machen wolle.

Glücklicherweise währt die Fahrt durch die gesegneten Wasser zwischen den heiligen Stätten des Islam und der nubischen Wüste nicht ewig, sondern „nur“ fünf Tage.

* * *

Als wir vor Aden lagen, dem bis an die Zähne bewaffneten Felsenest unter englischer Flagge, waren, wie schon erwähnt, Lebensmut und Latkraft an Bord bereits wieder eingelehrt. Wir kamen spät abends an und sollten ganz zeitig wieder abreißen; trotzdem fand sich eine ganze Anzahl Damen und Herren, die noch in der Nacht an Land gehen und die berühmte Tour nach den Süßwassertanks die Felsen hinauf unternehmen wollten. Droschken standen bereit.

Auch der Staatssekretär und seine Tischgesellschaft machten den Ausflug. Das Unternehmen war so spät nicht ganz nach meinem Geschmack, und so zog ich es vor, dem Vorschlag eines der Jägerleute, die wir an Bord haben, Folge zu geben und mit ihm dem Haifischfang obzuliegen. Der Gedanke war offenbar nicht übel; denn nach jedem geographischen oder naturwissenschaftlichen Handbuch ist die übel berufene „Hyäne der Meere“ nirgendwo so zu Hause, wie auf der Reede von Aden. Ich lud also den Browning, schnallte ihn um und nahm den mir angewiesenen Platz im stillen Winkel über der Schiffschraube ein. Meine Hauptaufgabe sollte darin bestehen, den Haifischen, die an unsere Angel gehen würden, sofort beim Erscheinen über dem Wasser durch einen wohlgezielten Schuß das Lebenslicht auszupusten. Später kam noch ein anderer Auftrag hinzu. Unser Bierhaken, in zwei Pfund Fleisch tüdtisch versteckt, hing höchst appetitlich anzusehen am vorschriftsmäßigen Drahtkabel im Wasser, und gespannt und atemlos streckten wir die Köpfe über die Reeling, um aufzupassen, wenn „es“ ziehen und der erste Haifisch unsere Beute sein würde. Aber „es“ zog nicht. Dagegen löste sich eine der Fundergondeln, die, beladen mit allen Schätzen des Ostens, um Handel zu treiben am Keep vorgefahren waren, von ihrem Plage. Langsam, aber mit Nachdruck glitt sie durch die silberne Mondnacht zu uns herüber. Wir winkten und schrien, aber die malerischen braunen Burschen kümmerten sich nicht um unseren Protest. Sie hatten uns entdeckt und waren versessen darauf, ohne jede Rücksicht auf unsere Jagdpläne, gerade mit uns Geschäfte zu machen. Straußenfedern, Zigarren, Zigaretten, Früchte, Jagdtrophäen wurden mit melancholischem Blick und unter wildem Gekreisch zu uns empor gehalten. Und andere Boote folgten. Der Quartermaster des „Feldmarschall“, der zufällig an uns vorüberkam, wußte Rat. Er verwies uns alle auf etliche Säcke mit Sand, die zu irgendwelchem mir unbekannten Zwecke in unserer Nähe standen. Wir gingen auf die Intentionen des alten Seebären ein, und ich erhielt die Order, statt mit dem Browning auf Haifische zu schießen, mit dem Sand die Funder zu bombardieren. Die Haifische, erklärte mein Jagdgenosse, würde er im Notfalle mit der Harpune, die wir ebenfalls bei uns hatten, heraufholen. Man sieht, wir waren glänzend ausgerüstet. Aber leider bewährte sich auch in diesem Falle das russische Sprichwort, daß an dem, was die Wangen in seinem Bett tödtet, der

Pope selbst auch stirbt. Mit dem Eifer eines Lustschiffers, den ein verhängnisvoller Wind über die See getrieben hat, entleerte ich meine Sandsäcke in die Tiefe. Nicht ohne Erfolg! Denn die Funder verschwanden. Mit ihnen leider die Haifische auch — vorausgesetzt, daß überhaupt welche dagewesen sind und die Geographiebücher, nach denen es auf der Meere von Aden an diesem Wild nur so wimmeln soll, nicht Unrecht haben. Jedenfalls fingen wir nichts. Die Enttäuschung war zu verwinden. Als unsere Reisegefährten weit nach Mitternacht wieder an Bord kamen, erzählten sie, wie großartig der Anblick der Süßwassertanks bei Mondenschein gewesen sei. Kein Tausend und eine Nacht! Mag sein! Doch waren der riesige Salzwassertank des indischen Ozeans mit dem wilden Felsgeklüft von Aden als Hintergrund, den Raubvögeln in der Luft, den Funderbooten als Staffage und dem stummen, stillen, weithin sich silbern in den Gluten spiegelnden Gestirn der Nacht, wie wir sie genossen hatten, auch kein übler Leckerbissen. Die an unsere Haifischjagd gewandte Zeit hat uns nicht gereut.

* * *

Kap Guardafui — „Hütet Euch“ auf deutsch, wie uns in der Quarta beigebracht wurde — wird ebenso wie Gibraltar mit der Gestalt eines ruhenden Löwen verglichen. Mit mehr Recht als jenes; wenigstens sind Haupt und Pranke des Königs der Tiere bei der hohen, langgestreckten Landzunge, mit deren Umschiffung man in den eigentlichen Indischen Ozean eintritt, weit schärfer herausgearbeitet als an den Säulen des Herkules. Kap Guardafui ist die mittellste mehrerer Halbinseln mit riesiger Brandung, die hier aufeinander folgen; jede einzelne von ihnen bedingt für das Schiff, das von Bab el Mandeb, dem „Tor der Tränen“, nach Ostafrika will, eine Änderung seines Kurses. Wehe dem Kapitän, der hier bei Nacht, Nebel oder im Sturm nicht genau aufpaßt und die Felsen miteinander verwechselt; sein Boot zerschellt an der übel verrufenen Küste, an der die Somalis wohnen. Ganz bde ist diese Küste übrigens nicht, ab und an sieht man inmitten von Wüste und Gestein kleine Palmengruppen. Staatssekretär Dernburg stellte unter allgemeiner Heiterkeit durch seinen Goerz fest, daß wir Dattelpalmen vor uns haben, und daß somit dieses historische Gewächs, das in der letzten

Reichstagswahl eine so große Rolle gespielt hat, bei unserer Annäherung an die Küste Ostafrikas uns zuerst willkommen heißt. Hier und da wird auch eine Gruppe der*) im angenehmen Geruch des Kannibalismus stehenden schwarzen Landeskinde am Strande sichtbar. Am Horizont tauchen hüpfende Wogenklämme von beträchtlicher Größe auf; der „Feldmarschall“ kommt ihnen schnell näher; die See fängt an zu rollen, das Schiff zum erstenmal auf unserer Reise zu tanzen. Die Brise, die uns entgegenkommt, wird zusehends stärker und bald so stark, daß nur gewichtige Männer unter Einsetzung ihrer ganzen Persönlichkeit auf dem Weg nach dem Bug gegen sie aufkommen können; die ersten Brecher gehen über das Vorderschiff, wir sind im freien Ozean und kämpfen gegen den Monsun, der uns entgegen ist, mit dem Kurse nach Mombossa an. Der Wind verstärkt sich schnell zum regelrechten schweren Sturm**), unter dem wir nun drei Tage lang zu leiden haben. Die Kabinen, in denen unvorsichtige Passagiere das auf Anordnung des Kapitäns sorglich verschraubte Bullauge wieder geöffnet haben, schlagen zum Entsetzen ihrer Bewohner im Handumdrehen voll Wasser und wer nicht ganz seefest ist, fühlt sich elend und elender. „Ach, wie bald, ach, wie bald, schwindet Schönheit und Gestalt!“ Man sieht die ersten „Leichen“ herumliegen. Ihre Zahl ist indessen nicht annähernd so groß, wie man im Binnenland es sich vorzustellen pflegt. Auch der Staatssekretär bleibt völlig frisch. Es gibt sehr viele Leute, die von Natur seefest sind und nie seekrank werden.

* * *

Keine größere Profanation der erhabenen Majestät der See, als das Leben an Bord eines großen Dampfers! Das kocht und wogt und brandet ringsum so weit der Blick reicht, und die Wogen klatschen in schwerem Anprall gegen die Bordwand und zersprühen zischend. Die Rumpfschale tanzt auf den Fluten, die sich in schwerem Atmen gigantisch heben und senken, wie es ihr Werk ist, seit die Feste gesetzt wurde und die Erde und die Wasser sich schieden. Ein Stirnrunzeln der Schöpfung, und niemand hört ein Wort mehr von

*) Wie ich in Ostafrika später hörte, zu Unrecht!

**) In Darressalam wurde berichtet, „unser Monsun“, d. h. der Sommermonsun von 1907, sei der schwerste gewesen seit vielen Jahren.

uns allen, vom Minister bis zu den armen Italianos, die mit den Kindern auf dem Vorderdeck irgendeiner neuen Heimat zusteuern. Das sollte zur Sammlung stimmen. Doch das liebelt und intrigiert und sucht und schneidet sich, als lägen nicht 3000 Meter Abgrund unter uns! Verstimimte Instrumente kreischen den Rixdorfer und die lustige Witwe in die Sturmnacht hinaus — eine Dorfkirmes inmitten der Musik der Sphären! Das Gros der deutschen Herren sitzt in Gruppen und Grüppchen beieinander; zwischen diesen Gruppen und Grüppchen klaffen unsichtbare Abgründe; so schleppen sich ihre Nationalfehler über die Bogen in ein neues Land! Die Engländer sind alle untereinander gut bekannt. Es sind gesunde große Leute mit schlenkernden Gliedern, deren Lebensfreude durch die Sorge, der liebe Nächste respektiere vielleicht ihre Stellung nicht hinreichend, in keiner Weise beeinträchtigt wird. Sie sehen nicht nach der Studierlampe aus, können aber über das ganze Gesicht bis an die Ohren lachen und tun es eigentlich immerfort. Alles in allem Leute ohne Niedrigkeit und ohne altjüngferliche Bitternis in den stilleren Ecken ihres Charakters. Leute, die im privaten Leben Sympathien gewinnen, und dadurch — worauf es hier ankommt — für ihre Nation ein vorzügliches Kolonisatorenmaterial abgeben müssen! Die Herrschaften haben ihrer Mehrheit nach Kilindini zum Reiseziel, bilden also ein Partikelchen unserer unmittelbarsten Konkurrenz; die übrigen reisen nach Chindi, East London oder Durban.

* * *

Ein paar Worte über den Staatssekretär. Seine anhängliche Solitude auf dem Kommandodeck, die er wohl seiner jungen amtlichen Würde schuldig zu sein glaubte, hat er wahrscheinlich mehr noch, als unter dem Einfluß der linden Sonne des Südens, unter dem eines unruhigen starken Orientierungsbedürfnisses längst abgegeben. Er hat unter den Passagieren allerlei Bekanntschaften geschlossen und unterhält sich mit Engländern, wie mit Deutschen. Besonders befreundet ist er mit Mr. Balfour, einem lebenswürdigen Orford'schen Gelehrten, der mit seiner Gattin nach Durban geht, um von dort aus an der Spitze einer Expedition einer Menge Probleme aus der Steinzeit auf den Leib zu rücken. Erzellenz Dernburg hat im übrigen sichtlich das Bestreben, Ansichten über koloniale Lage-

fragen aus dem Munde der Interessenten verschiedenster Art, mit denen ihn der Zufall an Bord des „Feldmarschall“ zusammengeführt hat, zu sammeln und zu vergleichen. Auf den Ruhebänken an Deck und im Rauchsalon bietet sich Gelegenheit genug zu zwangloser und unverbindlicher Plauderei. Der Zufall fügt es, daß der Staatssekretär bald neben einem Ingenieur, bald neben einem erfahrenen Schuttruppler, Offizier oder Arzt Platz nimmt. Er unterhält sich mit den Sekretären des Gouvernements, die vom Heimaturlaub zurückkehren, und dann wieder mit dessen erstem Referenten. Auch hört er sich an, was die Damen dieser Herren sich zu erzählen wissen. Im Gespräch mit Engländern und Engländerinnen ist er bemüht, deren Meinung über Eingeborenenbehandlung zu hören. Er vermeidet es indessen sichtlich, sich durch eigene Äußerungen auf bestimmte Anschauungen festzulegen; namentlich uns Journalisten gegenüber übt er in diesem Punkte große Zurückhaltung. Dafür erhalten wir gelegentlich ein unpolitisches Schokoladenplätzchen, auch in natura, als Cadeau; der Staatssekretär führt nämlich neben einer Zigarrentasche von den Dimensionen eines kleinen Handkoffers, die von Arglosen als das legendäre Ministerportefeuille ehrerbietig bestaunt wird, eine ebenfalls auf Massenkonsum berechnete Kiste mit Süßigkeiten Stollwerkfcher Herkunft bei sich. Solche Captatio geht uns selbstverständlich ein wie Honig, und zwar auch denen unter uns, die sonst für robustere Genüsse eingenommen sind; für die koloniale Zeichen-deuterei bietet sie indessen nur kümmerlichen Anhalt. Der Kakaobau allerdings . . . Doch ich will nicht kombinieren! Wird das Zuckerplätzchen nicht in natura, sondern in Gestalt einer liebenswürdigen Bemerkung verabfolgt, so enthält es etwas Lyrik oder Stimmungsmomente, die durch den Zufall unserer Umgebung ausgelöst werden. So äußerte der Staatssekretär mir gegenüber neulich tiefes Mitleid mit dem Schicksal eines Leuchtturmwärters, der auf den Brothers, einer öden, einsamen Inselgruppe des Roten Meeres, im Solde des Großherrs bei mittags 40 Grad Celsius im Schatten seine Tage fristet. Ich wollte errötend irgend etwas Analoges über unsere Leuchtturmwärter in der Berliner Wilhelmstraße stammeln, weil mir nichts Gescheidteres einfiel; allein ein kühler Blick ließ mir alles Geistreiche in der Kehle stocken, und so beschränkte ich mich darauf, den armen Kerl in seiner meerumplätscherten Villeggiatur ebenfalls zu bedauern. Erzellenz Dernburg sieht gern zu, wenn andere Schach

spielen und greift gelegentlich auch kritisch ein; ihn selbst hat man öffentlich noch nicht spielen sehen, worin seine Köpfe, wenn sie wollen, abermals etwas Symptomatisches, vielleicht sogar etwas Staatsmännisches sehen können. Weniger zurückhaltend ist der Staatssekretär gegenüber den Lockungen eines kleinen Kaffeeskates. Er hat sich um uns alle ein großes Verdienst erworben, indem er als erster mit der strengen Kleiderordnung an Bord, übrigens erst nach einer noch immer reichlich bemessenen Anstandspause, brach. Die anderen deutschen Herren wären bereit gewesen, unsere englischen Reisegegnossen durch Beibehaltung des Dinnerdresß noch in der Glut des Roten Meeres und im Monsun des Indischen Ozeans zu quälen . . .

Einen nicht uninteressanten Punkt aus dem Ideenkreis, der den Staatssekretär beschäftigt, kann ich übrigens trotz seiner sonstigen Zurückhaltung kurz hervorheben. Er betrifft die Mission der Ärzte in unseren Kolonien im allgemeinen und in Deutsch-Ostafrika im speziellen. „Sie sollen Kulturträger sein, uns das Vertrauen der Eingeborenen erwerben. Eine ihrer wesentlichen Aufgaben ist auch die wissenschaftliche Beobachtung des Landes. Und dann: für Ostafrika ist die Arbeiterfrage ein sehr schwieriger Punkt. Wenn es den Ärzten gelingt, fünfzehn oder zwanzig Jahre hindurch die sehr große Kindersterblichkeit bei den Eingeborenen, sagen wir um etwa 30 Prozent zu drücken, so würden wir damit sehr viel gewinnen.“ In der Tat ist hierin ein sehr schönes Programm, zunächst naturgemäß für die Militärärzte des Schutzgebietes, aufgestellt. Wissenschaftliche Beobachtungen: man kann sich dabei bakteriologisches aus dem Gebiet der Viehkrankheiten, wie Tsetse, Küstenseber usw., ferner die Anlage und Überwachung von Zähmungsversuchsstationen vorstellen. An eine strenge Arbeitseinteilung nach Fachdisziplinen ist für Deutsch-Ostafrika ja sowieso zunächst nicht zu denken! Verminderung der Kindersterblichkeit bei den Eingeborenen: wächst die Dichtigkeit der Bevölkerung, so haben die schwarzen Herrschaften es nicht mehr ganz so leicht, wie heute, sich zu ernähren. Sie müssen dann wohl oder übel ausgiebiger arbeiten und Werte erzeugen.

Dr. Walter Rathenau begleitet den Staatssekretär angeblich ohne konkrete Pläne lediglich als unabhängiger Experte für volkswirtschaftliche Fragen.

IV.

Ostafrika! — Kilindini und Mombassa. — Madinnondentmal und die Zeit vor zwanzig Jahren. — Langer. — „Unser Bismard.“ — Reizbare Leute. — Erinnerung an Kiel. — Daresfalam.

Daresfalam, den 5. August.

Unvergeßlich wird mir der Eindruck meiner ersten Bekanntschaft mit Ostafrika sein. Ein schöner sonniger Morgen. Der „Feldmarschall“ lag, als wir erwachten, wie es aussah, in der Mitte eines Binnensees mit nicht allzu breiten symmetrischen Abflüssen. Warme freundliche Luft umschmeichelt uns. Von den vier langgestreckten Küsten zwischen den Abflüssen grüßte über dem gelben Strand dichtes üppiges Grün zu uns herüber. Federkronen auf schlankem Stamm hoben sich über das scheinbar undurchbringliche Dickicht empor und verrieten so dessen Charakter; was uns umgab, waren Palmen. Durch den einen Abfluß, weit hinaus, sah man als schneeweiße Linie eine mächtige Dünung. Dort war das Meer. Zu unseren Füßen nur leises Plätschern. Wir lagen im Hafen von Kilindini, einstweilen dem Neben-, in näherer oder fernerer Zukunft aber sicherlich dem Haupthafen von Mombassa.

Das war also die glückliche Küste, der unsere lange Fahrt gegolten hatte, war, wenn auch noch nicht Deutsch-Ostafrika selbst, so doch dessen nächster Vetter! Es war das Afrika, das wir suchten, das reiche Land, auf dessen Pracht uns seine Adoptivkinder an Bord so oft begeistert verwiesen hatten, wenn unser Blick romantisches, aber totes Berggeklüft von der Riviera bis zum Cap Guardafui, wenn er das nuancenreiche fahle Gelb der Wüste nach den paar Nasen kargen Grüns in instinktiven Suchen durchforschte. Ein großer Moment war uns gekommen. In solchen Augenblicken, die ein Ereignis fürs Leben bedeuten, nimmt der Mensch das Symbol für Wahrheit. Der strogende Palmenwald, mögen unter seinen Fächern giftige Fieberdünste auch noch so dumpf brüten, wird zur Verkörperung, zur Zusage aller Schätze eines Märchenlandes. Was hat jugendliche Phantasie uns nicht einst vorgegaukelt, wenn wir von den Abenteuern der Tropen lasen und hörten. Ein handfester Glaube an ihren unschätzbaren Wert ist von damals her im Untergrund des Bewußtseins bei uns allen zurück-

geblieben; er ist der Niederschlag von Erfahrungen, die die Menschheit seit Jahrtausenden gesammelt, einer unruhigen schmerzlichen Sehnsucht, die sie ebenso lange beherrscht hat. So ergreift tiefe Bewegung jeden, der diesem Gestade zuerst gegenüber tritt; und erste Eindrücke haben einen gesunden Kern. Wenn die Natur ihre Urkraft in gigantischem Zeugen dem sterblichen Auge offenbar werden läßt — bettelarm, unfähig und bedauernswert, wer sich dann ängstlich umzuschauen vermag, ob sein allerpersönlichstes Tischchen dabei auch hübsch richtig gedeckt ist, bettelarm, unfähig und bedauernswert, wer zu solcher Stunde Marktpreise kalkulieren kann. Der Instinkt in uns ruft und hämmert: Hier ist gut sein, hier laßt uns Hütten bauen! Ans Land! Ans Land! Sei gegrüßt, Afrika des Ostens.

* *

Sehnige Eingeborene ruderten uns schnell hinüber zu der einzigen Lücke in den Palmen Dickicht ringsum, zu den wenigen Bauten, die Kilindini repräsentieren. Es sind dies ein paar Verwaltungs- und Wohngebäude, der englische Zollschuppen, eine Bahnhofshalle als der äußerste Endpunkt der Ugandabahn, und etliche Lagerräume für den Güterverkehr. Zwei, drei Duzend schwarze Schlingel hockten am Landungsplatz herum. Sie verlangten kein Bakisch, ein unerhörtes Ereignis für den, der Afrika bis dahin nur vom Mittelmeer aus gekannt hat.

Jeder Baum, jeder Strauch, die dünne grüne Schlange, die am Palmenschaft herabgleitet und über den Weg unauffindbar im Busch verschwindet, die fremden bunten Falter, die in Menge die Blüten des Mangobaums umflattern, der kanariengelbe Vogel, der vor uns auf dem Zweige wippt, das Massiv eines Affenbrotbaums — alles wird zum Ereignis. Der erste Spaziergang im aquatorialen Afrika! Und die Temperatur auch nicht ärger als daheim im August. Negerburschen zwischen den Deichseln ihrer Kikicha, eines zweirädrigen Kabriolets mit elegantem Sonnensegel, troten zu dreien oder vierten hinter mir her, in der Hoffnung, daß ich mich ihres Wagens schließlich doch noch bedienen würde. Aber sie belästigen mich nicht durch aufdringliches Zureden. Englische Ordnung, die hoffentlich eines nicht mehr fernen Tages auch in Ägypten das Anreißertum der Straße ausrotten wird! Ein dunkel-

farbiger Schutzmann in Khaki, ein Sohn des Sudan, mustert stumm und bewegungslos, die Arme gekreuzt, die Passanten. Eine breite schnurgerade Straße führt in etwa einer halben Stunde von Kilindini hinüber nach Mombassa. Sie durchschneidet in prallem Sonnenschein reiche Kulturen; Landhäuser im Tropenstil, mit rings um das Haus laufenden Veranden und großen Gärten folgen. Die Bebauung wird dichter, die moscheartige englische Kirche, die katholische Mission mit ihrem Gotteshaus, die englische Hauptwache, die aus einiger Entfernung einer heimischen Schießbude lächerlich ähnlich sieht, tauchen auf, das Palais des High Commissioners folgt: Mombassa ist da! Auf dem ganzen Wege lebhafter Fußgängerverkehr: Eingeborene, Araber, Inder, Europäer durcheinander, alles eifrig vorwärtstrebend. Von Fuhrwerken ab und zu ein Esel- oder Maultierwagen, im übrigen die schon erwähnten Rickshas und viersitzige Trolleys, die von zwei Negern geschoben, in einem Schmalspurgeleise laufen. Sie vertreten eine Straßenbahn, wie die Rickshas die Droschken. Überall herrscht musterhafte Ordnung. Die Eingeborenen bewegen sich frei und sicher; doch hält die englische Verwaltung hier die Stationierung einer ganz unverhältnismäßig großen Anzahl von Polizeiposten in den Straßen für notwendig. Port Said war nicht annähernd ebenso bewacht. Auffällig oft begegnet man auch Gruppen von schwarzen Kettengefangenen, die unter der Aufsicht von Sudanesen mit scharf geladenem Gewehr an der Straße arbeiten. Dem Berliner Zunftgenossen, der mich begleitet, paßt der Anblick nicht recht in den Kram. Er ist gerade dabei, an Mombassa die Vorzüge englischer Kolonisationsmethoden vor den deutschen, die er allerdings zusammen mit uns allen erst kennen lernen soll, mir vorschußweise zu demonstrieren. „Die Gefangenen? Nun ja. Aber alles in allem: ein Mombassa“ — das sich allerdings beim Fortschreiten immer anziehender rings um uns entwickelt — „ein Mombassa bringen wir nie auf!“ Bescheiden und kleinlaut verweise ich darauf, daß Sir Eliot, der frühere High Commissioner von Britisch-Ostafrika in seinem Buch über das dortige englische Protektorat bei einem Vergleich der beiderseitigen Kolonisationsergebnisse unter Berücksichtigung der Mittel, die aufgewendet worden sind, zu doch recht anderen Ergebnissen kommt. Mein Einwand wird ignoriert; ich erfahre noch, daß mein verehrter Kollege

von der Feder zwar die Ugandabahn ebenfalls noch nicht kennt, zu allem Englischen indessen so viel Vertrauen hat, daß er an dieser Bahn durch einen Spezialausflug „feststellen“ wird, wie eigentlich Kolonialbahnen gebaut werden müssen“ . . . Rechts von mir rattert und pufft eine Sägemühle. Als ihren Besitzer nennt man uns zu unserer großen Überraschung denselben Träger eines klangvollen preußischen Namens, der als einer der Bürgen für die angeblichen Scheußlichkeiten Dr. Karl Peters in dem Münchener Prozeß kürzlich recht übel charakterisiert worden ist. An „His Majesty“ High Court und dem alten portugiesischen Fort vorüber kommen wir zum Hotel Cecil, dem ersten Gasthof von Mombassa. Dort kommen die Überraschungen gleich doppelt. Bei unserem Eintritt klingt uns deutsche Musik entgegen; der Automat des Lokals, ein Apparat aus Leipzig, läßt „das Meer erglänzen weit hinaus . . .“ Und im Empfangsraum neben einem kleinen Bildnis der verstorbenen Queen ganz groß die Bilder unseres Kaisers und unserer Kaiserin. Das war so weit ganz nett; mehr an Sympathie für unser Volk konnte man eigentlich hier in der britischen Kolonie nicht gut verlangen. Wir hörten aber außerdem, daß beim Lunch der Besitzer der oben genannten Sägemühle und des aristokratischen Namens unmittelbar neben uns sitzen würde, und zwar auch seine Braut, die mit unserem Schiff angekommen sei. Mit unserem Schiff? Der Tausend ja, wer mochte die Glückliche sein? Unter den englischen Passagieren des Feldmarschall hatte sich seit Neapel eine allein reisende Dame befunden, die sich schnell die Sympathien aller Welt erworben hatte. Sie war nicht mehr jung, aber eine elegante interessante Erscheinung, schlank, mit gewelltem halb ergrautem Haar, lebendigen braunen Augen und lustigem gewinnenden Wesen. Noch am Abend vor unserer Ankunft in Kilindini hatte sie uns, während draußen der Sturm pfiß und heulte, vom Viktoriassee erzählt, an dem sie wohne und an den sie jetzt wieder zurückkehre. Daß sie heiraten werde, hatten wir nicht erfahren. Jetzt schien sie am Arm jenes Herrn, dem dunkle Gerüchte, die im Hotel umliefen, nabobmäßige Besitztümer im Hinterland nachsagten.

Das lebhafte Treiben in den malerischen Straßen und Gäßchen des Bahnhof- und Hafenviertels von Mombassa, seine beträchtlichen Warenlager zeigen, was der Schienenstrang selbst aus einem wirtschaftlich noch recht wenig entwickelten und gepflegten Lande heraus-

holt. Der alte Hafen von Mombassa, in dem der Schiffsverkehr sich noch immer konzentriert, ist nicht sehr geräumig; seine Lbsch- und Ladeeinrichtungen sind ungenügend. Der Schwesterhafen von Kilindini ist noch nicht ausgebaut. Aus lokalen Gründen ist es nicht sehr wahrscheinlich, daß diesen mißlichen Verhältnissen bald und energisch ein Ende gemacht wird. Erfreulicherweise sind unsere Kolonialbehörden nicht blind für die Aussichten und Möglichkeiten, die sich aus dieser Lage der Dinge für das benachbarte Tanga ergeben. Die Vermessungsarbeiten dort beginnen in nächster Zeit. Hoffentlich ist man sich an den entscheidenden Stellen klar darüber, daß unbeschadet aller Bahnpläne Tanga ein für ostafrikanische Verhältnisse erstklassiger Hafen sein muß, ehe die Engländer in Mombassa einen solchen haben, d. h. den Interessenten des alten Hafens die Überzeugung von der Notwendigkeit der Verlegung des Verkehrs nach Kilindini beibringen.

Am Hauptplatz von Mombassa steht ein auch als Kunstwerk beachtenswertes Bronzedenkmal Sir William Mackinnons, der, laut ausführlicher Inschrift am Sockel, im Jahre 1887 die British East Africa Company ins Leben rief und damit der Gründer des englischen Protektorats wurde. Vor zwanzig Jahren! Damals wurde durch Dr. Carl Peters unser Vertrag mit Said Bargasch von Zanzibar abgeschlossen; Mackinnon leitete die englische Gegenaktion ein, die schließlich zum Helgoland-Vertrag führte. Das deutsche wie das englische Protektorat haben beide dasselbe Geburtsjahr. Beide treten in diesem Jahr in ihr drittes Jahrzehnt ein. Doch kein Denkstein erinnert auf deutschem Boden an die entscheidende Stunde vor zwanzig Jahren!

„Wie hat Ihnen Mombassa gefallen?“

Die Frau eines Beamten des Gouvernements in Daressalam richtete diese Frage an mich, als ich an Bord wieder eintraf. Die Fragerin kehrte zum zweiten Mal mit ihrem Gatten vom Heimaturlaub nach Ostafrika zurück. Die Malaria hat sie schwer mitgenommen. Sie ist auch jetzt nach dem Erholungsaufenthalt in Deutschland noch sehr schwach, stark bleichsüchtig und ruhebedürftig, so daß sie sich nicht hatte entschließen können, mit uns an Land zu gehen. Obgleich Afrika ihr ihre Gesundheit genommen hat, ist auch diese Frau von der rätselhaften Liebe für den dunklen Erdteil erfüllt, die wir bei fast allen finden, die je dort gelebt haben. Sie

sehnte sich nach ihrer zweiten Heimat. Nombassa kannte sie von früher.

„Jamos!“ antwortete ich. „Wenn wir nur erst so weit wären!“

Sie klatschte in die Hände. „Wenn Ihnen Nombassa gefallen hat, dann habe ich keine Sorge. Dann müssen Ihnen Tanga und Daresalam erst recht gefallen. Und so weit wie die Engländer sind wir auch!“

In dem „So weit sind wir auch“ lag, wie sich nachträglich zeigte, keine zu starke Übertreibung. Frauen urteilen ja nicht nach Einfuhr- und Ausfuhrstatistiken, sondern nach dem, was ihr Auge sieht. Und danach sind wir allerdings ebenso weit, oder vielmehr weiter. Freilich, was die Ugandabahn aus dem deutschen Seengebiet nach Nombassa hinunterbringt, fällt einstweilen zugunsten der englischen Bilanz. Ein Unglück ist das nach dem, was mir verständige Leute in Tanga und Daresalam gesagt haben, nicht gerade. Englisch-Ostafrika steht in der Statistik einen Platz höher als wir. Dafür haben wir, nicht die englische Kolonie, dank der englischen Ugandabahn ein Hinterland, das sich rasch belebt.

* *

Nach Kilindini kam Tanga. Am Morgen nach unserer Abreise von Nombassa lag der „Feldmarschall“ auf einer deutschen Reede, waren wir auf deutschem Boden. Deutsch-Ostafrika war erreicht. Bald nach unserer Ankunft hatten die schlanken blühsauberen Pinassen des Bezirksamts und der Zollverwaltung eine Menge Beamte an Bord gebracht und den Saatssekretär wie seine Begleitung zu einem Rundgang an Land entführt. Der Gouverneur, der uns von Daresalam entgegengekommen war, hatte Erzellenz Dernburg begrüßt und sich an Bord installiert, der stellvertretende Bezirksamtsmann von Tanga, Dr. Roegel, sich gemeldet. Auch Frä. K., die Farmerbraut, mit samt ihrem Myrthenstäbchen, war von ihrem künftigen Eheherrn abgeholt worden. Sie sollte vor-mittags getraut werden; da wir indessen nur wenige Stunden in Tanga bleiben sollten, hatte niemand Zeit, sich um die Zeremonie zu kümmern. Das Myrthenstäbchen war seit der Abreise von

Europa trotz der Seeluft, je wärmer es wurde, zu desto üppigerer Fülle herangediehen.

Wir sollten Tanga später genau kennen lernen. Wenn ich versuche, mir klar zu machen, was von dem ersten kurzen Besuch als Haupteindruck zurückgeblieben ist, so ist folgendes das Ergebnis: Ich war vorbereitet gewesen, in Deutsch-Ostafrika ein schönes und reiches Land zu finden und hatte im speziellen gewußt, daß Tanga von der Natur glänzend ausgestattet ist. Ich hatte gewußt, daß hier, wie auch in Daressalam, ein wunderbares Hafenbild uns erwarten würde. Aber ich hatte gleichzeitig angenommen, daß in die Freude über diese schönen Dinge der Vermutstropfen des Ärgers über Vernachlässigung und Rückständigkeit unseres schönen Besitzes fallen würde. Über Vernachlässigung und Rückständigkeit, als Folge von Mangel an Verständnis und von üblem Willen draußen und daheim. Ich glaube, daß Tausende in Deutschland in ähnlichen Vorstellungen befangen sind. Diese Vorstellungen sind falsch. Ich will hier keineswegs ein generelles *pater peccavi* aussprechen, keineswegs etwa zugeben, daß die seitherige Haltung des Reiches seinen Kolonien im allgemeinen und Deutsch-Ostafrika im besonderen gegenüber schließlich doch leidlich vernünftig gewesen sei, keineswegs in Abrede stellen, daß auch die Vertreter des Reiches draußen im Neu-land, kleine und große, öfter als unbedingt nötig, eine schielende Politik getrieben und sich der Sünde wider den heiligen Geist schuldig gemacht haben. Aber das eine muß man doch sagen: es ist hier draußen, wenn man die stiefmütterliche Behandlung durch das Mutterland in die Rechnung einsetzt, in der Tat Erfreuliches geleistet worden, und Deutschland schuldet den Männern, denen dies zu danken ist, schuldet Wißmann, Liebert, Gdgen und ihren Mitarbeitern alle Anerkennung. In der Tat: „wir sind so weit“; wir haben hier im afrikanischen Osten blühende Niederlassungen die Kapital repräsentieren, die sich allerwärts sehen lassen können, und die jeder unserer lieben Freunde und getreuen Nachbarn, wenn er könnte, mit allergrößtem Vergnügen und ohne jede Rücksicht auf die Kosten sich einstecken würde. Man muß sich zu Hause klar darüber werden: Treibhauskulturen gibt es hier zu Lande nicht! Das Land selbst indessen mit seiner Tropensonne ist ein großes natürliches Treibhaus, und es kommt nur darauf an, dem zu seiner Fruktifizierung erforderlichen Verstand aufzubringen. Ich greife etwas

vor, wenn ich dies schreibe und lasse spätere Eindrücke bereits mit-sprechen. Aber man sehe sich doch dieses Tanga an. Von der See aus prächtige Gebäude inmitten der herrlichen Tropenwelt rings um das Halbrund des Hafens. An Land prächtige breite Straßen, Beleuchtung, Trolleystraßenbahn wie in Nombassa, Promenaden, öffentlicher Musikpavillon, Promenadenkonzert, Landhäuser, Kirchen, Speicher, Geschäfte, Werkstätten, Fabriken — alles unter den Federkronen der Kokospalmen. Leben in den Straßen; die „Passanten“ sind ihrer Mehrheit nach nur gelb, braun oder schwarz; sogar Schutzmann und Kapelle sind schwarz. Aber schließlich, es sind Passanten da! An der Schule hapert es natürlich nur für die weißen Kinder, hier wie in Daressalam; für Schwarze und Gelbe wird geforgt; das Gegenteil wäre im verflossenen Reichstag wahrscheinlich übel vermerkt worden. Es ist das ein Punkt, der noch zu besprechen sein, und dem im übrigen der Staatssekretär ja seine besondere Aufmerksamkeit zuwenden wird.

In der Tür einer mächtigen, mit Schwarzen betriebenen Tischlerei treffe ich die bana mkubwa kabissa, die ganz großen Herren: den Staatssekretär, den Gouverneur, Oberstleutnant Quade, Geheimrat Balzer, Graf Henczel e utti quanti. Die Augen des Staatssekretärs leuchten. „Hier gibt es viel zu sehen; lassen Sie sich hier erzählen, wie man Schwarze anlernt! Und schreiben Sie nach Hause, was Tanga ist.“ Hühner gackern um unsere Füße herum; nicht sehr zeremoniell, es ist aber doch nett, daß sie da sind. Wir sehen eine schwarze Schule mit einer schwarzen Lehrkraft. Auf jede Frage fliegen die Finger der danach recht intelligenten Geschöpfchen in der Luft herum, daß es eine Freude ist. Ihr Wissen ist so gewaltig, daß der schlechte Mensch in mir sich die Frage vorlegt, ob hier etwa gemogelt wird. Auch bei heimischen Schulinspektionen soll ähnliches schon vorgekommen sein. Wir sehen auf der Promenade eine gewaltige Bronzestatue „Unseres Bismarck“. Sie wirkt auf dem neuen Boden als stolzes Wahrzeichen dafür, daß der Deutsche sich hier fürder im eigenen Hause fühlen soll, wie nur irgendwo in der Mark, an der Isar oder am Rhein. Daressalam hat als Pendant das Erzbild unseres großen Kaisers. Wir wohnen dem Schauri bei, das zwischen dem Alfidan, als dem Weisiger des Balis, und den Trägern einer Safari, einer Expedition, die ins Innere geht, stattfindet; wir beobachten mit Erstaunen den Schneid, mit dem der Alfidan den

Trägern und ihrem demütigen Obmann ins Gewissen redet, um ihnen Wohlverhalten anzuempfehlen. Wir folgen dem Staatssekretär, der diverse Dienstgebäude besichtigt.

Ich beobachtete dabei einen kleinen Vorgang, der auch unter die „ersten Eindrücke“ gehört. Wir durchschritten irgendein technisches Bureau. Der Beamte, der hier waltet, hatte seinen „Laden“ sehr hübsch und übersichtlich hergerichtet. Pläne und Zeichnungen wurden denn auch besichtigt, allerdings nicht studiert, wie der Herr vielleicht erwartet hatte; auch wurde von ihm selbst nicht weiter Notiz genommen. Die Inspektion währte wenige Minuten. Nun mochte dieser Besuch in den Gedanken des Herrn seit Wochen eine große Rolle gespielt haben; wahrscheinlich hatte er sich auch vorgenommen, allerlei gut Gemeintes und vielleicht sogar wirklich Nützlichendes zur Sprache zu bringen. Der Verlauf des großen Moments muß ihn sehr enttäuscht haben, was sich dann in charakteristischer Weise äußerte. Der Zug, der dem Staatssekretär folgte, hatte das Bureau passiert. Als letzte verließen einer der ersten Beamten des Schutzgebietes und ich das Lokal; eine besondere Verabschiedung hatte nicht stattgefunden. Da hörten wir unerwartet eine Stimme hinter uns. Der Herr neben mir drehte sich um; der Beamte war an uns herangetreten. Mit gereizter Miene machte er eine übertrieben tiefe Verbeugung nach der anderen. „Ich wollte mir nur erlauben, mich dem Herrn K. ganz gehorsamst zu empfehlen. Als wohlzogener Mensch empfehle ich mich!“ Es war erstaunlich, wie viel Grimm und Erbitterung in diesen Worten lag. Dabei war sachlich, wenigstens unmittelbar, nicht das mindeste vorangegangen, was dieses Benehmen hätte rechtfertigen können. Wir alle waren dem in diesem Fall maßgebenden Beispiel des Staatssekretärs gefolgt, was unser Verhalten während des Rundgangs anbetraf. Der Vorgesetzte ging denn auch achselzuckend weiter. Ich erzähle diese Geschichte, weil sie die mimosenhafte Empfindlichkeit der Leute hier zeigt. Im Grunde sind sie alle spinnefeind untereinander, ähnlich wie die Genossen Mansens auf der Frem. Die Sonne und dann die Isolierung mögen den größten Teil der Schuld an dieser Nervosität tragen. Unsere heimische gesellschaftliche Struktur mag ferner in ihrer Übertragung auf koloniale Gebiete potenzierte Wirkungen äußern und noch zur Verschärfung schon an sich vorhandener Gegensätze führen. In all' dies werden wir ja wohl noch nähere Einblicke bekommen. Über eines bin ich

mir aber nach dem, was ich in den wenigen Tagen seither in Deutsch-Ostafrika gesehen habe, schon jetzt völlig im klaren: es ist keine angenehme Aufgabe, unter fünfhundert Deutschen, die irgendwo in einer Kolonie oder im Auslande zusammengespart sind, König zu sein. Ich habe manchmal zu Hause für die Schmerzen unserer Generalkonsuln und ähnlicher Herren kein richtiges Verständnis gehabt; für die Zukunft bin ich besser orientiert . . .

Ehe ich an Bord zurückkehrte, führte mich mein Weg zu der Terrasse, die den Obelisk zu Ehr und Andenken unserer bei Bekämpfung des Aufstands von 1889 gefallenen blauen Jüngens trägt. Es ist ein idyllischer Platz, der im Halbrund gegen das Meer vorspringt. Man hat hier von der Höhe aus einen wunderbaren Überblick über die Bucht. Weit hinaus dehnt sich der Ozean. Palmen nickten von den Gestaden rechts und links herüber, wiegen sich im Winde gegenüber auf der Toteninsel, die wohl nach alten Begräbnisplätzen ihren Namen führt. Heller Sonnenschein überflutet die Landschaft; eine leichte Brise kauselt die Wasser; Schiffe, kleine und große, liegen still und friedlich vor ihrem Anker; in lichtem, freundlichem Blau wölbt sich der Himmel über dem Ganzen, und fleißige Schwalben flattern traulich zwitschernd hin und her. Merkwürdige Erinnerungen dämmern auf. Dieser Blick von der Höhe hinab aufs Meer ist mir doch bekannt? Den hab' ich doch heute nicht zum erstenmal! . . . Freilich, einiges war anders sonst . . . Die Palmen sind neu. Früher waren's Linden und alte Buchen . . . Auch der Mangobaum in meinem Rücken, dem merkwürdig kleine Vögel, die ersten Kolibris, in ganzen Schwärmen zupurren, und dessen Blätterwald so eigentümlich papieren über meinem Kopfe rauscht, war damals nicht; das Laub dort säuselte nur und flüsterte. Auch die malerische Faktorei unten am Strande, bei der die Schwarzen mit bunten Lasten so eifrig ab und zu gehen, ist etwas Neues . . . dafür schwebten dort große weiße Vögel, schwebten Möwen über dem Wasser. Ja, weiß Gott, das ist's! Diese Terrasse am Kriegerdenkmal von Tanga ist die afrikanische Zwillingsschwester der berühmten Terrasse von Bellevue am Ende des einzig-schönen Düsternbrooker Wegs oberhalb der Kieler Fährde! . . . Die Gedanken sind auf einmal daheim. Wie sie in diesem Augenblick vor mir liegt, die Fährde in der Morgensonne! Und wie ich die Bucht von Tanga wiedersehen, den Mangobaum wieder rauschen, die kleinen Kolibris

wieder surren hören werde, wenn ich zum erstenmal wieder hinaufkomme nach Bellevue . . .

Langa. Was ist uns das Wort? Nennt's Neu-Kiel! . . . Deutsch-Ostafrika. Welcher Pedant hat den Namen erfunden? Sagt Deutsch-Indien! Dabei können sich die Leute zu Hause etwas denken. Und der Name würde der Sache entsprechen.

* * *

Meine Palette hat nicht Farben genug, um sozusagen in einem Atem noch ein drittes Hafenbild zu zeichnen. Nehmen Sie es also als empfangen an oder bauen Sie es sich aus dem, was ich Ihnen von Mombassa und Langa erzählt habe, nach Ihrem Geschmack selbst auf; aber recht hübsch, mit viel Palmen, Sonne, Wasser, freundlichen Häusern, alten Bomas dazwischen, Kirchen usw.; denn nur dann entspricht es der Wirklichkeit. Genug, wir sind am Ziel, sind in Darassalam angekommen, und der Moment, wo ich mich von meiner Kammer an Bord verabschieden kann, ist gekommen. Über der Stadt flattern die Fahnen; die Schiffe im Hafen wie der „Feldmarschall“ selbst haben über die Toppen geflaggt; Staatssekretär Dernburg schreitet das Reep hinab; er führt einen glänzenden Cortège, zu dessen Komplettierung zu ihrer Freude im letzten Augenblick die aus Deutschland vom Urlaub zurückkehrenden Schutztruppenleutnants im Schmuck ihrer bei Bekämpfung des letzten Aufstands erworbenen Kriegsorden befohlen worden sind. Die „Baharias“, die Ruderer des Hafenamtes, braune Kerls, die in ihren schwarz-weiß-rot beligten Khakiblusen ordentlich kokett aussehen, legen sich auf Leben und Tod in die Riemen ihrer auf Neu aufgebügelten Pinassen; in zierlichen Abständen und in feierlicher Prozession gleiten die Rähne hinüber zum Strand; ein kräftiger Salut donnert von drüben herüber; dann hört man noch die Klänge des Parademarsches, — und das, was vom offiziellen Teil des Tages für uns Zeitungsherren wahrnehmbar ist, hat sein Ende. Es hat uns nämlich niemand eingeladen, mit an Land zu fahren, was sich dadurch rächt, daß wir Mit- und Nachwelt die Einzelheiten des Empfanges, den die Hauptstadt des Gouvernements dem Staatssekretär bereitet hat, vorenthalten müssen. Es ist aber anzunehmen, daß alles sehr schön gewesen ist.

Darassalam ist eine sehr saubere hübsche Europäerstadt, die

Eingeborenendörfer und Palmenhaine in weitem Umfang umgeben. Sie ist vielleicht etwas weniger Handels- und etwas mehr Beamtenstadt als Tanga. Der Bezirksamtmanu vor Daresalam, Regierungsrat Boeder, der sich bei Bekämpfung des letzten Aufstandes durch großen persönlichen Mut hervorgetan hat, arbeitet mit viel Erfolg namentlich auch an der sanitären Hebung der Stadt. In der Tat spielt die Malaria hier nicht annähernd mehr die verhängnisvolle Rolle als ehemals; Fälle von Schwarzwasserfieber sind nahezu eine Seltenheit geworden. In der Stadt herrscht viel Unzufriedenheit; das Nähere hierüber später.

V.

Wechselnde Programme. — Ein Kirchhof am Strande. — Wie es einst in Daresalam war. — Marsch, marsch! — Zum Viktoriasee! — Allerlei Schmerzen. — Schul- und Währungsorgen. — Ungefunde Kreditverhältnisse. — Unsere Fehler als Kolonisatoren.

Daresalam, den 10. August.

Heute ist Postschluß für Europa. Ich werde mich sehr kurz fassen müssen, um diesen Brief noch fortzubringen. Wir sehen hier sehr viel Interessantes, aber die einzelnen Nummern des Programms sind zeitraubend, so daß für die Mitteilungen nach Hause, ohne die unsere Anwesenheit hier doch ihren Zweck verfehlt hätte, fast gar keine Zeit bleibt. Dazu kommt, daß man nie vorher weiß, wann man sich an den Arbeitstisch setzen kann. Denn der Staatssekretär wechselt sein Programm fortwährend, was vielleicht sehr gut ist, um unerwartet hier oder dort aufzutauchen, uns armen Schreiberlein indessen gewaltige Pein schafft. Seit vorgestern ist er in Zanzibar. Ich bin nicht mitgefahren, so verführerisch der Ausflug auch war, um meine Briefe nun endlich abzuschließen. Nun ist seit gestern mittag ein Gerücht im Umlauf, wonach die für morgen in Aussicht genomme Reise nach dem Süden zunächst fallen gelassen und dafür unmittelbar nach der Rückkehr Dernburgs aus dem Sultanat die

große Tour über die englische Bahn nach dem Viktoriassee angetreten werden soll. Falls das zutrifft, bleibt nicht einmal für ein paar Ansichtskarten nach Hause Zeit, von Privatbriefen ganz zu schweigen.

Berücksichtigt man, daß die Tage sehr kurz und heiß sind, daß man dagegen abends nach 6 Uhr der Moskitos wegen nur „sub tormentis“ unter Folterqualen, wie Friedrich Wilhelm I. arbeiten kann, so ergibt sich daraus, daß es wirklich kein Vergnügen ist, den Chronisten der Dernburgreise zu spielen. Einer dieser Chronisten liegt übrigens bereits seit einigen Tagen an Malaria im hiesigen Krankenhaus.

* *

Das Krankenhaus, draußen an der See, inmitten eines herrlichen Parkes nahe dem des Gouvernements, ist elegant, groß und opulent ausgestattet. Gleich daneben, direkt am Strande, findet man den Europäer-Friedhof von Daresalam. Die Nachbarschaft hat sich aus praktischen Gründen empfohlen. Man geht hier meist durch das Idyll dieses Krankenhauses hindurch, ehe man das Zeitliche endgültig segnet. Ich habe den Kirchhof mit tiefer Wehmut besucht. In weichem Sande, den der Wind hier und da zu kleinen Dünen häuft, liegen die Gräber. Herrliche Kokospalmen wiegen sich über ihnen im Seewind, die Brandung singt den Einsamen ihr Schlummerlied, und ab und an in der Regenzeit soll es noch heute vorkommen, daß des Nachts die mächtige Stimme des Königs der Tiere aus dem nahen Busch zu ihnen herübergrollt. Manche Träne mag im fernen Deutschland um die fließen, die hier ruhen. Es sind verhältnismäßig junge Leute, Männer von 20 bis 40 Jahren; auch manch ein „geliebtes Kind“, fünfjährig, sechsjährig, das den Eltern, noch ehe es herangewachsen war, in der neuen Heimat durch das Klima geraubt wurde. Heimische Blumen, von pietätvoller Hand gepflanzt, sprießen neben den fremden auf den Hügeln. Wo ein Grab zur Bepflanzung noch nicht reif ist, deckt es ein riesiger Palmenwedel. Auch „Unbekannte“ liegen hier, verschollen, aber vielleicht keineswegs vergessen. Wer weiß, wie man nach ihnen forschen, wie man auf ihre Heimkehr noch heute hoffen mag. . . .

* *

Übrigens sind es der Gräber nicht allzuviel; der Tod eines Deutschen ist in Daresalam heute immerhin ein Ereignis, das sich nur ein paarmal im Jahre wiederholt. Übertriebene Schlußfolgerungen auf die sanitäre Hebung des Plages darf man daraus nicht ziehen, denn die meisten Landsleute, die ihren Knacks und damit bei weiterem Aufenthalt die Anwartschaft auf ein Plätzchen unter den Palmen am Strand weg haben, ziehen es vor rechtzeitig nach Haus zurückzukehren. Doch ist die Besserung, die gegen früher eingetreten ist, unverkennbar. Trockenlegungen und andere Maßnahmen haben das veranlaßt; ein gut Teil des Verdienstes daran gebührt dem Bezirksamtmanne von Daresalam, Regierungsrat Woeder. Es gibt heute eine Menge Deutsche hier, die nie Malaria gehabt haben; Erkrankungen an Schwarzwasserfieber, das früher mörderisch wütete, sind nahezu eine Seltenheit. Ein alter Afrikaner plauderte mit mir über den Wandel zwischen einst und jetzt. Der Mann plagt sich seit vielen Jahren im Bezirk mit Plantagenbau. Er ist als hoffnungsfreudiger, unternehmender junger Mann herübergekommen und ist heute von den Tropen zermürbt, früh gealtert, mit müden, melancholischem Blick. Dabei liebt er Afrika mit jener stillen, tiefen, schwärmerischen Zuneigung, die dieser Erdteil am meisten denen einflößt, denen er das Mark in den Knochen dörrt. „Das waren lustige Tage“, erzählte er, „einst in Daresalam! Aber kaum einer denkt heute noch daran. Hier selbst sind jedenfalls nur wenige, die noch aus eigenem Wissen davon erzählen können. Auch Wisßmann kam damals an diesen Tisch, die Gläser klangen aneinander und eine Flasche Champus knallte nach der anderen. Wir wußten ja, was uns bevorstand! „Quid sit futurum cras, fuge laetus quaerere!“ hieß es; heute ist heut! Drei, vier Tage, nachdem man noch eben so froh gewesen war, hörte man dann, daß wieder einer aus unserer Runde von uns gegangen sei, und am Tage darauf folgten wir ihm still zum Mangobaum, dessen Schatten oft er selbst sich noch als Ruhestätte ausgesucht hatte. Wir alle wußten, wie uns der Tod auf Schritt und Tritt umlauerte, und doch wollte keiner von dem Lande lassen. Heute die schönen breiten Straßen, Seeluft überall und Ordnung! Damals nichts als Sumpf und Tod! Aber die Wogen der Lebenslust schlugen dafür um so höher.“

Mombasa, den 11. August.

Das Gerücht hat Recht behalten. Gestern morgen um 8^{1/2} Uhr ist der Staatssekretär aus Zanzibar zurückgekehrt, und mittags 2 Uhr mußte, wer an der sechswöchigen Tour ins Innere über die Ugandabahn und den Viktoriasee nach Muanza und von dort über Tabora herab nach Morogoro bzw. nach Dar-es-Salam teilnehmen wollte, am Bord des kleinen Gouvernementsdampfers „Kaiser Wilhelm II.“ sein. Bis dahin war offiziell verbreitet worden, der Staatssekretär gehe zunächst nach Kilwa und Lindi in den Süden; hieran werde sich ein Ausflug in die Usambaraberge, dann ein Marsch über den Kilimandscharo bis zur Ugandabahn und dann deren Besichtigung anschließen. Man kann sich denken, welche Aufregung in Dar-es-Salam entstand. Nach dem alten Programm war noch so und so viel Zeit, bis Träger Provisionen usw. gebraucht wurden; und wenn auch das Gouvernement für die offiziellen Teilnehmer in aller Stille die nötigen Vorbereitungen getroffen hatte, so waren doch nun innerhalb noch nicht vier Stunden die sämtlichen Privatteilnehmer auszurüsten. Auszurüsten, ich wiederhole, für eine sechswöchige Tour ins Innere, ob nun Morogoro-Dar-es-Salam in der Tat das Ziel der Reise bleibt, oder ob im Hintergrund eine neue Änderung des Marschzieles, z. B. ein Abschwenken der Expedition von Muanza nach den Kilimandscharofstationen schlummern sollte! Mir ist, nach dem bisher Erlebten, die Bereitwilligkeit verdächtig, mit der über das Interesse des Staatssekretärs für die Fortsetzung der Zentralbahn Auskunft erteilt wird. Die Taktik des Staatssekretärs, seine wirklichen Absichten für sich zu behalten und durch Mittlerpersonen nur irreführende Nachrichten ausgeben zu lassen, ist sicherlich ein ganz ausgezeichnetes Mittel, sich gegen Vorbereitung und Vorführung Potemkinscher Dörfer zu sichern; ob sie aber so weit getrieben werden muß, die hier Anwesenden, aus idealem Interesse für den kolonialen Gedanken ausgerüsteten Teilnehmer der Fahrt als nicht voll vertrauenswürdig zu behandeln, darf doch wohl leise bezweifelt werden. Jedenfalls droht als Folge der Dernburgschen Praxis das Ergebnis, daß sich in der etwa 500 Köpfe starken Riesenkarawane eine große Anzahl unzulänglich ausgerüsteter Europäer befinden werden.

Enfin, wir sind unterwegs! Der „Kaiser Wilhelm II.“ ist pünktlich ausgelaufen, und nachdem wir während der Nacht im

Indischen Ozean tüchtig durchgeschüttelt worden sind, sind wir heute früh 9 Uhr in Mombassa an Land gegangen. Die englischen Behörden zeigten sich von ihrer liebenswürdigsten Seite; sie haben nicht nur dem Staatssekretär eine Ehrenkompagnie gestellt, und von einer Revision unseres Gepäcks, während die Zollkontrolle hier sonst sehr scharf ist, Abstand genommen, sondern sie haben uns noch obendrein unser Gepäck durch eigne Träger vom Hafen zum Bahnhof besorgt. Ein Ertrazug transportierte die Expedition, an der auch Gouverneur von Reichenberg teilnimmt, ins Innere. Auch Geheimrat Stieglitz vom sächsischen Ministerium des Innern hat sich ihr angeschlossen; er ist in der vergangenen Nacht — nach einer Rundfahrt um Afrika mit kleinen Atempausen in den britischen und portugiesischen Besitzungen sowie in Deutsch-Südwestafrika — vor Zanzibar wohlbehalten zu uns an Bord gekommen. Als Arzt begleitet Stabsarzt Dr. Egeland den Staatssekretär. Ich bin in Mombassa zurückgeblieben, um diese Zeilen unter Benützung des Vorsprungs, den wir durch unseren Gewaltmarsch hierher dem fälligen Reichspostdampfer abgewonnen haben, abzuschicken. Ich hoffe, die Expedition in Nairobi einzuholen. So habe ich auch Gelegenheit noch ein paar Worte über Darassalam (D'lam im Kaufmannsjargon der Küste, wie Zanzibar Z'bar heißt) zu sagen. Nur das Dringlichste.

Dernburg hat etwas im Hinblick auf die Verhältnisse des Schutzgebietes sehr Kluges getan, indem er in Darassalam ufasierte, daß er an bestimmten Tagen zu den und den Stunden für Jedermann, der etwas vorzubringen hätte, zu sprechen wäre. Das gab eine Prozession der Gefräßigten und Verkränkten, insbesondere der Gewerbetreibenden und Handwerker. Was die Leute vorbrachten, wurde stenographiert, und sie haben jetzt, wie auch ihre Angelegenheit ausgehen möge, das Vergnügen, beobachten zu können, daß auf ihre Angaben hin Erhebungen im Gange sind. Ich will keineswegs blind daran vorübergehen, daß solche Maßnahmen ihr Bedenkliches haben. Sie schmecken nach einer bedingungslosen Verbeugung vor den Massen und erhöhen die Autorität der lokalen Behörden keineswegs. Andererseits sind jedoch die Verhältnisse hier im Neuland anders als daheim. Es ist nicht alle Tage ein Staatssekretär hier! Und dann steht die Haltung der Behörden in einigen wichtigen Fragen zu dem was hier allgemein für richtig gehalten wird, so wesentlich im Widerspruch, daß die Tatsache einer unmittel-

baren Feststellung wohl wert ist. Viel Schnack und Kleinkram wird ja bei den „Schauris“ untergelaufen, manch gutes Wort wird andererseits zum Ohr des Staatssekretärs gedrungen sein. Er wird z. B. gehört haben, welche tiefe Empdrung unter den kleinen Leuten über die Haltung des Gouvernements in der Schulfrage herrscht. Das Gouvernement hat die Schule für Europäer in Daressalam aufgelöst, angeblich, weil die Zahl der Schüler plögl. von 36 auf 6 gesunken war. Was es sich dabei gedacht hat, ist nicht recht verständlich. Denn erstens war vorauszusehen, daß für die in höhere Schulen nach Europa gesandten Kinder — die plögl. verschwundenen Dreißig — ziemlich schnell Ersatz heranwachsen würde, und dann handelte es sich auch nicht um eine Schule mit großem Apparat, sondern lediglich um einen die Schüler der verschiedenen Altersstufen patriarchalisch gemeinsam unterrichtenden Lehrer. Die Aufhebung des alten Unterrichtsverfahrens hat die Konsequenz, daß die Eltern schulreifer Kinder, wenn sie diese nicht aufwachsen lassen wollen, wie die Lilien auf dem Felde, sie in die Missionschulen schicken müssen. Zu diesen aber besteht wenig Vertrauen; das Wissen, das sie beibringen, soll äußerst bescheiden sein, und dann ist der Unterricht auch mehr auf die schwarzen Kinder eingerichtet. „Deutsch sollen meine Kinder richtig lesen und schreiben lernen. Um Suaheli zu lernen, dazu schicke ich sie nicht in die Schule, das lernen sie schon mehr als mir lieb ist, auf der Straße! Ich zahle meine Steuern schon seit vielen Jahren, hier im Schutzgebiet ebenso gut, wie daheim. Und nun sollen unsere Kinder hier in der deutschen Kolonie, die Schulen für Ind. und Schwarze unterhält, aufwachsen wies liebe Vieh? Damit sie dastehen wie die Stockfische, wenn sie mal nach Hause kommen? Ist das nicht eine Blamage für die Kolonie, ja für das ganze Reich? Wenn die Regierung Schulen aufheben will, so soll sie die Gouvernementschulen für die Schwarzen aufheben. Die Schwarzen, die erst in die Schule gegangen sind, sind ja doch für das ganze Leben verdorben! Nicht fünf Prozent von ihnen arbeiten.“ So sprechen die Leute. Glücklicherweise hat ja der Staatssekretär bereits in der Heimat zugesagt, daß er sich der Schulfrage annehmen würde. Einstweilen erwirbt sich der protestantische Pfarrer von Daressalam ein Verdienst dadurch, daß er an Kinder solcher Eltern, die dies wünschen, privatim kostenlos Unterricht erteilt. Es ist bezeichnend, daß auch katholische Eltern von dieser Gelegenheit Gebrauch machen.

Eine zweite vielbesprochene Frage ist die der Währung. Ich will auf ihre Feinheiten nicht eingehen und nur eines feststellen. Außer den Vertretern gewisser deutscher Großfirmen, die ihren Hauptsitz in Zanzibar haben, gibt es keinen Menschen im Schutzgebiet, der nicht energisch die Einführung der Markwährung an Stelle der Rupiewährung forderte. In dieser Frage sind sich alle, Gelehrte, Nichtgelehrte, Offiziere und Beamte einig, diese mit Ausnahme der leitenden Persönlichkeiten des Gouvernements. Das Gouvernement hält traditionell an dem Standpunkt der Großfirmen fest, und verweist darauf, daß das Schutzgebiet auf seine Nachbarn Rücksicht zu nehmen habe. Diese Rücksichtnahme ist aber ganz einseitig; denn in Zanzibar sowohl wie im Englischen und Portugiesischen wird die deutsche Rupie nicht anerkannt. Als Nachteile der Rupie gelten hier relative Teuerung, da ihre Kaufkraft, während sie ca. 1,33 Mk. gilt, sich zu leicht auf die der Mark drücken und auf dieser erhalten läßt. Das wieder gibt den Großimporteuren nach der hiesigen vox publica Gelegenheit, den Preis in Mark, zu dem sie eingekauft haben, als ebenso viel in Rupie allen weiteren Berechnungen zugrunde legen und den Gewinn von 33 Prozent zum Nachteil der übrigen Deutschen von vornherein stillvergnügt einstreichen. Als zweiter Nachteil der Rupiewährung gilt das ungesunde Kreditssystem (Ticketssystem), das hier herrscht. Es wird charakterisiert durch die Redensart, daß ein Europäer, der in Daresalam an Land steigt, auch ohne einen Pfennig Bargeld auf Monate hinaus vollständig versorgt sei, wenn er einen Bleistift und weißes Papier so groß wie eine Visitenkarte bei sich führe. Daraufhin kann er nämlich bei jedem beliebigen Kaufmann jede beliebige Sache erhalten, die er mit seiner Unterschrift auf dem Zettel vermerkt. Barzahlungen sind nicht üblich; hat man etwas gekauft, oder sich in der Kneipe etwas geben lassen, so wird einem, auch wenn man erst eine Viertelstunde an Land ist, stillschweigend der Ticketblock zugeschoben. Kassiert wird nach dem Monatwechsel, und wer dann nicht zahlt, nun — der zahlt eben auch dann nicht. Daß dieser Mißstand eingerissen ist, liegt an dem großen Gewicht der Silberupie. Es war, solange es kein Papiergeld gab, unumöglich, nennenswerte Beträge an Bargeld bei sich zu führen. Die Ausgabe von Notenzetteln ist zu spät geschehen, um noch Abhilfe zu schaffen.

Es wäre noch viel zu schreiben über Daresalamer Wünsche und Forderungen, berechnigte und unberechnigte. Ich komme auf das

Thema zurück! Nur einen Punkt will ich noch kurz streifen. Ebenso wie der Staatssekretär in seinen Sprechstunden ein gutes Mittel gefunden hat, die elektrische Spannung, die hier in der Luft liegt, wenigstens fürs erste zu lindern und abzuleiten, ebenso hat der Kaiser sich als ausgezeichnet über hiesige Verhältnisse unterrichtet erwiesen, als er den Daressalamern in seiner neulichen Depesche Einigkeit und Zusammenhalten als erste Voraussetzung allen Erfolges ans Herz legte. Der spezielle Wink, der in dieser generellen Mahnung lag, war durchaus angebracht. Wir machen hier genau dieselben gesellschaftlichen Fehler, die in der deutschen Ostmark unsere Stoßkraft schwächen; ein Glück, daß wir es hier nur mit den dummen „Schenfis“ und allenfalls mit Indern und Arabern zu tun haben, nicht aber mit einem gesellschaftlich geschicktem Gegner, wie mit dem Polen. Es ist dringend zu empfehlen, hier — wie wohl überall, wo Deutsche in der Diaspora leben — alles zu vermeiden, was unserer Neigung zu gesellschaftlicher Zersplitterung und gesellschaftlichen Zerwürfissen entgegenkommt. In dieser Beziehung sind die Wirkungen der sogenannten „gesellschaftlichen Reform“, wie sie der verdiente frühere Gouverneur Graf Gdgen hier durchgeführt hat, nicht ganz unbedenklich. Daß Graf Gdgen die zahlreichen Messen, die in Daressalam bestanden, aufgehoben und die Herrschaften auf die Wahl zwischen dem Mittagstisch im deutschen Klub und im Hotel Kaiserhof beschränkt hat, ist gut. Früher gab es besondere „Messen“ 1. für „untere“, 2. für „untere mittlere“, 3. für „obere mittlere“ Beamte und 4. für Oberbeamte. Zum Tisch der Oberbeamten zugelassen zu werden, waren schließlich in ganz Daressalam nur drei Herren hinreichend legitimiert. Graf Gdgen hat dies sehr zähe Dreigestirn schließlich dadurch gesprengt, daß er ihm sein bis dahin mietfreies Lokal kündigte. Auch daß der frühere Gouverneur auf etwas sorgfältigere Kleidung hielt und den Triumphhen des Papierfragens als Prunkstück der Gesellschaftstoilette alter Afrikaner ein Ende bereite, kann man nur anerkennen. Denn schließlich war die „Gemütlichkeit“ in Deutsch-Ostafrika so weit vorgeschritten, daß man, um darin noch mehr zu leisten, zuletzt in Unterhosen bei Tisch hätte erscheinen müssen. Andererseits indessen ist nicht zu verkennen, daß gerade die Gdgenschen Reformen viel zur gesellschaftlichen Zersplitterung des Deutschtums in Ostafrika beigetragen haben. Eine Art Hofhaltung, die er eingeführt hatte, das Obligatorischwerden

nicht frischer, sorgfältiger Kleidung, sondern eines ausgesprochenen Dinnerdres nach 6 Uhr abends, haben die Deutschen in Daresalam in solche mit viel Zeit, d. h. Offiziere, höhere Beamte und Großkaufleute, und solche mit wenig Zeit, d. h. strammer Arbeitende aller Art, — in Hoffähige und nicht Hoffähige geschieden. Für solchen Fortschritt war die Kolonie noch zu klein und noch nicht reif; Hoffähige und nicht Hoffähige konnten sich nicht aus dem Wege gehen und wurden schließlich verbissene Gegner. Daß Graf Edzen dem Unfrieden durch einen Geheimerlaß entgegenzuwirken suchte, und in diesem Erlaß seinen Beamten recht freundliches Benehmen gegenüber dem verehrlichen Publikum eindringlich anempfahl, erscheint mir charakteristisch für die geringe diplomatische Veranlagung unserer Bureaukratie. Es ist eine echt deutsche Bureaukratenidee, durch Geheimerlasse und Paragraphen Menschen zu freundlichem, von Anmaßung freiem Benehmen gegen einander zwingen zu wollen.

VI.

Die Ugandabahn. — Ihre Zahlen. — Bedeutung der Bahn. — Englische und deutsche Tatkraft. — Die Deutschen Ostafrikas und die Ugandabahn. — Das Reisen auf ihr. — Ein Abenteuer von der Löwenjagd. — Ein riesiges Wildschonrevier. — Nairobi — Kituju. — Der Graben. — Waldespracht. — Viehzüchtereien des Lord Delaware. — Dernburg und die englischen Behörden. — Bahn-
hofsleben in Innerafrika. — Allgemeine Hosenlosigkeit. — Aufstände im englischen Protektorat. — Ankunft am Viktorie Nyassa.

Port Florence (Kissumu) am Viktoria Nyassa, den 16. August.

Nach eintägigem Aufenthalt in Mombassa, den ich mir zum Zweck der Expedition meines letzten Briefes gestattet hatte, habe ich die offizielle Reisegesellschaft mit dem Montagzug der Ugandabahn in Nairobi, 327 englische Meilen von Mombassa, eingeholt. Unsere Fahrt ging von dort gemeinsam bis Nakuru, 449 Meilen von Mombassa, wo der Zug aus technischen Gründen geteilt wurde.

Staatssekretär Dernburg ist dann eine Stunde vor uns, nämlich gestern mittag um 4 Uhr, nach zwei und einhalbtägiger Reise in Port Florence, wie die Engländer sagen, oder Kiffumu, wie die Eingeborenen es nennen, am Viktoriassee eingetroffen.

* * *

Von der Uganda bahn im Raum eines kurzen Feuilletons angemessen zu erzählen, ist sehr schwer. Um der Aufgabe wirklich gerecht zu werden, würden lange volkswirtschaftliche, technische, geographische, ethnologische und verkehrshistorische Auseinandersetzungen sowie ein stationsweise geführtes, dem Wandel der Szenerie halbwegs entsprechendes Reisetagebuch erforderlich sein. In Deutsch-Ostafrika werden wir erst dann etwas ihr Vergleichbares haben, wenn die Morogorobahn bis Muanza am Viktoriassee bzw. Ujijidi am Tanganikasee über Tabora hinaus ausgebaut sein wird. Die Uganda ist einstweilen der einzige Schienenweg zwischen dem Seengebiet und der Küste. Welche Schwierigkeiten im Niveau bei ihrem Bau zu überwinden waren, dafür folgende Zahlen. Die Bahn beginnt bei Mombassa 70 englische Fuß über dem Meeresspiegel; sie erreicht bei Voi, nahe dem Kilimandscharogebiet und 103 englische Meilen (170 Kilometer) von der Küste nach zwölfstündiger Fahrt die Höhe von 1830 englische Fuß (ca. 560 Meter), bei Kapiti Plains 288 englische Meilen (480 Kilometer) nach 20 $\frac{1}{2}$ Stunden 5350 Fuß (1646 Meter), also die Höhe der Schneekoppe, dieselbe Höhe ungefähr auf der etwas weiter Nairobi, die „werdende Großstadt“ nahe dem Äquator liegt. In Escarpement, drei Stunden hinter Nairobi, 364 Meilen (608 Kilometer) von Mombassa erklimmt sie ihre höchste Station mit 7390 Fuß (2273 Meter) und schlägt damit alle unsere Alpenbahnen, während sie ihrerseits nur von drei oder vier amerikanischen Gebirgsbahnen geschlagen wird. Es folgt nun während der nächsten sieben englischen Meilen (ca. 11,6 Kilometer) ein Abfall um 600 englische Fuß (ca. 184 Meter). Die Bahn hebt sich dann nochmals bis auf ca. 7000 Fuß bei Londiani und fällt auf den letzten 84 englischen Meilen der Strecke auf 3650 englische Fuß (ca. 1120 Meter) bei Port Florence, dem Niveau des Viktoriassees. Die ganze Länge der Bahn beträgt 584 englische

Meilen, das sind 940 Kilometer. Die Engländer haben diese Bahn gebaut, obgleich sie zunächst durch einen breiten Gürtel wüsten Landes, dann durch zwar besseres, aber schwach bevölkertes Gebiet führt und obgleich einstweilen in ihren Erträgen nur von der Deckung der Betriebskosten und von einer ganz kleinen Verzinsung, nicht aber von einer Amortisierung des Anlagekapitals die Rede sein kann. Sie haben große technische Schwierigkeiten überwunden, obgleich Gründe gegen den Bau im Stil der „Erwägungen“ so manchen verflochtenen deutschen Reichstags billig waren wie Brombeeren. Sie lassen sich auch die Freude an ihrem Werk durch den Hinweis nicht verringern, daß das benachbarte Deutsch-Ostafrika den Hauptvorteil von ihm habe durch die Erschließung und damit das Aufblühen einer wichtigen Partie seines Hinterlandes. Sie wissen eben, was sie wollen, und können abwarten. Mag die Bahn sich in den ersten fünf Jahren ihres Bestehens auch noch nicht bezahlt machen, mag immerhin der verehrte Nachbar zunächst an ihr einen kleinen Profit haben; sie sichert militärisch den Weg zum Viktoria-see und darüber hinaus über den Sudan nach Egypten, so daß sie im Fall einer Versperrung der Sueztrasse eine Art Ersatz für diese gibt; sie macht der alten Karawanen- und Handelsstraße Labora—Daresalam für den Güterverkehr vom Kongo her unbeschadet aller deutschen Projekte auf die Dauer eine fühlbare Konkurrenz; sie wird schließlich dafür sorgen, das die ausgedehnten reichen und gesunden Gebiete von Nairobi ab sich mit einer Reihe blühender Kolonialprovinzen bevölkern. Wir sprechen so gern bei allen passenden und unpassenden Gelegenheiten von „deutscher Latkraft“. Nun, im Hinblick auf Bahnbauten in Ostafrika ist mit der deutschen Latkraft bisher nicht viel Staat zu machen. Wir sind mit unseren Bahnen nicht vorwärts gekommen, obgleich an der englischen Bahn gemessen keiner von ihnen nennenswerte technische Schwierigkeiten im Wege stehen. Die Engländer dagegen könnten, wenn dies in ihrer Art läge, im Hinblick auf ihre Uganda-Railway sich in der Tat mit Recht in die Brust werfen. Englische, nicht deutsche Latkraft, hat hier einen kulturellen Rekord geschaffen.

Übrigens denkt hier draußen kein Deutscher daran, sich der sentimental Auffassung mancher heimischen Kreise anzuschließen, nach der es eine „Schande“ sein soll, daß die englische Bahn vom Transport deutscher Produkte „lebe“. Erstens ist es mit dem

„Leben“ der Ugandabahn überhaupt einstweilen nur so so! Und zweitens sind die Leute hier sehr vergnügt, daß ihnen England ihre Sachen zur Küste bringt. Nur darauf, daß sie überhaupt eine Transport Gelegenheit haben, legen sie Wert; welcher Nationalität diese ist, erscheint ihnen höchst gleichgültig. Wie überhaupt die Gedankengänge heimischer Kolonialenthusiasten von hier aus gesehen oft einen absonderlichen Eindruck machen. So würde man hier jedem einen Rücktransport nach der lieben Heimat unter Drangabe eines „Tickets“ für Dalldorf verordnen, der etwa für die Verwendung von Geld zur Errichtung einer ausgesprochen deutschen Konkurrenzbahn bzw. für den Weiterbau der Usambarabahn unter Gesichtspunkten nationaler Konkurrenz plaidieren wollte. Es kommt in Deutsch-Ostafrika darauf an, mit dem für Bahnzwecke verfügbaren Geld möglichst viel neue Gebiete zu erschließen, nicht darauf, bereits erschlossene noch einmal schwarz-weiß-rot extra zugänglich zu machen. Das wäre ein Luxus, den wir uns nicht leisten können. So begegnet das Südbahnprojekt in Ostafrika meiner Empfindung nach mindestens demselben Interesse, wie der Weiterbau der Usambarabahn. Ganz überragend freilich im Vordergrund steht das Mittelbahnprojekt.

* * *

Zurück zur Ugandabahn. Ihr rollendes Material ist nichts fürs Auge; dagegen ist die Einrichtung sehr bequem, daß drei Passagiere erster oder zweier Klasse sich zu einer „Party“ zusammen tun und dann einen Abteil für sich beanspruchen können. Sehr angenehm ist auch, daß in jedem Raum an dessen Pforte die Buchstaben „W. C.“ prangen, durch Abhrenleitung so viel Wasser vorhanden ist, als man, um sich zu waschen, irgend braucht. Diese Kulturhöhe ist für unsere deutschen Bahnen bekanntlich unerreichbar. Unbequem ist das Fehlen unseres Gepäckreges wie jede Möglichkeit, irgendwo im Abteil etwas anzuhängen. Die Lokomotive wird mit Holz aus den Waldungen an der Strecke gespeist. Folge der Holzheizung ist ein wahrhaft diabolischer Funkenregen hinter der Maschine, der alle Augenblicke aufsprüht, nachts ein großartiges pyrotechnisches Schauspiel abgibt, ununterbrochen Steppenbrände hervorruft und außerdem auf Rock und Tropenhelm als Andenken an die Fahrt

sehr leicht runde Brandldächer zurückläßt. Es gibt bestimmte Tee-, Lunch- und Dinerstationen. Da nur ein Zug viermal wöchentlich die Strecke in beiden Richtungen passiert und kein Lokalverkehr mit öfters wiederkehrendem Publikum zu berücksichtigen ist, können diese Stationen ihren Speisezettel das ganze Jahr hindurch beibehalten. Die Beschaffung des Nötigen ist hierdurch sehr erleichtert, die Folge ist, daß man bis zu Äquator hinauf hier im Inneren Afrikas ganz vorzüglich ist. Namentlich die Kartoffeln, die mir auf all diesen Lunch- und Dinerstationen serviert wurden, werde ich in dankbarer Erinnerung behalten. Sie werden in der Gegend von Nairobi gebaut und sind geradezu eine Delikatesse. Auf den Zwischenstationen wird nichts verabfolgt. Dem deutschen Durchschnittsreisenden würde diese Regulierung der Gelegenheit zur Befriedigung seines Appetites und namentlich seines Durstes wenig zusagen. Wäre sie daheim Mode, so würde er über den Polizeistaat jammern. Die Stationen sind einfache Wellblechhütten, die dem Stations-telegraphisten, meistens einem Indianer mit seiner Familie, Unterkunft und Amtsraum geben; dabei stehen einige Schuppen, ebenfalls aus Wellblech. Hat die Station Restaurationsbetrieb in der oben erwähnten Form, so findet sich noch ein Speiseraum im Tropenstil dabei. Auf sämtlichen Stationen ist der braune Erde Ostafrikas zu einem wohlgepflegten, von bunten Steinen sauber eingefassten Zierbeet mit Teppichgärtnerei gelockert. Sinniger Weise werden hier heimische Blumen bevorzugt; man sieht Rosen, Pelargonien, Kartäusernelken usw.

Die Fahrkarte von Mombassa bis Port Florence kostet in der ersten Klasse 108 Rupien (144 Mark), in der zweiten 72 Mark und in der nur von Farbigen benutzten dritten Klasse 24 Mark. Auch Rückfahrkarten werden ausgegeben.

* * *

Es gehört Mut zu dem Versuch, das großartige Naturbild, das während der zweieinhalbtägigen Fahrt ins Herz Afrikas hinein an uns vorüberzieht, in Worte zu fassen. Grassteppe, Buschsteppe, Baumsteppe, Busch, Urwald, die wunderbarsten Gebirgslandschaften, rauschende Flüsse, Bäche und silberne Seen lösen sich in bunter Folge ab. Plantagenkultur sieht man während der ersten Hälfte der Reise

fast gar nicht und während der zweiten nicht viel. Die Schamben des Küstengebietes (Schambe = Plantage mit dem Beigeschmack des Betriebs durch Eingeborene) verschwinden zusammen mit den letzten Kospalmen wenige Meilen hinter Mombassa. Die „Wüste“ beginnt. Dies eine wasserarme, angeblich sogar außerhalb der Regenzeit die wasserlose Baumsteppe mit viel Unterholz. Ich kann finden, daß ihr Anblick auf den Europäer ermüdend wirkt. Die merkwürdigsten Baumformen, fremde Vögel, die dunkelbraunen Termitenhäufen, die oft wie riesige Bleisoldatenfestungen aussehen, all das ist neu und fesselt den Blick. Überall sieht man schon hier, wie überhaupt während des größten Teiles der Fahrt, weit ins Gelände hinein. Überall auch Berge, fern oder nah; sie sind wunderschön geformt von unverkennbar vulkanischen Charakter. Oft auch treten zwischen dem gelben Gras breite vulkanische Steinblöcke hervor. Die charakteristischen Baumformen der Steppe sind die Schirmakazie mit ihrem nach oben abgeflachten Gedäst und gewaltige Randelabereuphorbien, die sich wie Elefant, Nashorn, Nilpferd, Giraffe aus der Vorzeit in die afrikanische Gegenwart hinüber gerettet haben. Von größerem Getier ist hier einstweilen nicht viel zu sehen. Es soll hier viel Löwen geben und eine Station, Simba, heißt nach ihnen. Hier ist es vorgekommen, daß der Telegraphist wegen der auf seinem Bahnsteig herumspazierenden Bestien seinen Dienst nicht tun konnte, sich verammeln und, zu seiner Befreiung, durch den Draht einen Hilfszug erbitten mußte. Auf einer anderen Station dieser Gegend ist der eine von drei Löwenjägern von dem großen Räuber aus dem Abteil geholt, totgebissen und fortgeschleppt worden. Die Herren hatten ihren Wagen auf ein Seitengleis schieben lassen, um dort während der Nacht auf Anstand zu bleiben; sie waren unvorsichtig genug, sich die Zeit mit reichlichem Genuß von Whisky Soda zu vertreiben und schliefen schließlich ein. Die Löwin, die bei ihnen einbrach, schlug die Gleittür des Wagens mit der Tazge beiseite. Diese Geschichte wird mir als gut verbürgt erzählt. Ich persönlich habe mich ebenso vergeblich bemüht, einen Löwen brüllen, wie die Hyäne lachen oder den Schakal bellen zu hören; auch sonst habe ich von dem berühmten nächtlichen Konzert der Wildnis nichts wahrgenommen, obgleich ich einen Teil der Nacht, um besagten Ohrenschmaus zu genießen, in halbsbrecherischer Position auf dem Trittbrett meines Wagens verbracht habe. Alles blieb totenstill. Dagegen haben wir am zweiten

Tag der Reise viel Wild gesehen. Als wir des Morgens erwachten, war die Busch- und Baumsteppe in Grassteppe übergegangen. Die Wüstenregion ist hier noch nicht überwunden; hohes Gras liegt gelb und dürr am Boden und weil mit dem Land einstweilen, wenn auch wahrscheinlich nur bis zur Vornahme systematischer Bohrungen sonst nichts anzufangen ist, haben die Engländer hier ein riesiges Wildschonrevier eingerichtet, durch das man stundenlang dahinfährt. Mit schwerem Flug gingen zunächst ein paar Trappen auf; zwei Strauße, deren weiße Schwanzfedern weithin leuchteten, bedauerten auf zirka 200 Meter im Morgen Sonnenstrahl neugierig unseren Zug. Etwas weiter standen zwei Elenantilopen, deren Interesse für uns ebenfalls erheblich größer war als ihre Furcht. Sie waren die Außenposten eines Rudels von etwa 90 Köpfen, das seitab von der Strecke äste; einzelne Tiere galoppierten hin und her. Bisweilen war es auch, als ob die Windsbraut plötzlich in die Herde gefahren wäre, so floh sie unerwartet zweihundert, dreihundert Meter weit, um dann zu verhoffen und weiter zu äßen. Und nun begann die Ebene weit und fern sich zu beleben. Wohin man sah, war Wild, nur war es bei der Unsicherheit des Sehens durchs Glas während der Fahrt nicht immer möglich, zu erkennen, welcher Art die Tiere waren. In der nächsten Nähe des Bahnkörpers bewegten sich besonders zahlreich zierliche Zebraantilopen, deren Köpfe überall aus der Steppe hervorschauten. Auch Zebras selbst sah man; ab und zu zog auch ein Schakal mit eingeklemmter Rute seitwärts ab. Das erste Gnu kam uns bei Station Kiu aus zu Gesicht. Es weidete dort als einziges Exemplar seiner Art inmitten einer Herde Kuhantilopen. Erst viel später sahen wir ein ganzes Rudel. Auf den längs der Bahn herlaufenden Telegraphendrähten saßen neben der heimischen Schwalbe bunte Eisvögel; die Berge, die bald dicht an die Bahn herantraten, bald die gelbe Steppe am Horizont begrenzten und dann in die wunderbarsten blauen und lila Tinten getaucht waren, zeigten wildromantische Formen mit den merkwürdigsten Sätteln und Graten, mit hunderte von Metern hohen senkrechten Abhängen und Kanzeln sowie mit zahlreichen erloschenen Kegelfratern. Übrigens entströmen hier wie in der Gegend des Viktoriasees dem Gebirgsboden an einigen Stellen nach wie vor Qualm und giftige Gase. Der Weg an die Oberfläche der Erde ist den geheimnisvollen Kräften, die in ihrem Innern dräuen, an dieser Stelle demnach keineswegs endgültig abgeschnitten.

Wir überschreiten den Athi River und damit die Grenze des Wildreviers. In und in ihm sollen viel Krokodile und Nilpferde zu finden sein. Auch Löwen und Leoparden haben hier vielfach ihr Lager. Lehmig und reißend fließt der schmale Strom zwischen steilen buschigen Ufern dahin. So vertraut das Wild vorher war, so scheu wird es nunmehr, wo der Jäger es häufig ängstet. Nur von weiten sieht man noch ab und zu ein Stück, das dann schnell flüchtig wird. Zum Lunch erreichen wir Nairobi. Der Sitz des Gouverneurs von East Africa ist eine, wie alle die Orte von nun an, sehr ausgedehnte junge Anlage von Wellblechhäusern und auch eleganten Wohnhäusern im Tropenstil. Der Ort ist jung, nicht älter als die Bahn und ist ursprünglich nur als Stützpunkt für den Weiterbau an nicht besonders günstigem Platz in einer während der Regenzeit sehr feuchten Talniederung angelegt worden. Eine ältere Handelsniederlassung hat an dieser Stelle nicht bestanden, wie überhaupt die Ugandabahn nicht als Bervollkommnung eines bestehenden Handelsweges zum Viktoriassee, sondern als großartig angelegter Versuch zur Ablenkung der durch das deutsche Gebiet führenden alten Handelsstraßen über Tabora nach Daresalam und Bagamojo aufzufassen ist. Ich erwähne diese Tatsache in Paranthese an dieser Stelle, weil sie die Notwendigkeit und Dringlichkeit des Ausbaues der deutschen Mittelbahn dartut. Das Vorhandensein der Ugandabahn ist uns einstweilen, wie schon angedeutet, mehr von Nutzen als schädlich; für die Dauer werden wir indessen nur dann Vorteil von ihr haben, wenn wir durch den Bau der Mittelbahn dafür sorgen, daß der Verkehr seinen alten und der Bevölkerung gewohnten Bahnen nicht allzu sehr oder gar vollständig entfremdet wird. Haben wir erst die Bahn, so werden beide Konkurrenten, das englische Protektorat wie das deutsche Schutzgebiet, an dem Wachstum des Güterverkehrs und der Gütererzeugung, wie sie bei bequemerem Verkehrswegen für Ostafrika zweifellos zu erwarten sind, unter voller Wahrung des fair play in angemessener Weise teilnehmen. Wenigstens ist dies die Ansicht aller im Land ansässigen Praktiker, die ich gesprochen habe. Nairobi ist bisher gediehen, und hat trotz einer Krisis, die es gegenwärtig durchmacht, gute Aussichten für die Zukunft. Die „Wüstenzonen“ ist mit ihm überwunden. Es folgt der landschaftlich reizvollste Teil der Strecke. Die Bahn steigt weiter; sie führt durch in den Busch eingesprenzte blühende Pflanzungen, die teils von Europäern, teils von

Eingeborenen betrieben werden. Auf den Bahnhofen werden von europäischen Früchten Äpfel und Erdbeeren, die hier gebaut werden, zum Verkauf angeboten. Beide sind reich an Aroma und wohl-schmeckend; die Äpfel allerdings einstweilen ziemlich teuer. Die ersten Viehherden, meist hockriges Massai Vieh, werden sichtbar. Daneben Schafe und Ziegen. Überall kommen Eingeborene, namentlich Frauen mit jubelnden Kindern aus dem Busch an die Bahnstrecke; sie begrüßen den Zug. Überall lugen auch die runden Schilfdächer von Negerhütten durch das dichte Grün. Dies Land hier, Rikujū, ist reich, aber sehr dicht von Eingeborenen bevölkert und in dieser Beziehung eine Insel inmitten des an Einwohnern armen und darum dem deutschen gegenüber minderwertigen englischen Festes. Soll das Gebiet von Rikujū intensiv, d. h. durch Europäer bewirtschaftet werden, so wird die Landfrage große Schwierigkeiten machen.

Die Bahn senkt sich hinter Escarpement in jähem Fall zu einer der tiefen, für die große afrikanische Hochebene charakteristischen Bodensenkungen, dem Graben. Die Zahlen sind bereits angegeben. Man weiß nicht, was man mehr bewundern soll, die Landschaft oder die Arbeit der Ingenieure, ihren Triumph über die Natur.

Durch den ersten dichten Wald geht es. Gewaltig reckt sich ringsum Baumriesen an Baumriesen, ragen Zypressen, den heimatischen verwandte Laubbäume, ferner Eukalyptus und Euphorbienarten gen Himmel. Zu ihren Füßen wuchert, als ob es einander erdrücken wollte, strauchartiges Unterholz, sproßt die wilde Banane, zeigt sich vielfach auch eine buschartige großblättrige Verwandte unserer heimischen Linde. Unter dem Unterholz wieder machen sich die eigentlichen holzlosen Gewächse breit, Farnkräuter breiten ihre Wedel, großblütige Winden, Nachtschattenarten klettern aufwärts. Hoch von den Ästen der Bäume herab senken sich dann, ununterbrochen, als eigentliche Beherrscher der Situation, prächtige Schlingpflanzen. Die Intensität des Grüns, die Blütenpracht, leuchtendes Gelb, zartes Lila, blau und rot, sind unerhört. Dabei ist das Ganze nicht unübersichtlich, alles ist kullissenartig gestellt, gewissermaßen Woge um Woge an den Beschauer heranbrandend, wie das Meer. Kanariensfarbene Webervögel flattern und zwischern ringsumher. Man empfindet am hellen lichten Tage dasselbe Gefühl, wie wenn man im Stockfinstern auf unbekannten Boden gehen soll; denn man sieht nirgends auch nur eine Spur Erde und weiß nicht, ob sie einen

Fuß oder einen Meter beim nächsten Schritt unter einem liegt. Doch ja, glatt durch diese Undurchdringlichkeit hindurch gebrochen, wie täglich frisch bejätet und von jedem Eindringling befreit, liegt dünn, endlos und ohne Vegetation, der rostbraune Streifen der Bahnstrecke vor uns. Wir fahren am Rand von Abgründen dahin und hinweg über schäumende Gießbäche, die behende zu Tal hüpfen.

Wo der Abhang sich besonders steil senkt, bleibt die Pflanzenwelt plötzlich unter uns; über die Kronen des Urwaldes hinweg öffnet sich ein Durchblick von blendender Schönheit in eine weite, weite Ebene, auf Täler und Höhen. Auf einem Berg gegenüber einem solchen Durchblick hat sich inmitten all' der majestätischen Einsamkeit ein europäischer Farmer angesiedelt; monatelang mag er keinen Weißen sprechen, aber er schwenkt grüßend den Tropenhelm, so oft der Zug drüben vorüberrollt und ihn an seine Beziehungen zur Welt erinnert. Lächerlich schwenken von den Wagenfenstern aus und ein Pfiff der Lokomotive, der lustig durch den Wald gellt, geben die Antwort.

Hundert Fuß unter uns kreuzt halbrechts voraus ein fremdes Gleise im spitzesten Winkel unsere Fahrtrichtung. Was soll das? Ein fremder Schienenstrang? Eine zweite Bahn? Gemach, gemach; es ist unser eigenes Gleis, das uns von vorn entgegenkommt. Das Terrain bringt es mit sich, daß wir auf kleinem Raum scharf nach der Richtung hin, aus der wir kommen, bei starkem Gefälle wenden müssen; die Ingenieure haben ihre Aufgabe durch eine Schleife nach vorn gelöst. Wir sind auf der Sohle des Grabens. Bei Kijabe sehen wir zurück auf die herrliche Gebirgslandschaft, aus der wir herauskamen. Herde um Herde belebt während der Fortsetzung der Fahrt das Gelände. Bei Sonnenuntergang wird am Horizont eine breite Silberfläche sichtbar. Es ist der Süßwassersee von Naivasha. An seinen Ufern betreibt ein Lord Delaware ausgedehnte Viehzüchtereien; seine Herden stehen auf durch Stacheldraht eingefriedeten Riesenterrains; Warnungstafeln verbieten die Annäherung des Massai-Vieh. Der Eingeborene, der sie mißachten wollte, würde des Todes sein; man ist hier somit genötigt, sich mit den allerschärfsten Mitteln gegen die Einschleppung der Rinderpest zu sichern. Die Viehseuchen weit mehr noch als die Uetze, sind, wie auch in unserem Schutzgebiet, das Kreuz des Landes; wären sie nicht, so könnte man mit großer Leichtigkeit beliebig viel Vieh lediglich auf die Ausfuhr der Felle hin züchten. Ich sehe Lord Delaware des Abends beim Diner

in Nakuru; er klagt, daß er vor kurzem seinen gesamten wertvollen Bestand an Schweinen durch Seuchen verloren habe. Am anderen Tage nochmals großartige Urwald- und Bergszenerien, ehe die Fahrt ihr Ende erreicht.

* * *

Staatssekretär Dernburg ist auf dem ganzen Wege von Mombassa bis Port Florence von den englischen Behörden mit der größten Aufmerksamkeit und Zuvorkommenheit behandelt worden. Wo Askari standen, erschien eine Ehrenkompagnie am Bahnhof; in Nairobi, wo der Staatssekretär einen Tag Aufenthalt nahm, bei seiner Ankunft wie bei seiner Abreise. Der höchste Zivilbeamte und der Militärkommandeur begrüßten den Leiter der amtlichen Kolonialpolitik Deutschlands; das „Heil dir im Siegerkranz“ erklang, wobei alle Häupter sich entblößten; „Jambo Askari!“ „Guten Tag Soldaten!“ rief der Staatssekretär. „Jambo, Bana Mkuba!“ „Guten Tag, großer Herr!“ klang es zurück, und die Kompagnie präsentierte das Gewehr. Erzellenz Dernburg erschien bei diesen Gelegenheiten im Reisekostüm ohne Orden, während die englischen Herren militärischen und zivilen Drefß angelegt hatten. Vielleicht verdient es Erwähnung, daß die englischen Askaris, auch wenn sie in Parade stehen, unbeschuht sind. Das sieht komisch aus, entspricht aber den Gewohnheiten des Landes.

Der Gouverneur in Nairobi, Kolonel Sadler, gab zu Ehren des Gastes und seiner Begleiter ein Festmahl, dem ein großer Empfang folgte. Er brachte Erzellenz Dernburg, den Gouverneur v. Rechenberg und die anderen Herren, die beiden ersteren in seinem prächtigen Apfelschimmelgespann, bei der Abreise persönlich zum Bahnhof. Erzellenz Dernburg hat sich, wo er Aufenthalt nahm oder auf der Reise Gelegenheit dazu hatte, über die Verhältnisse im englischen Protektorat, die viele Analogien zu denen des deutschen Schutzgebietes aufweisen, eingehend unterrichtet.

* * *

Die Eingeborenen der Gebiete, durch die wir fuhren, zu sehen, hatten wir auf den Stationen ausgiebig Gelegenheit. Es ist wie auf den kleinen Stationen in ganz Europa: die Durchfahrt des Zuges
 Zimmermann.

bildet auch für die Schwarzen, Damen und Herren, ein Ereignis, dem sie auf dem Bahnsteig promenierend entgegensehen. Keine Bahnsteigsperrre beschränkt sie in dem Genuße dieses Vergnügens. Bis Nairobi unterscheiden sich die Stämme nicht wesentlich von den Schensis der Küste, obgleich jeder einzelne sein Charakteristisches hat. Wenn die ersten Massais auf der Bildfläche erscheinen, wird die Sache anders. Es sind dünne, häßliche, wadenlose Burschen, deren körperliche Leistungsfähigkeit trotz ihres klapprigen Aussehens, wie ihre Kriegszüge zeigen, gewaltig ist. In ihren Bogen und Pfeilen, ihren haarscharfen, gegen die Spitze hin verbreiterten Schwertern und ihren Lanzen besitzen sie für den Buschkrieg sehr gefährliche Waffen, die jeder einzelne ständig bei sich trägt. Ich habe hier vielfach empfehlen hören, ihnen, wie allen Stämmen, die diese Waffen führen, Vorderlader und so viel Pulver, als sie nur irgend haben wollen, zu verkaufen, um sie zum Verzicht auf die ihnen angestammte Bewaffnung zu bringen. Mit den Gewehren könnten sie weit weniger Unfug anrichten. Obgleich es in ihren Bergen namentlich des Nachts bitter kalt und auch am Tage wenigstens in der gegenwärtigen Jahreszeit, nicht allzu warm ist, sind die Massais in bezug auf Bekleidung bereits von bedenklichster Anspruchslosigkeit. Noch weiter gehen hierin die Nandis, die auf die Massais nach dem Innern zu folgen. Die Nandis sind athletisch gebaute Männer und Frauen von beinahe angenehmen Gesichtszügen und ebensolchem sanften Organ. Sie sind gleichfalls sehr kriegerisch, gegenwärtig zum Teil in Aufstand gegen die Engländer und sollen sich in ihrer Kriegsführung als wahre Bestien zeigen. Man hört wenig von diesem Aufstand; die Engländer pflegen in aller Stille und mit drastischen Mitteln reinen Tisch zu schaffen, wenn ihre Eingeborenen irgendwo Miene machen, gegen den Stachel zu loden. Bei Station Lumbwa sahen wir an einem Bergabhang das für afrikanische Verhältnisse gewaltige Feldlager, das die Askaris dort errichtet haben. Die erforderlichen Truppen heranzuziehen war dank der Bahn nicht schwer; England hat allein in Nairobi stets mehrere Bataillone in Marschbereitschaft; man vergleiche damit die Zahlen unserer ostafrikanischen Askaritruppe und die beiderseitige Bevölkerungsdichtigkeit!

Den höchsten Grad freilich erreicht die allgemeine Hosenlosigkeit, der bei den Ladys die Abneigung gegen alles entspricht, was irgend nach einem Anstandsrockchen aussieht, in der Nähe des Sees. Es

war am Nachmittag des dritten Reisetages. Unsere „Party“ glaubte Port Florence noch nicht so nahe, als es tatsächlich bereits war, und brütete in dem Stumpfsinn vor sich hin, der sich am dritten Reisetag nach Tisch wohl in aller Welt und nicht nur unter der heißen Sonne Afrikas einstellt. Da plötzlich fiel mir auf, daß merkwürdig viele Schwarze zwischen den Stämmen zu beiden Seiten des Bahndammes auftauchten. Ich sah hinaus. Eine große Viehherde riß vor dem Zuge aus, wobei eine gewaltige Staubwolke aufwirbelte! In demselben Augenblicke lichtete sich der Wald. Thalatta! Thalatta! Rechts vor uns lag eine mächtige Wasserfläche, die mit dem Horizont verschwamm. Es war der Viktoria Nyanza! — — Komisch! Im Geiste sah ich plötzlich meinen Geographielehrer aus der Quarta vor mir stehen, der mir vor 25 Jahren mein erstes Wissen von diesem damals noch sehr sagenumwobenen Wasser gebracht hat. Es war wie in einem Traum! — — Unten am See sah es aus wie auf einer Ameisenstraße. Schwarze Lebewesen mit allerlei Lasten zogen eifrig hin und her. Die Geleise teilten sich, der Zug glitt über eine grasarme, sandige, mit Abfällen allerlei Art bedeckte Ebene hinweg, die mit gewissen Außenterrains der Berliner Vorortzone eine verzweifelte Ähnlichkeit hatte. Immer mehr splinternackte Neger und Negerinnen standen gaffend zu beiden Seiten der Straße. Da, inmitten der allgemeinen Sanskulotterie, ganz unerwartet eine schöne Rundgebung für europäische Sitte und Kultur und zugleich etwas wie ein prophetischer Hinweis auf die Zukunft! In sauberem, frisch gebügelm Khaki, den blendend weißen Tropenhelm auf dem Kopfe, die Hände in den Hosentaschen, guten Gewissens und wohlgenährt, stand die vereinigte Berliner Dienerschaft unseres Hauptquartiers tatenlos und friedlich am Wege. Sie waren die einzigen Weißen am Bahnhof und betrachteten wohlwollend unseren Einzug.

Der Zug hielt. In der Tat, wir waren in Port Florence, waren in Kissumu, und der Staatssekretär war programmäßig eine Stunde vor uns eingetroffen.

* * *

Noch eins. Wie am Suezkanal so ruhen an der Ugandabahn Tausende und Abertausende derer, die sie gebaut haben. Dort waren

es Zellachen, hier indische Kulis. Sie mußten sterben, damit das große Kulturwerk wurde. Möchte jemand Kanal oder Bahn missen um der Menschenleben willen, die sie gekostet haben?

VII.

Port Florence. — Anschauungsunterricht aus der ägyptischen und biblischen Vergangenheit. — Der Markt von Kiffumu. — Eine Kawirondoschönheit. — Die heilige Familie. — Reiseorgen. — Ostseepoesie auf dem Viktoria Nyanza. — Die Viktoriaesefliege. — Entebbe. — Bufoba. — Nachtbild. — Hauptmann von Stümer. — Bufoba bringt Überschuße. — Die Sultane von Bufoba.

Auf dem Viktoria Nyanza, den 19. August.

Seit fünf Tagen schwimmen wir auf dem Viktoria Nyanza. Wir sind an Bord des „Element Hill“, eines Bootes, das an Solidität und Sauberkeit mit einem Rhein- oder Donaudampfer eine gewaltige Ähnlichkeit hat. Man sieht, es ist schwer, der Kultur zu entfliehen. Selbst auf dem Viktoria Nyanza entgeht man ihr nicht ganz.

* * *

Vor unserer Abreise von Port Florence haben wir uns diese Endstation der Ugandabahn natürlich eingehend betrachtet. Sie ist weitläufig und sauber angelegt, hat bemerkenswerten Durchgangshandel und eine Werft mit in den Felsen eingesprengtem Dock. Doch nicht die Europäerstadt von Port Florence ist in erster Linie beachtenswert. Das Interessantere sind die Eingeborenen. Die Erschließung des Seengebietes ist so schnell vor sich gegangen, daß die hier wohnenden Stämme bis jetzt im großen und ganzen dieselben sind, die sie waren, ehe die Europäer ins Land kamen. Mit anderen Worten, sie leben unter denselben Kulturformen, unter denen ihre Vorfahren vor 1000 und 2000 oder 3000 Jahren gelebt haben. Das Altertum wird hier lebendig, man kommt trotz des „Element Hill“ in unmittelbare Berührung mit Verhältnissen, wie sie zur Zeit

der Erzväter, Moses und der Pharaonen kaum anders bestanden haben mögen, wie noch heute.

Die weißen Männer in Port Florence, wo wir den See zuerst sahen, leben in hübschen Häusern und lassen die Dampfmaschine auf den Wassern fauchen, die so lange nur das Kanoe der Eingeborenen gefurcht hat. Die Kamirondos aber, die Urbewohner des Landes an der Bucht von Kiffumu, laufen splitterfadennackt um sie herum, genau so wie einst das Volk auf den Tempelreliefs der Pharaonen abgebildet worden ist. Sie paddeln nach wie vor in dem Einbaum und dem Rindenboot jener Bilder. Ungeschickt hocken die Bootsinsassen beieinander; ihre Mehrheit schiebt den Rahn mit kleinen, charakteristisch geformten Holzschaukeln vorwärts; einer oder ein paar schöpfen gleichzeitig ununterbrochen das eindringende Wasser aus, um das Fahrzeug flott zu halten.

Und wie ins Land der Pharaonen, so fühlt man sich alle Augenblicke mitten in die biblische Vergangenheit, ins alte und ins neue Testament versetzt.

* * *

In Kiffumu-Port Florence wird eine Straße zum Hafen hinab in Ordnung gebracht. Eine Walze würde die Arbeit schnell schaffen. Statt dessen arbeiten Hunderte von nackten Negern in einer Linie nebeneinander, Schulter an Schulter, Rücken an Rücken gebückt, einer genau in der Haltung des anderen. Man sieht nur die Schlegel blitzschnell in die Höhe wirbeln und gleichmäßig niederfallen. Beobachtet man das von der Seite, so ergibt sich die scheinbar schematische Darstellung von Menschengruppen auf ägyptischen Reliefs als realistische Wirklichkeit. Sogar eine gewisse Eckigkeit und Geradlinigkeit der Figuren fehlt nicht und es gehört ein wirkliches Studium dazu, Physiognomienunterschiede bei den einzelnen Individuen herauszufinden. Wieder an hundert Neger schleppen einen riesigen Gegenstand, eine Kiste mit Material für einen Hausbau, ein Boot oder einen Dampfkessel. Es gibt keine Last, die sie, wenn man sie nach ihrer Art und ohne sie zu treiben, arbeiten läßt, nicht befördern könnten.

In Europa würde man einen Unternehmer, der nach diesem äquatorialen Muster vorgehen wollte, einfach für verrückt halten. Denn sein Verfahren wäre viel zu kostspielig, als daß er dabei bestehen könnte. Hier in Afrika spielen Menschen als Arbeitskräfte,

wenn es sich um herkömmliche Negerarbeit handelt und wo Herkommen und Landesart sich unbeeinflusst erhalten haben, an sich keine Rolle. Reichen hundert nicht, so stellt man noch einmal hundert ein. Für ihre Unterkunft braucht nicht gesorgt zu werden; sie schlafen am Weg und der Reis und das Zuckerrohr, sowie die paar Bananen, von denen sie leben, sind billig. Nur Zeit muß man ihnen lassen, denn die erfordert ihre Art nun einmal. Die Methode ist unmodern, aber es ist die, nach der die Pyramiden gebaut worden sind, und hier, wie gesagt, ist sie noch heute in Übung, wie so manches andere aus jener Zeit. Folgen Sie mir auf den Markt von Kiffumu. Er liegt ziemlich weit ab von dem Orte, — auch auf Entfernungen kommt es hier nicht an; sie rauben ja nur Zeit, und die Zeit, die anderwärts Geld ist, hat für den Neger keinen Wert. Viel Volk ist auf dem Wege dorthin, Männer, Frauen, alles nackt; die Weiber tragen, wenn sie zwanzig Jahre alt geworden sind, ein minimales Lententuch, das sie indessen nur von vorn deckt; die Männer wieder benutzen als einziges Bekleidungsstück ein Messer, das an einer Schnur über dem Rücken hängt und zwar so, daß es an dessen Ende so ziemlich die Mitte hält. An den Armen und am Schienbein findet sich bei beiden Geschlechtern vielleicht noch einiger Metallschmuck. Der Markt ist ein durch eine Hecke umfriedigtes Viereck; in der Mitte eine der Grundform nach rechteckige offene Halle mit Schilfdach, unter der Nahrungsmittel feilgeboten werden. Am Eingang hocken die Geldwechsler, einige Rollen mit Kupfergeld vor sich, stumpfsinnig und unbeweglich ihre Schätze bewachend, auf dem Boden. An den Rändern des Plazes als modernes Element ein paar Zinder, die grell bunte Kattune, Beckfuhren, Spiegel, Petroleumlampen, alles geringster Qualität, und noch ein paar andere Rinkertischen als die ersten Vorläufer europäischen Komforts feilbieten. Alte Weiber mit Samereien und dann eine ganze Reihe von Schmieden. Ihr Eisen haben die Schmiede aus den Erzen des Landes gewonnen. Sie arbeiten mit selbstgebrannter Braunkohle; ihr Ambos sprüht und ihr Blasebalg faucht in die Glut. Ein Duzend schwarzer Gestalten hockt in jeder Werkstatt; alle sind an der Arbeit beteiligt. Was sie in primitivster Weise herstellen, sind eigentümlich geformte kleine Spaten, Lanzenspitzen, Eisenstäbe, Hacken und Ruhglocken, jedes einzelne nach derselben, regelmäßig wiederkehrenden Grundform. Dieser Markt wird, von dem Kram der Zinder abgesehen, zu den

Lagen Nechos nicht anders gewesen sein, als zu denen Christi oder heute. Die Leute amüsieren sich sehr über unsere Anwesenheit und unsere Neugierde; daß sie unsere Aufmerksamkeit erregen, schmeichelt ihnen sichtlich nicht wenig. Sie lachen und necken sich und machen Witze, die von großem Beifallslärm aufgenommen werden. Kreischend springen sie beiseite, wenn sie photographiert werden sollen; dann drängen sie sich wieder heran, um aus nächster Nähe den erschrecklichen Apparat zu besichtigen.

Honny soit, qui mal y pense! Ich kann ein paar Worte über das Nakte, wie es uns hier im Gegensatz zu mancherlei durch unsere Bekleidung hervorgerufener körperlichen Entartung entgegentritt, nicht zurückhalten. Zu bemerken ist, daß die Ramirondos an sich nicht unangenehme, manchmal beinahe hübsche Gesichtszüge haben. Ihre Körper sind wunderbar; was daneben auffällt, ist der erstaunliche Einfluß, den ihre Unbeschuhtheit auf Grazie und Leichtigkeit ihres Ganges ausübt. Beide sind von einer Vollkommenheit, wie sie keine Kinderstube, keine Tanzstunde, kein Sport uns beibringt. Ich werde die Gestalt eines jungen Mädchens oder einer jungen Frau von Ramirondo nicht vergessen, die vor uns herging, als ich mit zwei Herren unserer Gesellschaft den oben erwähnten Markt verließ. Freilich das Benehmen der Schönen war dabei von drastischer Komik. Ihr muskulöses Aussehen und festes Ausschreiten täuschte mich zunächst darüber, daß wir eine Frau vor uns hatten; ich mußte darauf aufmerksam gemacht werden. Auf dem Haupte trug sie eine der uralten Tonflaschen mit Wasser, die im ganzen Orient noch heute im Gebrauch sind; im übrigen war sie unbekleidet. Sie ging schnell dahin mit einer Kraft und Schönheit der Bewegungen, die ihresgleichen suchen. Der Gedanke, daß sie eine Sohle wie Leder haben mußte, kam dabei gar nicht auf. Ihre Figur war ebenmäßig, die Taille, die mit keinem Korsett Bekanntschaft gemacht hatte, unverkümmert gleich der der Medicaerin. Ein anderes Weib hielt sie auf. Nach kurzem Schauri*) am Wege eilte sie dann an uns vorüber, um die versäumte Zeit wieder einzuholen. Dabei bemerkte sie, daß wir sie beobachteten. Und nun geschah das Komische. Sie fing an, zu kokettieren, zu kokettieren in diesem Zustande, und zwar nach uraltem, ewig und allerwärts gleichen Rezept mit Augenklimpern

*) Schauri = Unterhaltung.

und allen Schifanen. Das Eigentümliche dabei war, daß sie sich ihrer Nacktheit offenbar nicht entfernt bewußt war; dagegen schien sie anzunehmen, daß ihr höchst elegant, vollständig glatt rasierter Schädel, — ein kleiner hinatmer Weiberschädel, wie er manchmal auch anderwärts, wenn auch nicht so unverhüllt zu finden ist, — unsere Aufmerksamkeit auf sie gezogen habe. Sie suchte ihn wenigstens über ihre schwarze, an Nasen reiche Hinterseite hinweg nach Möglichkeit zur Geltung zu bringen. Als sie uns lachen sah, kam sie zu einem Entschluß. Sie blieb stehen, spuckte, mit Respekt zu sagen, zweimal aus wie ein Farmer aus Kentucky, dann schritt sie auf uns zu und erbat, sans gêne, mit ausgestreckter Hand ein Backfisch! Der ihr denn auch in Gestalt etlicher Kupferanas verabfolgt wurde.

Alles in Allem eine merkwürdige demonstratio ad oculos! Frei und leicht in ihrem Gang, einfach und schlicht in ihrer Kleidung wie diese Negerbibi*) sind ihre Dienerinnen hinter der Tochter des ägyptischen Fürsten hergeschritten, als diese einst zum Sohn des Viktoria Nyassa, dem Nil, hinabschritt, wo sie dann Moses fand. Lange vorher schon, vor und nach dem Sündenfall, wird Eva genau ebenso gelächelt, kokettiert und in den Hüften sich gewiegt haben, wie heute die Tochter Kiffumus, oder auch wie irgendeine Berliner oder Pariser Schönheit! Hoffentlich haben die biblischen Herrschaften sich anders geräuspert, als die junge Kawirondo. Denn es wäre bitter und würde manche Illusionen zerstören, wenn auch dieses Räuspern historisch sein sollte.

* * *

Als ich an Bord des „Element Hill“ eintraf, hatte ich abermals ein hübsches Bild. Eine „Heilige Familie“, wie ich sie einem Uebe als Modell gewünscht hätte. Es war auf dem unteren Deck, ich weiß im Augenblick nicht, wie es seemännisch korrekt genannt wird, also auf dem Krethi- und Plethideck im Gegensatz zu dem vornehmen Promenadendeck. Aus dem Gewimmel von halb nackten schwarzen Trägern und nicht weniger schwarzen Boys in Khaki mit rotem Tarbusch, wie sie unserer Gesellschaft von Daresalam her folgten, trat eine Gruppe besonderer Art hervor. Den Hintergrund

*) Bibi = Weib.

bildete eine Reihe soeben an Bord gebrachter Maulesel, die friedlich an ihrer Krippe standen. Dazu große Haufen Heu und eine Anzahl Kriegsknechte — unsere Askaris! —, deren Bronze gestalten es sich inmitten der Tiere mit dem Tornister als Kopfkissen bequem gemacht hatten. Im Vordergrund auf einer auf den Erdboden gebreiteten Matte, ein helles Weib mit einem Knäblein auf dem Arm. Sie hockte nach orientalischer Manier mit gekreuzten Beinen da; ein ausgesprochenes Marienantlitz mit großen melancholischen Augen beugte sich, unsere lästige Neugier völlig übersehend, über das Kind. Malerisch geschlungen umgab ein Tuch von leuchtendem Karminrot den Kopf und die größere Hälfte des Körpers; unter dem Tuch sah man breite Kleidhosen von nicht weniger leuchtendem, mit dem Rot des Tuches koloristisch ausgezeichnet harmonisierendem Gelb. Die Hosen reichten bis zu den kleinen bunten Pantoffeln hinab. Daneben, über Frau und Kind gebeugt, ein großer, bärtiger, ernster, gelber Mann in nicht weniger fremdartiger Tracht als das Weib. Es waren Inder, die sich nach irgendeinem Ort am See begaben, um dort als den ortsansässigen Weißen höchst unerwünschte Einwanderung Kleinhandel zu treiben.

* * *

Damals haben wir die schöne echt orientalische Szene bewundert; seither haben wir drei, vier Journalisten an Bord uns ihren Hintergrund, die Maulesel, noch oft wehmütig betrachtet, wenn auch nicht gerade in ästhetischer Verzückung. Die Maulesel sind für die bevorstehende Safari*), die Expedition vom Muanza nach der Küste hinab, von der Garnison Daressalam auf Anordnung des Gouvernements gestellt worden. Sie werden den offiziellen und halb offiziellen Expeditionsteilnehmern, sowie deren weißer Dienerschaft als Reittiere dienen. Nur uns arme Zeitungsmenschen hat das Gouvernement unberitten zu lassen für gut befunden; die Gründe entziehen sich meiner Beurteilung. Vielleicht halten die Herren in Daressalam es für höchst überflüssig, daß auch wir uns im Lande umsehen. Es bleibt jedem von uns nunmehr überlassen, den Versuch zu machen, nach unserer Ankunft in Muanza irgendein reitbares Tier, vielleicht

*) Safari = Reise.

einen Eingeborenenesel, vielleicht auch eine Sänfte aufzutreiben; die Aussicht, eines oder das andere zu finden, soll indessen gering sein. Hoffentlich läßt man uns wenigstens die nötige Zeit. Wie an dem Marsch teilnehmen soll, wer weder Reittier noch Sänfte findet, ist einstweilen dunkel. Gegen das Verhalten des Gouvernements selbst schon in Daressalam zu protestieren, blieb uns des hastigen Aufbruches wegen keine Zeit.

* * *

Wenn mir in den Sinn kommt, daß das alles Wirklichkeit, daß die weite glänzende Wasserfläche, die wir seit Tagen durchfurchen, wirklich der Viktoria Nyassa und daß die lachende Sonne über uns wirklich der gefürchtete Sonne Afrikas sein soll, so glaube ich manchmal an einen Traum. Das klingt banal; indessen ist die Welt hier inmitten des Sees so nett und freundlich, so fast ganz ohne das Absonderliche, auf das man im Herzen des schwarzen Erdteils doch schließlich Anspruch hat, daß man an der geographischen Tatsache unserer Lage irre werden kann. Es ist, als wenn man irgendwo zwischen Lübeck und Kopenhagen schwämme; der Dampfer ist hübsch überfüllt, die Wellen hüpfen, eine kühle Brise liegt auf der See und es wird pünktlich zu Breakfast, Lunch und Diner gebeten. Auch an der üblichen Skatgesellschaft fehlt es nicht; die Erzellenzen Dernburg und Rechenberg haben sich mit Dr. Rathenau als drittem Mann drin im Rauchsalon zu ihr zusammengefunden. Nur die schwarzen Matrosen, die mit affenartiger Behendigkeit ihren Dienst versehen, der Adler, der über uns seine Kreise zieht, und das Eingeborenenkanoe, das ab und zu am Horizont über die Szene geht, entsprechen nicht ganz dem Bild stillen Ostseefriedens, das die Welt, von unserem Promenadendeck aus gesehen, hier bietet. Ich hatte mir den See anders vorgestellt, als eine Art großen Sumpf, mit viel Schilf, den breiten Blättern riesiger Seerosen auf dem Wasser, mit Krokodilen, Nilpferdgebrüll, brütender Sonne und heißer schwerer Luft. Von all' dem ist nicht die Rede; an Krokodilen und Nilpferden fehlt es zwar nicht, doch bekommen wir sie einstweilen nicht zu Gesicht, der See ist frei und offen und das Klimatische so unheimlich sympathisch, daß es hier unter dem Äquator direkt mißtrauisch stimmen muß. Manchmal vermißt man sogar den wärmenden Sommerüberzieher.

Ich schreibe diese Zeilen nach dem Frühstück und weiß auf Grund der Erfahrung der vorhergegangenen Tage, daß sich gegen Abend die Szenerie ändern wird. Daß wir auf einem nicht hinreichend zivilisierten Wasser fahren, zeigt sich an der Sorgfalt, mit der alle Augenblicke gelotet wird. Der See ist nicht gründlich genug vermessen und hat seine Lücken und Klippen. Bei Nebel und des Nachts wird denn auch die Fahrt unterbrochen. Kommt der Abend und sind wir nicht im Hafen, so wird irgendwo unter Land Anker geworfen. Dann tritt eine fremde Erscheinung ein. Millionen und aber Millionen der kleinen Viktoriasseefliege erfüllen die Luft. Sie sticht nicht und gilt einstweilen als harmlos, — einstweilen, d. h. bis etwa auch sie als heimtückische Übermittlerin einer Tropenkrankheit von den Ärzten denunziert werden sollte. Doch auch so ist sie lästig genug. Man bekommt sie auf Schritt und Tritt in den Mund und das Prickeln im Gesicht, das ihr ununterbrochenes Anfliegen hervorruft, ist höchst fatal.

Die Ufer des Viktoriassees, soweit wir sie gesehen haben, sind im wesentlichen immer dieselben. Sie geben landschaftlich ein ganz eigenartiges Bild von gewissermaßen temperierter Wildheit. Wirklich große Berge fehlen, dafür reihen sich, wohin man sieht, eigensinnig geformte große und kleine Hügel aneinander. Inseln mit eben solchen Hügeln sind vorgelagert. Zählen die Hügel nach Hunderten und aber Hunderten, so sind die gewaltigen Granitblöcke, die nach Art der Mittagsteine im Riesengebirge in das Grün ihrer Euphorbien, Gummi- und Feigenbäume bunt durcheinander eingestreut sind, nur nach Hunderttausenden zu berechnen. Die Linien zeichnen sich vom Himmel ab, als habe hier während der Schöpfung ein wahrer Herensabbat getobt. In seinen Einzelheiten ist die Szenerie da und dort reizvoller als anderswo, doch nie reizlos. Die schönsten Inseln sahen wir in der Bucht von Kawirondo.

Am Strande als Klippen dieselben riesigen Granitblöcke, wie sie die Höhen hinan getürmt sind. Dazwischen Schilf und Sümpfe voll büschlichem Papyrus. An Buchten für Schiffe mit geringem Tiefgang ist kein Mangel und auch an Landeplätzen für große scheint es nicht zu fehlen.

* * *

Wir haben Entebbe gesehen, die Hauptstadt des englischen Bezirkes Uganda. Es liegt am Nordende des Sees, der bekanntlich

die respectable Größe des Königreichs Bayern hat, so ziemlich unter dem Äquator. Eine hübsche Gartenstadt, in Blüten prangend, mit sehenswerten botanischen Gärten. Eine Beamtenstadt mit kümmerlichem Handel; der Handel des Sees geht nicht von Entebbe, sondern von den deutschen Plätzen Bukoba und Ruanza nach Port Florence, woran alle Bemühungen der englischen Behörden bisher nichts zu ändern vermochten. Man sieht dem freundlichen Ort nicht an, daß unter seinen Schwarzen und in seiner Umgebung ein unheimliches Verhängnis, die Schlafkrankheit, mehr als einstweilen irgendwo sonst am See, wütet. Geheimrat Koch hat sich zum Studium der Seuche lange in Entebbe aufgehalten; er befindet sich gegenwärtig auf den Eesse-Inseln südlich von Entebbe. Davon, daß er in irgendeiner Weise mit dem Staatssekretär oder unserer Gesellschaft zusammen kommen wird, hört man leider nichts, obgleich Ansicht und Votum dieses Mannes in einer Reihe für die Zukunft des Schutzgebietes höchst bedeutungsvollen Fragen von entscheidender Bedeutung sein müssen. Allein der See ist groß, die Verkehrsverhältnisse sind höchst schwierig, einen Draht nach den Eesse-Inseln gibt es nicht und Dampfspinassen sind ein rares Möbel. Wer hier irgend etwas unternehmen will, zu Lande oder über das Medium des Viktorias hinweg, muß vor allen Dingen Zeit haben; jede Begegnung von Personen, die nicht an demselben Platz wohnen, erfordert wochenlange Vorbereitungen. Bei Entebbe mache ich meine erste Bekanntschaft mit der Fauna des Viktoriasees; wir sehen ein Krokodil; ein großer Fischotter reibt behaglich seinen Pelz an den Knorren eines toten Stammes, der aus dem Wasser herausragt, und läßt sich dann wieder in die Fluten hinabgleiten; ein gewaltiger Wels taucht am Landungssteg, um Luft zu schnappen, aus der Tiefe empor und verschwindet; weiße Reiher, Taucher und allerlei sonstige Wasservögel beleben den Strand. Im Empfang des Staatssekretärs durch die englischen Behörden gab es diesmal eine neue Nuance insofern, als statt der Askaris eine Kompanie indischer Seapony's dem Gast die Honneurs erwies.

Von Entebbe ging es in eintätiger Fahrt hinüber nach Bukoba am westlichen Ufer des Sees. Unser Weg führte uns zurück auf deutsches Gebiet; die Inspektionstour des Staatssekretärs im Innern nahm ihren Anfang. Als wir in der tiefen Dunkelheit der Tropen vor dem felsigen Gestade lagen, dessen finstere Silhouette sich wie

drohend vor uns aufbaute, da empfand man etwas wie tiefes Mitleid mit denen, deren Pflicht es ist, an dieser entlegenen, nicht einmal durch den Telegraph mit der Kulturwelt verbundenen Ecke unseres ostafrikanischen Besizes am Mast, der die deutsche Flagge trägt, Wache zu halten. Von fernem Fröschequaken abgesehen, Totenstille rings. Nur an zwei, drei Punkten der Küste schimmert das trübselige Licht einer Laterne. Ein weiteres Licht löst sich aus der Finsternis. Scharfe, kraftvolle Ruderschläge treffen das Wasser; die Umrisse eines Bootes, das schnell herangleitet, werden sichtbar; ein Offizier in weißer Tropenuniform erscheint an Bord, nimmt die Hacken zusammen und meldet sich in vorschriftsmäßiger strammer Haltung bei dem Staatssekretär, dem Gouverneur und seinem Spezialvorgesetzten, dem Oberfleutnant Quade. Es ist Hauptmann von Stümer, der Leiter des Bezirkes. Ich erwähne die kleine Szene, weil in den Außerlichkeiten eines derartigen Vorganges für den Augenzeugen etwas eigentümlich Symbolisches und Markantes liegt. Vor uns das Dunkel und das leise Grauen der äußersten Thule. „Wie werden wir die wiedersehen, die wir hierher geschickt haben?“ fragt man sich im stillen. Und wir sehen sie wieder. Sie üben mit ruhiger Selbstverständlichkeit die alte Form, die ihnen als Rüstzeug für alle Lebenslagen anerzogen worden ist. Die alte Form ist unsere Stärke und unsere Schwäche.

Wenn die Sonne auf Bukoba herniederscheint, zerflattert das leise Grauen. Man sieht die schon geschilderten grotesken Felsen mit viel Grün dazwischen; den etwas unwahrscheinlichen sogenannten Hafen, dazu Haus und Schuppen des Zollverwalters Pistor, in den Granit eingesprengt; eine Viertelstunde seitab die mächtige festungsartige Boma, — die Reichsflagge davor, die auf einer Terrasse am See lustig im Winde flattert und die Strohdächer der Eingeborenenhütten dahinter.

Der Hafen besteht im Grunde aus nichts, als einer dürftigen Steinmole, die nur kleineren Schiffen einen Anlegeplatz gibt, und auch das nur bei nicht allzu hoher See. Dicht dabei steht eine starke Dünung an. Mit der wachsenden Bedeutung des Platzes wird hier Wandel geschaffen werden müssen; ebenso ist es dringend nötig, daß Bukoba an unser Telegraphennetz Anschluß erhält. Im Zollhaus ist reger Güterverkehr; alle zehn Tage, manchmal öfter, trifft einer der beiden großen englischen Dampfer, die den See be-

fahren^{*)}, hier ein, wobei er dann jedesmal reichlich Fracht bringt und mitnimmt. Hauptausfuhrartikel von Bukoba sind Erdnüsse, Zelle, Wachs und Kaffee; Einfuhrartikel sind billige Manufakturwaren. Unser Dampfer nimmt in eintägiger Arbeit zwei starke Leichter mit Waren auf. Dazu liegen im Zollschuppen viele Güter, die auf die Wiedereröffnung des nahen Ruanda warten, und dann im Karawanenweg verschickt werden sollen. Ruanda ist gegenwärtig noch immer gesperrt, weil seine Bevölkerung, — wie die Gewerbetreibenden versichern, ganz zu Unrecht, — im Zusammenhang mit dem letzten Aufstand noch immer für unruhig gilt.

Der erste Eindruck, den man von dem Land hier oben in kommerzieller Beziehung gewinnt, ist demnach ungewöhnlich günstig. Dabei ist Mißernte und Viehsterbe, welch' letztere allerdings eine teilweise Steigerung des Verkehrs durch Vermehrung der Häuteausfuhr zur Folge hatte, gewesen. Der „Eindruck“ findet seine Bestätigung durch konkrete Zahlen. Bukoba hat vom 1. April des vorigen bis zum 31. März des laufenden Jahres aus Zöllen (Aus- und Einfuhr) 130 500 Rupien (75 Rupien = 100 Mark), an Steuern 106 000 Rupien und an Gewerbesteuer 10 000 Rupien, zusammen 246 000 Rupien Einnahmen gebracht. Ihnen gegenüber stehen an Ausgaben 122 000 Rupien; 25 Prozent Provision für die Steuereinzahlung an die Sultane des Landes und 20 000 Mark für außerordentliche Verwaltungsausgaben sind in sie einbegriffen. Die Station hat also einen Überschuß von rund 125 000 Rupien ergeben, ein Ergebnis, das sich immerhin sehen lassen kann. In früheren Jahren war es ähnlich.

Bukoba ist Militärsation. Großen Anteil an ihrem Aufblühen hat ihr Leiter, Hauptmann von Stümer, ein Beweis, daß in der Anstellung von Zivilbeamten nicht ausschließlich das Heil des Landes liegt. Das Interesse des Herrn von Stümer an seinem Bezirk ist so groß, daß er seit vier Jahren keinen Heimatsurlaub genommen hat. Die Sultane seines Bezirkes hat er ausgezeichnet an der Strippe; nicht ein einziger von ihnen war bei ihrer Begrüßung des Staatssekretärs angetrunken, was für afrikanische Verhältnisse etwas nahezu Außerordentliches sein soll. Dabei sind diese schwarzen Herren nicht

^{*)} Ein dritter Dampfer ist auf der oben erwähnten Werft in Port Florence im Bau.

etwa die gewöhnlichen kleinen Despoten anderer Bezirke; einzelne von ihnen, z. B. Rahigi und Montangallo haben ein sehr ausgedehntes Herrschaftsgebiet mit dichter Bevölkerung und einen entsprechend großen Einfluß auf Krieg und Frieden. Durch Vermittlung der Sultane hat Herr v. Stümer den Eingeborenen ihren Raubbau bei der Wachsgewinnung abgewöhnt und sie zur rationellen Bienenhaltung erzogen; auf demselben Wege hat er sie mit Erfolg zu landwirtschaftlicher Betätigung angehalten. Daß er damit bei dem Staatssekretär besondere Anerkennung gefunden hat, ist uns nicht verborgen geblieben. Der Herr Bezirksleiter ist auch architektonisch veranlagt und hat seine Boma und seine sonstigen Dienstgebäude ohne Baumeister recht ansehnlich und billig zu Wege gebracht*). Diese Billigkeit — auf die Ansehnlichkeit wird es den Herren wohl weniger ankommen — hat bei den Finanzwächtern in Daressalam naturgemäß in angenehmster Weise Sensation gemacht.

Glänzend war der Empfang Dernburgs in Bukoba. Die Sultane waren mit großem Gefolge angerückt; Rahigi trug eine Art weißer Feldwebeluniform mit Phantasiehelm, die kleineren erschienen in den verrücktesten Kostümen. Der eine z. B., der Spindelbarr und quittengelb war, war hergerichtet wie ein Jockey. Ein anderer trug eine Art Bischofsornat mit Jesuitenhut. Besonders angestrengt hatte sich Montangallo, ein schöner tiefschwarzer Neger von ungefähr vierzig Jahren. Er ließ sich im Purpurmantel auf einer Sänfte tragen; ihm voran tanzte, wie einst David vor der Bundeslade, seine Hauskapelle, groteske, mit Leopardenfellen ausgestaffierte Burschen, unter ihnen auch der Leibzwerg seiner schwarzen Majestät. Unter wilden Verrenkungen verübten sie auf ihren Trommeln und Querpfeifen einen Heidenlärm. Dann kam ein Duzend Askaris mit Vorderladern, die später, nach den deutschen Askaris, ihrerseits einen Parade- marsch riskierten; schließlich, hinter dem Sultan, ein großer Schwarm Araber und Neger, meist in weißen Gewändern, mit langen Wanderstäben in der Hand, die Araber mit prachtvollen Pharisaerköpfen, in würdiger Ruhe, die Neger aufgeregt, schwägend, lachend und

*) Aus Gründen der Gerechtigkeit gegenüber anderen Stationschefs muß ich darauf hinweisen, daß ich später ernste Einwendungen gegen die Bauweise des Herrn v. Stümer, namentlich im Hinblick auf die Haltbarkeit der Gebäude, gehört habe. Auch die Billigkeit soll zum Teil nur eine scheinbare sein, da die zum Bau verwandten Kettengefangenen anderen Zwecken entzogen werden.

lärmend, alle neugierig bis dorthinaus. Diese Gesellschaft schnellen Schrittes unter den breiten Blättern der Bananenhaine am Strande dahinziehen zu sehen, berührte wieder ganz biblisch. Ähnlich mögen die schwarzen und gelben Burschen mit gereckten Hälsen, ihren Witz übend und doch voll Scheu, hinzugelaufen sein, als sich einst die Kunde verbreitete, der merkwürdige Mann, dessen Reden draußen das Land erregten, komme herein nach Jerusalem. Sans comparaison natürlich im übrigen! Wenn ich Maler wäre, würde ich derartige Szenen festhalten und sie dann zu einem Kolossalgemälde zusammenstellen. Es gäbe ein Historienbild voll Realistik und Kraft, und auch der ndrgehnste Kritiker könnte nicht behaupten, daß es, weil nur verkleidete Gegenwart, unwahr sei. Natürlich, die mit europäischer Tracht kokettierenden Kollegen Montangallos und die Askaris müßte man weglassen. Und auch Montangallo, diesen Prachtlerl aus der Zeit der heiligen drei Könige, dürfte man nicht gerade porträtieren, wie er vor Dernburg stand, im Purpurmantel, stramm, und die Hände an der Hosennaht oder dem, was deren Stelle bei ihm vertrat. Im übrigen verspreche ich, es von jetzt an nicht mehr besonders zu betonen, wenn ich biblische Ähnlichkeiten sehe.

Der Staatssekretär hat der Mission der weißen Väter und dem Sultan Rahigi einen Besuch abgestattet. Beide Ausflüge bedingten mehrstündige Märsche. Bei den weißen Vätern, einer katholischen Missionsgesellschaft aus Algier, war nach Aussage der Herren, die diese Tour mitgemacht haben, nicht viel zu sehen. Rahigi erwies sich als ein einsichtiger Monarch auf dem besten Wege zum Europäertum; er hat sich in Daressalam Visitenkarten drucken lassen und hat europäische Möbel. Dem Staatssekretär wurden auch die vier Gattinnen Rahigis vorgestellt. Im übrigen präsentierte er seine besonderen Schätze, zwei alte Lithographien unseres Kaiserpaares, vier Weckeruhren, fünf Petroleumlampen, die übersichtlich nebeneinander aufgestellt waren, und ähnliches. Der Stolz Rahigis auf diese Besitztümer ist natürlich höchst komisch; er soll aber wirklich ein in seiner Art bedeutender Mensch sein, der in Suaheli allerlei Bücher geschrieben hat und auf dessen Freundschaft lange vor Hauptmann v. Stümer schon Emin Pascha Wert gelegt hat.

VIII.

Empfang in Muanza. — Rückkehr eines Teils der Reisegesellschaft. — Eine Rede Dernburgs: Das Eingeborenennenproblem ist das Problem von Deutschostafrika. — Alarminachrichten aus Deutsch-Südwest. — Reiseforgen.

Muanza, den 21. August.

Der „Element Hill“ mit dem Staatssekretär an Bord ist gestern nachmittag hier eingetroffen. Der Empfang war großartig, wie der in Bukoba; doch fehlten die Potentaten, da die hiesigen Sultane zu kleine und unberechenbare Leute sind, um bei derartigen offiziellen Akten mitwirken zu können. Auch sind es ihrer zu viel, nämlich nicht weniger als vierzig. Als neue Nummer im Festprogramm sei die hiesige schwarze Schule angeführt, die unter Leitung eines vor Aufregung ebenso schweißenden wie freudig grinsenden schwarzen Lehrers das „Heil dir im Siegerkranz“ sang. Den Askaris imponierte diese Kunstleistung anscheinend nicht recht, denn sie versuchten mitten in sie hinein ihren Parademarsch mit klingendem Spiel zu beginnen; um ihren Eifer zu zügeln, mußte ihrem schwarzen Kapellmeister sehr energisch abgewinkt werden.

Die „Safari“ nach Labora soll bereits heute mittag aufbrechen. Für die offiziellen und geladenen Reiseteilnehmer ist gesorgt; wie aber die Presse mit ihren Vorbereitungen fertig werden soll, ist vollständig schleierhaft. Wir haben zur Erledigung der Dinge, die für den Staatssekretär und seine Umgebung seit Wochen von geübten amtlichen Organen vorbereitet werden, Daressalam einbegriffen, noch keine zwölf Tagesstunden zur Verfügung gehabt. Es ist notwendig, das zu betonen, da sich natürlich nicht übersehen läßt, welchen Verlauf die Reise unter diesen Umständen nehmen wird.

Dazu ist seit gestern allerlei passiert, worüber noch einige Zeilen zu schreiben sind.

Eine Reihe unserer bisherigen Reisegefährten verläßt uns in Muanza, um mit dem „Element Hill“ nach Rissumu und von dort nach Mombassa zurückzukehren. Dazu gehören der Geheime Regierungsrat Stieglich vom sächsischen Finanzministerium, der mit einem privaten Mandat sächsischer kaufmännischer und industrieller Vereine sich in unseren Kolonien umgesehen hat, Herr Wilkens, Landrat des Kreises Spremberg und Großpflanzler aus Usambara,

der herausgekommen ist, um mit Erzellenz Dernburg und dem Gouverneur die für Usambara sehr wichtige Arbeiterfrage zu besprechen, und der Fabrikbesitzer Schubert aus Zittau, der uns ein lieber Reisegenosse war, sich über den eigentlichen Zweck seiner Reise indessen nicht ausgesprochen hat. Bei dem gestrigen letzten gemeinsamen Wahl an Bord des „Element Hill“ rief Herr Schubert uns im Namen der Scheidenden ein Lebewohl zu. Er setzte dabei einen Preis von 3000 Mark auf den Nachweis einer neuen Verwendungsmöglichkeit ostafrikanischer Pflanzen für industrielle Zwecke aus. Der Staatssekretär dankte, schlug in seiner Er widerungsrede dieselbe biblische Note an, deren für meine Person und für die Zukunft mich enthalten zu wollen ich nach Bukoba versprochen habe, und erklärte schließlich das Eingeboreneproblem für „das Problem von Deutsch-Ostafrika“. Das Wort hat hier, so kurze Zeit vergangen ist, seit es gesprochen wurde, nicht geringe Aufregung hervorgerufen. Da sich an die Proklamierung des Dernburgschen Grundsatzes voraussichtlich noch längere Debatten knüpfen werden, halte ich es für meine Pflicht, seine erste Wirkung, wie es in obiger Andeutung gesehen ist, zu registrieren.

In der Nacht verbreitete sich an Bord plötzlich das Gerücht, daß sensationelle politische Nachrichten aus Deutschland eingetroffen seien. Das sollte sich bestätigen. Erzellenz Dernburg ließ heute noch vor dem Frühstück die Herren von der Presse auf das Promenadendeck des „Element Hill“ zu sich bitten und erklärte uns hier, daß er uns eine folgenschwere Mitteilung zu machen habe. Was er im Augenblick sagen könne, beschränke sich auf nur wenige Worte. Morenga habe die Grenze Deutsch-Südwestafrikas überschritten. Daraufhin habe er, Dernburg, sich entschlossen, Oberstleutnant Quade dorthin abzusenden. Er hoffe, daß dessen Mission von Erfolg sein werde. Oberstleutnant Quade werde uns noch heute verlassen.

Nach der Art des Staatssekretärs bei dieser Mitteilung muß, was ihm von Berlin aus berichtet worden ist, in der Tat bedenklicher Natur sein. Daß Oberstleutnant Quade sich nunmehr von uns trennt, wird sehr bedauert. Aber notgedrungen müssen wir den Abschied kurz machen. Die Zeit drängt, und — wir sind noch nicht beritten! Auf die Suche nach einem Esel oder einer Eselin . . . Gleich nach Tisch marschieren wir.

IX.

Dernburgs Reisepläne. — Zweifel an ihrer Zweckmäßigkeit. — Aufbruch der Safari. — Mein Reittier versagt. — Ich kehre nach dreitägigem Marsch nach Muanza zurück. — Unfreundlichkeiten des Gouvernements. — Der Verkehr auf der Straße von Muanza nach Tabora. — Unsere Safari. — Wie sich unsere Träger Dernburgs Stellung denken. — In der Steppe. — Baumwollenboden. — Wiegands Farm. — Nachtbild.

Muanza, den 1. September.

„Hdret und vernehmet die Geschichte! . . .“

Es ist gekommen, wie ich befürchtet habe. Ich bin wieder in Muanza am Viktoria Nyanza und habe meine Beteiligung an der „Safari“ des Staatssekretärs infolge der Unzulänglichkeit meines „Reittieres“ nach einigen Tagereisen aufgeben müssen. Wo ich mit unserer Expedition wieder zusammentreffe, steht noch nicht mit Sicherheit fest. Es wird davon abhängen, ob der Staatssekretär seine Idee, von Tabora aus bis Morogoro durchzumarschieren, ausführt, oder ob er hierher zurückkehrt. Daß der Staatssekretär den Wunsch hat, seine Safari bis zu der von Daresalam ausgehenden Bahn und damit bis zur nächsten Nähe der Küste fortzusetzen, unterliegt keinem Zweifel. Er selbst hat es mir gegenüber wiederholt ausgesprochen. Nach dem rasenden Tempo, das für den Marsch bisher gewählt worden ist, ist es auch sicher, daß alles an die Verwirklichung dieser Absicht gesetzt wird. Doch bestehen hier bei allen Landeskundigen Bedenken, ob das Projekt innerhalb der verfügbaren Zeit durchgeführt werden kann. Der Staatssekretär selbst und auch seine ganz wie halboffizielle Umgebung reisen zwar mit aller Bequemlichkeit, mit der man im zentralen Afrika überhaupt reisen kann. Dennoch sind auch für sie Anstrengungen mit der Partie verbunden und das Klima*) erheischt gebieterisch, daß der Weiße solche nicht über einen gewissen Grad hinaus auf sich nimmt. Dazu kommt, daß die Leistungsfähigkeit der schwarzen Träger ihre

*) Richtiger der Hitze. Die Gefahren des Klimas an sich sind nicht so erheblich, wie es im geschäftlichen Interesse bestimmter Kreise meist behauptet wird. Die Mitglieder der Dernburgerpedition sind von Tropenkrankheiten so gut wie völlig verschont worden. Die Hitze selbst wirkt ähnlich, wie bei uns im Hochsommer.

Grenzen hat. Dauernd mehr als täglich 5 Stunden zu marschieren, sind sie nicht imstande. Schließlich wird vielleicht die Erwägung kommen, ob das ewige Marschieren in im wesentlichen immer wiederkehrender Umgebung, die nur von einem Teil des Landes ein charakteristisches Bild gibt, wirklich eine dem Zweck der Reise entsprechende Ausnützung der zur Verfügung stehenden Zeit darstellt. Der Staatssekretär hat uns Journalisten wiederholt gebeten, uneingeschränkt und mit aller Offenheit zu registrieren, was wir hören und sehen. Ich handle u. a. auch im Sinne dieser Aufforderung, wenn ich die Tatsache nicht unerwähnt lasse, daß im Zusammenhang mit der Reise Dernburgs eine starke Nervosität in Deutsch-Ostafrika zu herrschen anfängt. Man hat sehr große Hoffnungen an diesen Besuch geknüpft und beginnt nun gemach zu zweifeln, ob der Staatssekretär wirklich das sehen und hören wird, — auf das Hören kommt es auch sehr an! — was er sehen und hören muß, wenn er ein wirkliches Bild von der Lage des Landes erhalten soll. Der Steppenmarsch hat ja, obwohl er jetzt zur Zeit der Viehsterbe und der Trockenheit leicht zu einer unbegründeten Voreingenommenheit führen könnte, ganz zweifellos sein Gutes und seine Vorzüge. Wenn aber Dernburg der Steppe zuliebe nicht nach Usambara geht, so gibt es hier eine Enttäuschung, um nicht zu sagen eine Enttäuschung, die auch zu Hause ihr Echo finden, und keinesfalls im Interesse einer gedeihlichen Politik des Reichskolonialamtes liegen würde! Auch der Süden des Schutzgebietes glaubt ferner Anspruch darauf zu haben, den Staatssekretär zu sehen und zu — sprechen.

* * *

Ich persönlich, wie gesagt, habe an der Steppenfahrt nur während der ersten Tage teilnehmen können. Eine Reise im Innern Afrikas fern aller europäischen Kultur ist schließlich kein Kinderspiel. Das Reiseprogramm ließ trotz dieser unbestreitbaren Tatsache niemand, für den nicht, wie amtlich für die engere Reisegesellschaft, von anderer Seite Vorsorge getroffen war, die Zeit, auch nur die allernotwendigsten Vorbereitungen zu treffen. So saßen wir in Muanza noch eine Stunde vor dem Aufbruch der Expedition ohne Reittiere da. In Betracht kamen Eingeboreneneesel, sog. Schensieesel, da weder die edleren Maskateesel, noch Maultiere zu haben

waren. Und auch Schensi-Esel, die bereits geritten waren, schienen sich nicht finden zu wollen. Schließlich kaufte ich für teures Geld einen. Zu einem Proberitt blieb keine Zeit. In aller Eile ließ ich mir von der Schutztruppe einen Sattel aus, übergab das Tier einem mir empfohlenen Eselboy, und setzte mich stolz einstweilen zu Fuß an die Spitze meiner Karawane. Sie bestand aus meinem aus Daressalam mitgebrachten Boy, aus dem „Pischi“ — dem in Entebbe angeworbenen Koch — aus vierzehn Trägern mit meinen Zelt-, Eß- und anderen Lasten und aus dem Esel mit seinem Hüter. Das angeführte Personal entspricht dem Mindestmaß dessen, was ein Europäer für eine Reise hierzulande gebraucht. Die Träger reiheten sich nach Art ihrer Lasten — die Zeltträger zu den Zeltträgern, die Risten- und Kofferträger zu den Risten- und Kofferträgern, — in die große „Safari“ ein, und unter gewaltigem „Relele“, dem üblichen Freuden-geheul, Singen und Lärmen der beteiligten Schwarzen, marschierten wir durch das Schensi(Eingeborenen)-Dorf von Muanza südwärts in die den Viktoria See umgebenden Berge hinein. Der Riesenzug, etwa 400 Personen im Gänsemarsch, verteilte sich ohne die Nachzügler auf eine Wegstrecke von einer guten Viertelstunde Länge. Die „Bana Mkubas“, die „großen Herren“ in der Ausdrucksweise unserer Neger, folgten uns auf ihren Maultieren nach etwa zwei Stunden zum ersten Lagerplatz. Der Bezirksamtmann von Muanza, Regierungsrat Dr. Gunzert, hatte sich ihnen angeschlossen, um ihnen vier Lagereisen weit bis an die Grenze seines Amtsgebietes das Geleit zu geben.

Vielleicht darf ich die Tragikomödie meiner persönlichen Safari-erlebnisse hier gleich abtun. „Der Esel, hatte man mir gesagt, ist gut. Bergrat Schloifer ist auf ihm von Udjidji bis Muanza geritten. Aber er muß erst müde werden, am ersten Tag der Safari läßt er niemand auf seinen Rücken! Vom zweiten Tage an werden Sie ein sehr gutes Tier an ihm haben.“ Das vom zweiten Tage an sehr gute Tier wurde also am ersten geführt. Nach einem Marsch von rund 20 Kilometern kamen wir ins Lager. Beim Aufbruch am zweiten Marschtag setzte ich vorsichtshalber zunächst meinen Boy auf den Rücken des Langohrs. Das Resultat war ein geplagter Sattelgurt und beim Boy eine Lädierung des Schienbeins, die schnell unangenehm wurde und gegenwärtig im Lazarett zu Muanza kuriert wird. Der Esel wurde abermals geführt. Wir marschierten

an diesem Tage, mit einer kurzen Rast, bei vollem afrikanischen Sonnenbrand von sechs Uhr morgens bis vier Uhr nachmittags; die Strecke, die wir zurücklegten, betrug 35 Kilometer. Ich immer zu Fuß; in welchem Zustand ich im Lager ankam, läßt sich unschwer erraten. Ich hatte nur in der Feldflasche Wasser bei mir gehabt; als es alle war, hatte ich nach langem Kampf, um nicht liegen zu bleiben, wiederholt unabgekochtes Wasser aus einer Pfütze trinken müssen, ziemlich das Gefährlichste, was man hier tun kann. Im Lager wurde der Sattel repariert, so gut es ging.

Für den folgenden Tag war uns ein „kürzerer“ Marsch versprochen worden. Wir brachen wieder um sechs Uhr auf; die Strecke bis zur Wiegandschen Farm, wo wir um 10 Uhr Rast machten, maß indessen bereits wieder rund 20 Kilometer, und es sollte in demselben Tempo weiter gehen wie gestern. Den Esel hatte ich früh morgens bestiegen. Da er mich durch Bockeln nicht los wurde, rannte das brave Tier in die Hecke des nächsten Schensitraals, um mich dort abzustreifen. Als auch das nicht half, legte er sich unversehens mit seinem Reiter in eine Pfütze. Ein nochmaliger Versuch mit dem Tier nahm ungefähr denselben Verlauf, nur daß ich diesmal vor der Pfütze absprang. Es half nichts, die Kanaille war unreitbar. Ein anderer Esel war auf der Farm nicht zu haben. Auch in den nächsten Eingeborenendörfern wurde ich keinen bekommen, wurde mir versichert. Da gab ich das Rennen auf. Ich hatte in 48 Stunden an 75 Kilometer zurückgelegt und konnte einfach nicht weiter. Daß Märsche wie die bisherigen dauernd die Regel sein würden, wurde nicht mehr in Abrede gestellt. Ich ließ meine Träger aussondern und blieb nach Rücksprache mit Erzellenz Dernburg auf Wiegands Farm zurück. Es wurde verabredet, daß ich zwei Tage später mit Regierungsrat Dr. Gungert bei dessen Rückkehr nach Muanza zurückmarschieren sollte. Der Herr Regierungsrat holte mich bereits am folgenden Tage ab, da er aus, ich weiß nicht welchen Gründen, seine Dispositionen geändert hatte. Nach dreitägigem Rückmarsche sind wir seither in Muanza wieder eingetroffen.

Ich bin der Meinung, daß das Gouvernement in Daresalam gut und gern auch die paar Journalisten, die sich der Reise des Staatssekretärs angeschlossen haben, mit Reittieren hätte versorgen können. Ich bin ferner der Meinung, daß es bei seiner Kenntnis

der Vorgeschichte dieser Reise und der Gebiete, die wir berühren sollten, dies unbedingt hätte tun müssen. Auch unsere Anwesenheit hier dient einem öffentlichen Interesse, und zwar einem öffentlichen Interesse, welches mit dem der amtlichen Kolonialpolitik, wie man annehmen sollte, zusammenfällt. Oder hat das Gouvernement in Daresalam Interessen, deren Wahrnehmung mit den Intentionen der Berliner Zentrale in ihrer gegenwärtigen Gestalt sich nicht ganz vereinigen läßt? Der Staatssekretär hat den Grundsatz proklamiert: „Die Wahrheit über unsere Kolonien!“ Man hat hier draußen den Eindruck, als ob die lokale Behörde den Moment noch nicht für gekommen halte, volles Licht in alle Verhältnisse bringen zu lassen, und als ob ihr das Erscheinen so vieler neugieriger und ihrem Einfluß nicht unterworfenen Beobachter im Lande keineswegs willkommen wäre. Für die Kosten unserer Verrittenmachung wären wir natürlich gern aufgekomen. Daß einige meiner Berufsgenossen mit ihren Ankäufen anscheinend mehr Glück gehabt haben als ich, kann mich an der Berechtigung der vorstehenden Ausführungen nicht irre machen.

Um nichts zu verschweigen: ein Zelt mit Feldbett und sonstigem Zubehör ist uns seitens des Gouvernements gestellt worden. Die Träger nicht; deren Aufbringung hat man uns ebenfalls überlassen und ohne die liebenswürdige Fürsorge eines alten Afrikaners*) wäre auch sie uns innerhalb der kurzen Zeit unmöglich gewesen. Es hätte uns somit sehr leicht widerfahren können, daß wir in Muanza ganz und gar liegen bleiben mußten. Das ist nun glücklich vermieden worden und so habe auch ich wenigstens drei Tage dieses Marsches mitgemacht.

* * *

Was ich von der Straße nach Tabora während dieser Zeit gesehen habe, hat mir gezeigt, daß der Verkehr auf diesem alten Handelsweg in der Tat nach wie vor sehr bedeutend ist. Man kann darauf rechnen, nach beiden Richtungen, nach Tabora wie nach Muanza hin, alle halben bis dreiviertel Stunden einer größeren Trägergruppe mit Lasten zu begegnen. Nach Tabora werden Elfenbein, Wellblech und Baumaterialien, Manufakturwaren und impor-

*) Curt Loewen.

nerte Lebensmittel gebracht; nach Bannapa verweigert Landespredakie, wie Erdnüsse, Zelle usw. Gruppen von vier, fünf Trägern begegnet man noch viel häufiger, als ganzen Safaris. Dabei liegt, wie versichert wird, der Austausch von Waren infolge der Mißernte dieses Jahres gegen sonst sehr darnieder . . . Größeren Safaris, namentlich wenn ein Deutscher bei ihnen ist, wird die Reichsflagge vorangetragen, die dann lustig flatternd weißlich über der gelben Ebene sichtbar ist. Kommen die Karawanen aneinander vorüber, so verüben die Träger einen Heidenlärm. Sie schlagen im Takt an ihre Rissen, tuten auf den Hörnern und Flaschenfurbüssen, singen und heulen, kurz, suchen sich gegenseitig in jeder Weise durch Frische, Klugheit und Tatendrang zu imponieren. Dann geht es wieder auseinander; beide Züge verlieren einander schnell aus dem Auge. Passieren die Träger einen Europäer, so begrüßen sie ihn Mann für Mann mit lautem und vernehmlichen „Jambo“^{*)}; man hat dann, wenn man von höflicher Gemütsart ist und gute Behandlung des Schwarzen für angebracht hält, das Vergnügen, den landesüblichen Gruß fünfzig bis sechzig Mal und öfter zu wiederholen. Ist kein Europäer oder Indianer bei der eigenen Karawane, so tritt der Bannampara, der schwarze Obmann der Träger, demütig an den ihm begegnenden weißen Fremdling heran, um ihm zur Kontrolle den Erlaubnisschein zu überreichen, durch den ihm das Bezirksamt die Benützung der Straße gestattet hat. Ab und zu begegnet man auch einem der Sultane der Nachbarschaft, der sich, von seinem „Ministerium“, d. h. ein paar vertrottelten Dorfältesten ehrerbietig geleitet, einen kleinen Dummel auf der Karawanenstraße leistet. Auch er begrüßt den Weißen, gleichviel welchen Standes, auch wenn er ihm sonst, z. B. durch Verweigerung von Nahrungsmitteln für die Träger, Scherereien zu machen gedenkt, mit freundlichem „Jambo“.

* * *

Schade, daß wir uns nicht selbst begegnen können . . . Eine Safari, bei der ein oder zwei Europäer sind, ist ja nichts seltenes. Man erkennt sie schon von weitem daran, daß ein paar Boys mit den Schießprügeln ihrer Gebieter auf den Achseln, bei dem Zug sind.

^{*)} „Guten Tag!“

Auch daß ein halbes Duzend Askaris zu der Karawane gehört, kommt oft vor. Der Schwarze merkt dann, daß ein „Bana Mkuba“ in Anmarsch ist, ein Mann mit Achselstücken, dem Wahrzeichen kaiserlichen Dienstes, das nebenbei bemerkt, in einer für den Privat- und Handelsverkehr nicht ganz bequemen Weise zu einem immer mehr allein respektierten „Gesam, tu dich auf“ für die Liebeshwürdigkeit der Schwarzen am Weg geworden ist. Ein Bana Unteroffizier oder gar der Bana Steuererheber naht auf seinem Maulesel; wer weiß, am Ende ist es der Bana Mkuba Bezirksamtmannt selbst mit der goldenen Schnur am Helm, oder einer der Herren Offiziere. Sind die Ankömmlinge bei guter Laune, so kann man dann vielleicht im nächsten Schensidorf ein kleines Schauri mit ihnen abhalten! Veranlassung zu dem Schauri hat der Schwarze immer; er nimmt den Mann mit den Achselstücken als Richter, Staatsanwalt, Arzt, Berater oder Vermittler in Anspruch, wie es ihm gerade einfällt. All' das sind Begegnungen, die der Schensi täglich hat.

Den Glanz aber, den wir verbreiten, hat die Steppe, ja, hat ganz Deutsch-Ostafrika noch nicht gesehen! So viele Bana Askaris und Bana Mkubas auf einem Hümpel sind tatsächlich unerhört. Zuerst drei Bana Askaris — der Askari ist immer „Herr“ — die der Riesenschlange unserer Safari stolz voranschreiten, teils als Vorhut, teils als Führer. Gleich hinterher, ebenfalls zu Fuß, drei Bana Mkubas, der Gouverneur, Dr. Rathenau, Graf Henckel oder wer sonst von der eigentlichen Reisegesellschaft des Reitens gerade müde ist. Die Dreizahl an der Spitze scheint schnell Tradition geworden zu sein. Es folgt der „Bana Mkuba kabissa“, der Staatssekretär, von acht Schwarzen in einer Sänfte hoch über allem Volk getragen. Weitere Bana Mkubas, Leutnant Schön, der Bezirksamtmannt und Stabsarzt Dr. Engeland schließen sich an. Leutnant Schön reitet an der Spitze des Gros unserer bewaffneten Macht, eines ganzen Zuges Askaris. Noch ist die Reihe der „großen Herren“ nicht erschöpft, wenigstens nach Ansicht der Schensi, die auf die Qualität des Reittieres sehen: es nahen nämlich die Herren der Dienerschaft und der Herr Unteroffizier der Kolonne. Die endlose schwarze Reihe des Troffes, der Träger mit den Lasten, rollt sich nunmehr auf. Ganz hinten dann, an seinem Ende, kommen noch ein paar Europäer, anscheinend solche minderere Art. Auf schädigen widerspenstigen

Ehensiefeln folgen sie mühselig und immer weiter noch zurückfallend der Karawane. Was der Ehensi sagen würde, wenn man ihm erzählen wollte, daß das ebenfalls Bana Mkubas, d. h. die Vertreter der sogenannten siebenten Großmacht sind? Manchmal packt den einen oder den anderen der Großmächtlichen der Egezi. Er verläßt seine Kosimante und arbeitet sich auf Schusters Rappen von Schweiß triefend mit langen Schritten bis zur offiziellen Welt an der Spitze des Zuges durch. Die Neigung zu solchem Strebertum pflegt indessen nach den ersten Marschstunden dahin zu sein. Nur einer rennt immer zu Fuß, rennt, rennt — hat nicht einmal einen Ehensiefel . . . Der eine bin ich. In der Tat, ich hätte Labora gern gesehen und habe mir alle Mühe gegeben!

Dies ein Bild vom Vormittag des dritten Marschtages.

* * *

Ich habe zu erfahren gesucht, was unsere Ehensi in der Person unseres „Bana mkuba kabissa“ sehen. Ich veranlasse einen der Herren, die Suaheli sprechen, einen unserer Träger, einen Wassikuma mit wildem Gesicht, großen Messingohrringen und sein gedrehten Ldaſchen darüber zu befragen.

„Er kommt gleich hinter dem Kaiser und kann alle schlachten oder aufhängen,“ lautete die Antwort.

„Alle Ehensis?“

„Ndio, — ja!“

„Auch uns Europäer?“

„Ndio!“

„Auch den Bana mkuba aus Daresſalam, den Gouverneur?“

„Ndio!“

Daß der „Bana mkuba kabissa“, der ganz große Herr aus Deutschland, alle Welt nach Belieben massakrieren lassen kann, ist nach des Negers Anschauungsweise das wichtigste und selbstverständlichste Attribut seiner Macht. Man muß solche Züge beachten. Jemand, der nicht berechtigt wäre, zu massakrieren, würde ihnen nicht imponieren; alles, was ihm zur Begründung des Fehlens solcher Machtvollkommenheit erzählt werden könnte, würde er nach Negerlogik nur als Versuch ansehen, ihn, den dummen Ehensi, über die tatsächliche Bedeutungslosigkeit des Fremblings zu täuschen.

Darüber, daß alle Unordnung bei dieser Serkal- d. h. kaiserlichen Expedition an ihnen unfehlbar durch die Todesstrafe gerächt werden würde, sind sich alle unsere Träger vollständig im klaren. An sich beunruhigt sie das nicht weiter; sie werden nur nicht so leicht wie sonst, wo nur der „Riboko“, der landesübliche, für die verschiedensten Zwecke gleich praktische Spazierstock aus Nilpferdhaut droht, davonlaufen und sie werden, auch wenn ihnen dauernd mehr als normale Leistungen zugemutet werden sollten, jedenfalls ihr Äußerstes tun. Doch wird sich im letzterem Falle ein guter Teil von ihnen nie mehr für eine Serkalexpedition anwerben lassen. Sie werden andere Träger zu dem gleichen Verhalten veranlassen, was bei der großen Zahl der Leute, die mit uns ziehen, für später einen unangenehmen Ausfall an Kräften und die Notwendigkeit, an Stelle des Systems der Werbung zu dem der Lieferung von Leuten durch die Sultane zurückzukehren, zur Folge haben kann. Es wäre das keine sehr sinngemäße Einleitung der neu proklamierten Eingeborenepolitik. Dies die Ansicht von Männern, die seit Jahren im Lande sind und ihre Leute genau kennen.

* * *

Der Weg nach Tabora führt zuerst durch reizvolle, aber unfruchtbare Bergpartien am Viktoriassee. Sie sind unfruchtbar, d. h. für europäischen Farmbetrieb nicht geeignet. Eingeborenenschamben, namentlich Bananenschamben, sieht man indessen auch hier ab und zu. Tomaten wachsen überall in Massen wild. So wie der Weg aus den grotesken, schon mit der Umgebung des Viktoriassees geschilderten Felsen heraus ist, kommt man in ewig gleiche Grassteppe. Die Probe, die ich zu Beginn der Safari von ihr gehabt habe, genügt nach Versicherung der Landeskundigen vollkommen zur Kenntnis des Weges bis Tabora. Nach der Regenzeit prangt das Land im üppigem Grün; reißende Ströme durchziehen es dann. Dernburg hat die Steppe nur zur Zeit der Trockenheit gesehen. Überall, auf den Hügeln und im Tal, bedeckt sie jetzt dasselbe gelbe, dürre, schwer am Boden liegende Gras, dessen eintöniger Anblick langweilt und verstimmt. Hier und da ist während der letzten Regenperiode ein Wildbach über den Weg hinweggegangen. Das Wasser hat dort tiefen Sand zurückgelassen, durch

den man resigniert hindurchstampft. Dann kreuzt wieder das Bett eines wirklichen Flusses die Straße. Die tief eingeschnittenen Ufer zeigen, mit welcher Gewalt sonst hier die Fluten dahinrollen; gegenwärtig aber ist ihre Bahn ausgetrocknet und wir haben einen leichten Übergang. Oberhalb sind einige Lachen zurückgeblieben, auf deren Grund sich einige Fische gehalten haben; die Schensis steigen hinein, wühlen den Schlamm nach Kräften auf, bis die Tiere betäubt an der Oberfläche erscheinen, und nehmen diese als willkommene „Schakullah“, als Mahlzeit, mit sich. Wo, — alle paar Meilen einmal, — dauernd Wasser ist, verrät es sich durch das schöne Grün, das in seiner Umgebung emporsprißt. Die schweren, vom Wind zerzausten Blätter der Bananenhaine wiegen sich in der Luft; zwischen ihnen tauchen die spitzen Schilfdächer des Schensidorfes auf, das regelmäßig bei dem Brunnen liegt. Überall in der Steppe sieht man dann Schwarze, die einzeln oder in Gruppen der Wasserstelle zustreben, um die vereinzelt gelegenen Hütten weiter draußen mit Wasser zu versorgen. Die charakteristisch geformte Kürbisflasche tragen sie auf den Kopf. Das Wasser selbst ist meist eine üble, schlammige Brühe, gegen das Licht gehalten nur „durchscheinend“, wie der mineralogische Ausdruck lautet; außerdem von weichlichem, fauligem Geruch. Der Schwarze genießt es, so wie es ist, mit Behagen. Beim Weißen ruft es unabgekocht Dysenterie, Ruhr und ähnliche schöne Dinge hervor; auch abgekocht ist es nur für ganz abgehärtete Gemüter ohne Ekel trinkbar. Dennoch ist man genötigt, auf Safari einige Flaschen davon bei sich zu führen, wenn man nicht liegen bleiben will; das Abkochen und Abfüllen des Wassers für den nächsten Tag ist eine der regelmäßigen Arbeiten des Kochs im Lager. Leider weiß man solche kleine Kniffe nicht von vornherein, wenn man, wie wir, nicht ausdrücklich auf sie aufmerksam gemacht wird. Man verläßt sich dann auf seine Feldflasche und muß dies bitter bereuen. An den Wasserstellen liegen auch die Camps, die zur Aufnahme von Karawanen vorbereiteten Plätze. Ärzte und Kenner des Landes raten jedem Europäer, diese Camps nicht als Lagerplatz zu benutzen, weil sie infolge ständiger Inanspruchnahme durch die Schwarzen von Ungeziefer, darunter den unangenehmsten Verbreitern der Tropenkrankheiten, wimmeln; man soll außerhalb des Camps sein Lager aufschlagen. Das ist in der Theorie ganz schön, in der Praxis dagegen namentlich für größere

Safaris schwer; jedenfalls hat die Dernburgsche Safari wenigstens zu Beginn der Reise stets im Camp genächtigt.

Die Eingeborenen halten viel Vieh, und dieses Vieh findet in der Steppe, selbst wenn sie so dürr ist, wie gegenwärtig, noch immer seine Nahrung. Viehseuchen haben in jüngster Zeit gewaltige Verwüstungen angerichtet; trotzdem weiden allerwärts Herden von fünfzig, sechzig Rindern. Ebenso sieht man überall Ziegenherden. In größerem Umfang, d. h. in Herden zu Hunderten und Tausenden von Köpfen, wird sich Rindviehzucht in der Steppe der Wasser- verhältnisse wegen einstweilen nicht ohne weiteres und überall betreiben lassen; das geeignete Verfahren hierfür wird sich indessen zweifellos auch noch finden. Jedenfalls ist die Steppe zwischen Muanza und Tabora das geborene Land für Viehhaltung. Die Seuchen ändern nichts daran; jedes Weideland, gleichviel wo in der Welt, hat mit ihnen zu rechnen; außerdem sind Vieh und Land hier so billig, daß der Fellhandel allein eine starke Sicherung gegen absoluten Mißerfolg bietet. Das Fell bringt z. B. gegenwärtig trotz des starken Angebotes allein drei Viertel des Preises, der für den lebenden Ochsen gezahlt wird. Auch hier liegt eine der Quellen des Reichtums, der unserer Kolonie künftig entspringen soll oder vielmehr geradezu entspringen muß, wenn man aus dem, was das Land einstweilen nur für den Eingeborenen ist, Schlußfolgerungen ziehen darf. Auch hier, wie sicherlich auf vielen anderen Gebieten, sind die richtigen Quellenfinder nur noch nicht da gewesen. Vielleicht darf ich an dieser Stelle bemerken, daß, soweit meine persönliche Beobachtung reicht, man sich in Deutschland recht übertriebenen Vorstellungen von der Tsetsegefahr hingibt. Weite Gebiete Ostafrikas, d. h. alle ohne Wald, sind völlig Tsetsefrei. Das Küstenseiber ist für die Viehzucht in Deutsch-Ostafrika eine weit unangenehmere Plage, als die Fliege, die freilich, wo sie vorkommt, jeden Viehstand vernichtet. Die Viehsterbe, die gegenwärtig in der Steppe herrscht, läßt sich, wie mir mitgeteilt wird, durch Waschungen mit Labakabkochen mit überraschendem Erfolg bekämpfen*). Daß die Fellausfuhr infolge der Seuche gegenwärtig blüht, habe ich bereits erwähnt.

* *

*) Nach Herrn Weidauer auf Wiegands Farm.

Es gibt zwei Wege zwischen Muanza und Labora, den kürzeren mit größeren Durststrecken, den die Dernburgsche Safari gewählt hat *), und einen um einige Marschtage längeren, der durch den an Wasser und damit an Dörfern reicheren Teil des Landes führt. Während der Dürre kann man auch den ersten Weg noch abkürzen, wenn man quersfeldein durch Gebiete geht, die während der Regenzeit sumpfig und unpassierbar sind. Der Boden auch dieser Zone ist jetzt steinhart und völlig ausgedörrt; infolge der Zusammenziehung ist er meilenweit kreuz und quer von Rissen durchfurcht, die das Gehen sehr erschweren. Seine Farbe ist schwarz. Dieser Boden soll mit der berühmten schwarzen Baumwollenerde von Texas seiner Zusammensetzung und seinen Eigenschaften nach nahezu identisch sein. Auf ihm liegt die mehrfach erwähnte Wiegandsche Farm, die neben Viehzucht und dem Bau von Nugholz auch Baumwollenzucht in größerem Umfange treibt. Die Baumwollenzfelder stehen in diesem Jahre nicht besonders gut; dagegen habe ich über frühere Ernten und über die Gesamterträge Zahlen gehört, die den Neid manches heimischen Landwirtes erwecken würden. Ich habe Grund, diese Zahlen für authentisch zu halten, wenn sie auch denen, die in der Öffentlichkeit genannt werden, nicht ganz entsprechen. Es scheint, daß es kein Zufall ist, wenn weit über die tatsächliche Lage der Dinge hinaus ungünstige Rentabilitätsangaben aus Deutsch-Ostafrika nach Deutschland gelangen. Die Leute hier glauben ein Interesse an dem so erzeugten Mißtrauen zu haben; ich komme darauf noch zurück. Die Wiegandsche Farm ist eine Oase, die an keineswegs begünstigtem Plage rein durch Fleiß entstanden ist. Ihre Existenz beweist, daß sich auch hier in der Steppe etwas schaffen läßt. Von Mangel an schwarzen Arbeitskräften habe ich auf ihrem Boden nichts bemerkt.

* * *

Ich habe kein Hehl daraus gemacht, daß ich an meine Beteiligung an dem Dernburgschen Steppenmarsch nicht mit ungemischten Gefühlen zurückdenke. Dennoch hat sie mir einige Momente von hoher poetischer Schönheit gebracht, die mir unvergeßlich sein werden. Ich denke dabei besonders an unser erstes Camp.

*) Die Weiterreise erfolgte auf dem etwas bequemeren anderen Weg.

Wir lagerten im Bergland unter einem hohen spigen Fels, der aussah wie ein riesiger Denkstein. Am Horizont, zwischen zwei flachen Kuppen hindurch, blinkte der Spiegel des Viktoria Nyansa. Ich war der erste Europäer unserer Safari, der an Ort und Stelle eintraf; wer beritten war, hatte sich mit dem Abmarsch Zeit genommen. Der Gegensatz zwischen der idyllischen Ruhe des Plazes bei meiner Ankunft und dem bunten Leben, das sich unmittelbar darauf Zug um Zug auf ihm entwickelte, war wunderbar. Es war eine Ausstattungsszene, wie sie kein Busch, kein Reng und kein Schumann besser erfinden kann. Mit ohrzerreißendem Heidi und Tuche, mit Trommeln, Luten und lautem Freudengeheul rückten die Kolonen der Träger aus dem Paß hervor. Die Askari marschierten heran; Feuer flammten auf; von allen Seiten Gehämmer; die Zelte wuchsen schnell empor; von ihrem First flattern die deutschen Farben. Reiter auf behendem Maskatesel traben durch die Menge und schwingen sich aus dem Sattel; zeitweilig scheint alles ein ungeheures Lohumabohu; doch nicht lange, und alles ist ebenso im Lot. Der „bana mkuba. kabiffa“ tut seinen Umgang; wie uns alle hat auch ihn die Erregung des Neulings gepackt . . . Es ist Nacht. Von den Tausenden von Glühwürmchen, von denen man so viel liest, ist nichts zu sehen. Auch die „Stimmen der Wildnis“ wollen nicht vernehmbar werden. Tiefes Schweigen über den vom Mond hell beleuchteten Bergen ringsum und dem See in der Ferne . . . Ab und zu ein starker Windstoß. Über uns funkeln unzählige Sterne. Da, was ist das? Neben unserem Felsen am samtschwarzen Firmament ein mächtiger Komet! Der erste, den ich in meinem Leben sehe, ein Riesending mit langer Rute! Die Himmelserscheinung hat gerade noch gefehlt, der Situation den Geschmack des Absonderlichen und Geheimnisvollen zu geben. Staunend hängt der Blick an ihr; dann gleitet er hinüber zu den qualmenden Wachtfeuern im weiten Bogen um uns, den schwarzen Gefellen, die reihenweise auf ihren Matten an ihnen schlummern, den Askaris, die mit geschultertem Gewehr durch das stille Lager patrouillieren, . . . gleitet abermals hinüber, zu Fels und See und wieder empor zum Firmament.

X.

Deutsch-Ostafrika ist Englisch-Ostafrika über. — Die Schwächen der englischen Eingeborenepolitik. — Land Spekulationen in Englisch-Ostafrika. — Der Staatssekretär über das Eingeboreneproblem. — Der Gouverneur über die Arbeiternot in Usambara. — Der Charakter des Neger. — Heroische und langsamere Mittel zur Hebung des Neger.

Daresalam, den 20. September 1907.

Seit meiner Trennung von der Safari des Staatssekretärs habe ich etwa eine Woche in Muanza, und, nach nochmaliger Fahrt über den Viktoriassee und die Ugandabahn, einige Tage in Mombassa verbracht. Ich bin dann über Tanga nach Daresalam zurückgekehrt, habe hier ein frohes Wiedersehen mit meinen Koffern gefeiert und reise übermorgen zurück nach Mombassa, um mich dort Erzellenz Dernburg nach seiner Rückkehr vom See wieder anzuschließen*). Ich werde seinen Ausflug nach Usambara mitmachen, der von entscheidender Bedeutung für das Gesamtergebnis der Reise werden muß. Während meines Aufenthalts in Muanza, Mombassa und jetzt in Daresalam habe ich, ohne durch Dispositionen des Staatssekretärs in meinen eigenen Entschlüssen behindert zu sein, mich umtun und umsehen können. Ich glaube viel gelernt zu haben; jedenfalls habe ich vertrauenswürdige Leute aus allen Ständen, Beamte in entscheidender und in bescheidener Stellung, Offiziere, Kaufleute und Pflanzer in Menge gesprochen, so daß ich nun wohl zu einigen Angelegenheiten allgemeiner Natur Stellung nehmen darf. Ich mache natürlich mit meinem Urteil keinen Anspruch auf Unfehlbarkeit. Andererseits bin ich allerdings nicht der Ansicht, daß die Berechtigung, aus individuellen Wahrnehmungen Schlüsse zu ziehen, erst erproben werden muß. Alle journalistische Reiseberichterstattung wäre ein Unding, wenn es auf die Quantität und nicht auf die Qualität des Sehens

*) Der Staatssekretär hatte sich nach seiner Ankunft in Tabora nach längeren Beratungen entschlossen, nicht nach Daresalam durchzumarschieren, sondern über Muanza und Port Florence zur Küste zurückzukehren. Durch diesen Entschluß, der nach langem Zögern gefaßt wurde, ist es dann möglich geworden, auch Usambara zu besuchen. Wäre der Staatssekretär, seinem eigenen Wunsch gemäß, von Tabora nach Daresalam weiter marschiert, so hätte der Aufenthalt in Usambara wegfallen müssen.

ankäme. Soweit es bei der Kürze des Raumes, der zur Verfügung steht, möglich ist, werden meine Ausführungen überdies erkennen lassen, auf welche speziellen Wahrnehmungen sie sich stützen.

* *

Allen anderen möchte ich eins voranstellen, das vielen daheim Freude machen, andererseits aber von gewerbsmäßigen Bewunderern des Auslandes wie den grundsätzlichen Verkleinerern jedes deutschen Erfolges erbittert bestritten werden wird. Deutsch-Ostafrika ist, nach im englischen Protektorat allgemein verbreiteter Überzeugung, Englisch-Ostafrika, von seinen Bahnverhältnissen abgesehen, in jeder Beziehung weitaus voran! Wer die Richtigkeit dieser Tatsache bestrittet, möge an Ort und Stelle nachfragen. Wer in dem zu drei Vierteln bankrotten Nairobi, wer in Mombassa gewesen ist, wird sie ehelicher Weise nicht in Abrede stellen können. Zunächst wird von den Engländern selbst unbedingt zugegeben, daß unser Land von vornherein reicher ist, infolge seiner größeren Produktionsfähigkeit sowohl, wie im Hinblick auf seine höhere Bevölkerungszahl. Das sind Dinge des Zufalls, auf die wir uns an sich nichts besonderes einbilden können. Mit größter Genugtuung dagegen wird es, wer nationalen Stolz fähig ist, empfinden, das nach englischem Urteil unser Vorgehen in unserer Kolonie sich dem der Engländer in ihrer einstweilen wenigstens durchaus überlegen gezeigt hat. Die englische Beamtenschaft vermag natürlich aus naheliegenden Gründen in ihrer Gesamtheit nicht, sich der communis opinio anzuschließen. Umso intensiver beherrscht die erwähnte Anschauung in privaten Kreisen und auch im Offizierkorps das Feld. Aber auch aus der Beamtenschaft heraus kommen Stimmen, die der Wahrheit, wenn auch mit aller Reserve, die Ehre geben; ich denke dabei an die des früheren High Commissioners von Ostafrika und Uganda Sir Eliot. Nach den Urteilen, die ich im englischen Protektorat gehört habe, liegt die Hauptschuld am Stocken der Entwicklung des englischen Besitzes an der Eingeborenenpolitik, wie sie von der Verwaltung und der Rechtsprechung gemeinsam — und zwar im Widerspruch zu dem, was die gewerblichen Kreise für zweckmäßig halten, und ebenso im Gegensatz zu der bisherigen Politik der Behörden im benachbarten deutschen Gebiet, — betrieben wird. Diese Politik ist im wesent-

lichen der Ausfluß liberaler Prinzipien, die sich auf dem Boden europäischer Verhältnisse gebildet haben. Ihre Anwendung auf Afrika durch England ist nicht neu, wie die Rolle, die das vereinigte Königreich in der Bekämpfung des Sklavenhandels gespielt hat, beweist. Ich bin kein Prophet und weiß nicht, wie sich diese Politik im allgemeinen und in ihrer Anwendung auf Englisch-Ostafrika im besonderen für die Dauer bewähren wird. Vielleicht behält England recht. Vielleicht. Sicher aber ist für den Augenblick, daß das Verhalten der offiziellen Instanzen in ganz Englisch-Ostafrika einen alle Unternehmungen lähmenden Mangel an Arbeitskräften sowie allerlei Ärgerlichkeiten und Gefahren zur Folge hat. Zu den Ärgerlichkeiten rechne ich es, wenn, wie es neulich in Mombassa vorgekommen ist, schwarze Polizeisoldaten einen weißen Epileptiker, den sie für betrunken und einen Simulanten halten, mit ihren Knüppeln bearbeiten, wenn Neger, wie es öfter vorkommen soll, Weiße, auch Damen, in den Straßen beiseite stoßen, oder wenn ein englischer Pflanze in Nairobi es sich zum Sport macht, trotz wiederholter Verwarnungen Schwarzen, die sein Mißfallen erregt haben, demonstrativ unmittelbar unter den Fenstern des Gouverneurs mit dem Riboko das Leder zu gerben. Der zuletzt erwähnte Vorgang, der sich vor einigen Wochen abgespielt hat, bildet in der englischen Kolonie noch heute das Gespräch des Tages. Der Mann war nervös geworden infolge der Unmöglichkeit, in seinem Unternehmen bei der indifferenten Haltung der Behörden irgendeinen geregelten Betrieb durchzuführen; ähnlich nervös wie er ist alle Welt. Man hat ihn schließlich zu einer hohen Freiheitsstrafe verurteilt. Gleichzeitig aber hat sich der englische Gouverneur veranlaßt gesehen, einer alten Forderung des Publikums endlich Rechnung zu tragen und aus der Heimat ein für Nairobi ausreichendes Kommando weißer Policemen zu verschreiben. Die Mannschaften kamen bei meiner neulichen Abreise aus Mombassa mit dem deutschen Reichspostdampfer an und wurden sofort nach Nairobi weiter befördert . . . Die Gefahren sind gerade die, die mit der englischen Eingeborenenspolitik vermieden werden sollen. Sie liegen in der Möglichkeit von Aufständen als Folge wachsender Überhebung der Neger in Verbindung mit ihrer Unfähigkeit, sich über das hinaus, was sie vor Augen haben, eine Vorstellung von der Macht ihres etwaigen Gegners zu machen. England pflegt Putsche zu unterdrücken, ohne

daß die Welt viel davon erfährt, auch wenn sie schwere Arbeit kosten; so hat es zur Zeit oben im Norden gegen die Nandis einen bösen Stand. Immerhin hat es bisher Glück gehabt, und das Prestige seiner Eingeborenenpolitik hat nach außen hin noch nicht allzuviel gelitten. Die Dinge in Englisch-Ostafrika liegen aber so, daß es selbst und wir alle eines schönen Tages durch einen allgemeinen Zusammenbruch seines Systems doch recht fatal überrascht werden könnten. Die Mißlichkeit der Arbeiterverhältnisse gilt als wesentliche Ursache der Zurückhaltung, die sich das englische Kapital gegenüber Ostafrika auferlegt. Vielleicht ist die Annahme irrig, vielleicht liegt diese Zurückhaltung nur daran, daß England andernwärts lohnendere Kolonien in Hülle und Fülle besitzt. Im Lande selbst erklärt man sie aber, wie angegeben; und obgleich man auch in Deutsch-Ostafrika über die heimischen Finanzleute klagt, blickt man in der englischen Kolonie noch immer mit Neid auf die Summen, die aus Deutschland in Daresalam und Tanga eintreffen. Eine weitere Ursache für das Zurückbleiben des englischen Protektorats gegenüber dem deutschen sieht man darin, daß man jahrelang seine Zukunft in den Anbau europäischer Nutzpflanzen und nicht in dem von Tropenpflanzen gesehen hat. Die Nairobi-Kartoffel ist vorzüglich; doch wohin die Massenproduktion exportieren? Und im Lande selbst fehlt es an der ausreichenden Menge von Konsumenten. Die deutschen Pflanzler haben an den Anbau von Tropenprodukten viel Geduld, Mühe und Geld gewandt; sie haben manchen Mißerfolg gehabt; die Kaffeeplantagen von Usambara z. B. bringen zwar eine vorzügliche Frucht, doch nicht in so großer Menge, daß schwere Enttäuschungen ausgeblieben wären. Dafür ernten sie jetzt auch in Gummi, Sisal und Sansevierien den Lohn ihrer Arbeit. In Englisch-Ostafrika fängt man nun auch an, nach deutschem Muster zu wirtschaften; doch ist der Vorsprung, den wir haben, nicht ohne weiteres auszugleichen. Namentlich im Hinblick auf eine besondere Schwierigkeit. Es ist für den englischen Pflanzler schwer, geeigneten Boden in seinen Besitz zu bekommen. Das beste Land ist in festen Händen, und zwar in den Händen von Spekulanten, die es brach liegen lassen. Als solche Spekulanten werden in erster Linie hohe englische Beamte genannt. Unser Landgesetz hat ähnliche Verhältnisse für unser Gebiet verhindert, ganz abgesehen von dem für Beamte bestehenden, in seinem zweiten Teil vielleicht nicht einmal

ganz zweckmäßigen Verbot, Kolonialwerte zu bejagen oder Plantagenbau zu betreiben. Alles in allem hört man in Englisch-Ostafrika alle Augenblicke den Ausdruck tiefsten Mißbehagens darüber, daß das Land im wesentlichen von der deutschen Kolonie lebe. Das einzige Unternehmen, das etwas mache, sei die Ugandabahn; die aber sei auf den deutschen Transitverkehr und deutsche Reisende angewiesen. Soweit Mombassa einen lohnenden Fremdenverkehr habe sei er deutsch. Die Gäste der drei größeren Hotels seien deutsche Offiziere, Beamte, Jäger, Touristen und schließlich auch Ankauflustige, die sich im Innern umsehen wollen; die der kleineren deutsche Unteroffiziere, Prospektoren und derlei. Und auch die Ugandabahn werde lahmgelegt, sogar zum Teil für den englischen Verkehr von dem See nach Mombassa lahmgelegt, sowie Deutschland die Bahn nach Muanza baue *).

Ich habe diese Verhältnisse ausführlich geschildert, weil sie, wie ich glaube, zu Hause interessieren müssen. Meines Erachtens wird jeder Besucher Englisch-Ostafrikas den Eindruck gewinnen, daß, entgegen der in der Heimat nahezu zum Evangelium gewordenen Überzeugung, wir Deutsche als kolonisierendes Volk den Engländern trotz ihrer vielgerühmten und zweifellos enorm wertvollen Erfahrung keineswegs unbedingt und überall unterlegen sind. Ich schreibe das, obgleich ich nicht zu der Ansicht gekommen bin, daß innerhalb der Hoheitsphäre des Gouvernements zu Darassalam eitel Vollkommenheit am Ruder sitzt oder immer geseffen hat. Vielleicht wird im übrigen in Englisch-Ostafrika manches anders, verschiebt sich auch das Verhältnis zu uns, nun die dort bestehende Depression, wie sie die Reise des englischen Kolonialministers zeigt, auch in der Heimat Unruhe hervorzurufen beginnt . . . Einen Punkt möchte ich noch erwähnen. Der größte Viehzüchter in Englisch-Ostafrika ist Lord Delaware. Als das aussichtsreichste Pflanzungsunternehmen dagegen gilt die v. Liebert-Hübnersche Sansevierenkultur **) zu Voi am Kilimandscharo, also ein deutscher Betrieb.

*) In Nairobi, den Sitz des englischen Gouverneurs, besteht der Wunsch, die deutsche Regierung solle auf den Bau einer Bahn zum Viktoriassee, insbesondere der Linie Tabora-Muanza verzichten. Wenn der Schienenstrang nach Muanza auch nicht so dringlich sein mag, wie der nach Ujiji und dem Tanganyikasee, so werden wir im Hinblick auf Ruanda und unsere Stellung am Viktoriassee überhaupt dauernd ihn nicht entbehren können.

**) Der „Deutsch-Englischen Ostafrika-Compagnie, G. m. b. H., Berlin“ gehörig.

Und nun zu Deutsch-Ostafrika. In erster Linie zum „Problem des Landes“, der „Hebung“ der Eingeborenen, wie sie der Staatssekretär in seiner bekannten Rede an Bord des „Element Hill“ proklamiert hat.

Schon lange vor dieser Rundgebung wußte ich, in welcher Richtung sich die Gedanken Dernburgs bewegten. Während der Ausreise an Bord des „Feldmarschall“ hatte er mich darauf aufmerksam gemacht, von welcher enormen Wichtigkeit es für die Kolonie sein müsse, wenn es glücke, die Kindersterblichkeit bei den Eingeborenen zu vermindern. In Kiffumu, an Bord des Viktoriafeedampfers, hatte ich ferner eine bemerkenswerte Unterredung mit ihm über ein ähnliches Thema. Ich hatte erwähnt, daß gewissen Leuten in Daressalam fortgesetzt Briefe aus Deutschland zugingen, in denen sie von Sozialdemokraten um Material gegen die Regierungspolitik gebeten würden. „Was da Material!“ rief der Staatssekretär aus. „Hier handelt es sich um Dinge von allergrößter Wichtigkeit. Aber die Leute sehen nicht weiter, als ihre Nase reicht, und reden von Material! Ob ein Beamter hier oder da Dummheiten gemacht hat, kommt gegenüber den großen Fragen, die gelöst werden müssen, doch gar nicht in Betracht! Um diese Fragen soll man sich kümmern!“ „Das Problem von Ostafrika“, fuhr der Staatssekretär fort, „liegt ganz anders, als man daheim meint. Nicht die Zufuhr von Kapital ist das Wesentliche. Wenn man dem Lande das Geld vorstreckt, das es für die nötigen Bahnen braucht, so erhält es sich ganz von selbst. Auch sind Investitionen größerer Kapitalien solange nicht erwünscht, als ihre schnelle Verzinsung nicht positiv sicher ist. Denn wenn die Verzinsung zwei oder drei Jahre ausbleibt, so kommt ein Rückschlag, gibt es ein Geschrei, das der Sache schadet. Für die Landwirtschaft läßt sich nicht viel tun. Sie ist in ihren Erfolgen von sich selbst abhängig. Der Handel verlangt nur, daß man ihn nach Möglichkeit unbehelligt läßt. Nein! Das Problem des Landes ist nach jeder Richtung hin der Eingeborene. Gelingt es, ihn so weit zu heben, daß er ordentlich produziert und kauft, so ist die Zukunft der Kolonie gesichert. Wie dies Ziel am besten erreicht werden kann, darüber heißt es nachdenken!“

Von anderer nicht einflußloser Seite *) wurde derselbe Gedanke

*) Dr. Walter Rathenau.

in der Form ausgesprochen, daß eine volkswirtschaftliche Notwendigkeit, in Ostafrika neue Anlagemöglichkeiten für deutsches Kapital zu schaffen, nicht vorliege. An solchem bestehe kein Mangel. Worauf es ankomme, sei die Schaffung von Absatzmöglichkeiten für den Handel. Als größter Konsument komme der Eingeborene in Betracht. Vielleicht sei die Niederlassung einer kleinen Hypothekenbank in Deutsch-Ostafrika erwünscht *).

Gouverneur von Rechenberg sagte mir: „Immer wird wiederholt, der Eingeborene baue nicht mehr, als er für seinen persönlichen Unterhalt gebrauche. Das mag schon stimmen, aber andere würden an seiner Stelle genau dasselbe tun. Man kann nicht sagen, daß das pure Faulheit ist. Solange keine bequemen Transportgelegenheiten, d. h. Eisenbahnen, vorhanden sind, würde der Mann ja Geld dabei zusetzen, jedenfalls aber nichts verdienen, wenn er Landwirtschaftsprodukte auf den Markt, d. h. an die Küste bringen wollte. Ganz abgesehen davon, daß viele dieser Produkte einen längeren Transport überhaupt nicht vertragen. Wenn Bahnen gebaut werden, wird das alles ganz von selbst anders.“ Der Gouverneur gab ferner der Ansicht Ausdruck, daß der Arbeitermangel, über den die Plantagen in Usambara klagen, nur eine vorübergehende Erscheinung sei. „Usambara ist in Aufnahme gekommen. Alle zwei Stunden weit sitzt ein europäischer Pflanzler. Jeder braucht schwarze Arbeitskräfte. Daß Usambara diesem für ostafrikanische Verhältnisse ganz anormalen Bedarf nicht ohne weiteres gerecht werden kann, liegt auf der Hand. Wenn zu Hause irgendwo plötzlich eine neue starke Industrie aufkommt, so fehlt es ihr zunächst ebenfalls an Arbeitern. Das Manko gleicht sich indessen durch Zuwanderung ganz von selbst nach einiger Zeit aus. Genau so wird es in Usambara gehen. Übrigens gibt es dort auch schon jetzt Farmen, die ganz und gar nicht über Arbeitermangel zu klagen haben.“

Man wird sich mit den vorstehenden Ausführungen, soweit sie sich auf die Eingeborenenfrage beziehen, mit einigen Einschränkungen einverstanden erklären können. Ich glaube nicht, daß man über die Arbeiternot in Usambara, wenn sie auch nicht so peinliche Formen

*) Die Vergebung von Hypotheken auf Grundstücke in Deutsch-Ostafrika wird dadurch erschwert, daß der Boden als Beleihungsobjekt bei der Schwäche der Beleihlung an sich keinen hohen Wert hat.

wie in Englisch-Ostafrika zeigen mag, wie über etwas Unabänderliches mit einem Achselzucken hinweggehen kann. Dazu sind die Hoffnungen, die an dem Lande hängen, und die Gelder, die in ihm angelegt sind, zu groß. Im übrigen werden wir ja die dortigen Verhältnisse nächstens aus eigener Anschauung kennen lernen.

Und die „Hebung“ der Eingeborenen? In der Theorie gewiß ein Ziel, aufs innigste zu wünschen. Was aber stellt man sich in der Praxis darunter vor? Künstliche Steigerung der Löhne? Sie würde nach dem Urteil aller, auch der uninteressiertesten Praktiker hierzulande, nicht zu einer Änderung der Lebenshaltung, sondern lediglich dazu führen, daß der Schensi ruhig bei seinen Gepflogenheiten bleibt und nur noch weniger arbeitet als bisher. Denn von den Angehörigen der wenigen Vieh züchtenden und auf den Ankauf von Vieh hin sparenden Stämme abgesehen, arbeitet der freie Farbige grundsätzlich nur so viel, als dies bei großer Anspruchslosigkeit zur Fristung seines Lebens und zum Ankauf einer oder mehrerer Frauen unbedingt erforderlich ist.

Schulbildung? Aufgezwungenes Schulwissen führt erfahrungsmäßig den Schensi zu einer kindischen Überschätzung seiner persönlichen Bedeutung. Sie verdirbt ihn für jede ernste Arbeit und verführt ihn zu allerlei Schlechtigkeiten, z. B. zu irgendwelchem Betrug von Analphabeten durch Geschriebenes. An die Ausrottung des Analphabetentums durch Einführung der allgemeinen Schulpflicht wird wohl auch der phantastischste Menschenfreund nicht denken — vorausgesetzt, daß er auch nur ein einziges Mal durch ein Schensidorf gegangen ist. Im übrigen rührt diese Frage an den Kern alles Kolonisierens. Man muß sich klar darüber sein, was man will. Kolonisieren wir um unserer oder um der Neger willen? Sie sind nicht unsere Volksgenossen und fühlen sich, so wie sie leben, leidlich wohl. Sie haben ihre Lebenslage vor Ankunft der Weißen auf der Basis, auf der sie sich — die verpönte Sklaverei einbegriffen — geschichtlich entwickelt hatte, netter gefunden, als die von heute; auch haben sie die Erinnerung daran noch nicht verloren. Immerhin entspricht die Lage, in der sie sich gegenwärtig befinden, im allgemeinen noch dem, woran sie gewohnt sind. Humanitäre Experimente würden unglückliche, heimatlose Menschen aus ihnen machen. Daß sie das werden, liegt weder in ihrem, noch in unserem Interesse. Einzelne Individuen, besonders an der Küste, haben den

Wunsch, Lesen und Schreiben zu lernen. Um ein Mißverständnis zu vermeiden, sei, wenn es auch nicht allzu wichtig ist, erwähnt, daß sich dieser Wunsch naturgemäß auf die Landessprache, das Kisuaheli, in Verbindung mit der Anwendung der lateinischen Lettern, und nicht etwa auf unser Deutsch bezieht. Man gebe ihnen Gelegenheit dazu! Andere haben Begabung für ein Handwerk. Bildet sie aus! Das Anlernen schwarzer Handwerker, insbesondere brauchbarer Holzarbeiter aller Art, ist ein wirkliches Verdienst, das sich insbesondere die katholischen Missionen erwerben. Man lasse den Eshensi deutsch sprechen, so weit er die Sprache im Verkehr mit den Deutschen aufgeschnappt hat. Was darüber ist, ist vom Übel.

Soll man ferner den Neger sich selbst überlassen, ihn als unabhängiges Individuum behandeln, darauf verzichten, sein privates Tun und Lassen zu kontrollieren und, wenn es nötig ist, zu beeinflussen? Leider spukt diese Idee, die uns auf verhängnisvolle Abwege führen könnte. Die Frage aufwerfen, heißt sie beantworten. Die Idee ist ebenso verrückt, wie die jenes Blaustrumpfs, der vor einiger Zeit aufforderte, der Tyranisierung der Kinder durch die Eltern endlich ein Ende zu machen. Man macht nicht fünfjährige Kinder großjährig, stellt sie nicht als wirtschaftlich selbständige Personen mitten ins Leben, wenn man den Wunsch hat, sie groß werden und nicht verkommen zu sehen. Schlagworte verdienen im allgemeinen nicht viel Vertrauen. Im vorliegenden Falle aber trifft das viel gebrauchte Wort zu; der Neger ist in der Tat nichts als ein großes Kind, ein Kind mit langen Lenden und starken Knochen. Ich habe, ohne an irgendeine Nutzenanwendung zu denken, geschildert, wie man bei Beobachtung des Negers das Altertum mit greifbarster Plastik lebendig werden sieht. Das war oben am See. Hier an der Küste ist die Kluft, die uns kulturell vom Status des Negers trennt, nicht ganz dieselbe. Sie ist aber doch noch immer weit zu breit, als daß man plötzlich mit einem Sprung über sie hinweg könnte. Selbst wenn eine noch so rapide Entwicklung einsetzt, werden noch viele, viele Jahrzehnte vergehen, bis man dem Eingeborenen, ohne für ihn selbst und für andere die tollsten Wirkungen befürchten zu müssen, volle individuelle Freiheit geben kann. Man kann nicht jemand, den die Hellenen und die Bürger der Urbs zu ihrer Zeit für einen kraffen Barbaren erklärt haben würden, jemand, der noch nicht annähernd das Niveau eines mittelalterlichen Hdrigen erreicht hat,

aus dem Handgelenk heraus plötzlich behandeln wie ungefähr einen modernen Industriearbeiter.

Der Neger braucht seinen Herrn, mit dessen Glanz und Macht er renommieren kann; seinen Herrn, der ihn einerseits schützt, andererseits sein Führer ist; der ihm sagt, was er zu tun und zu lassen hat, und ihn zur Ordnung und Arbeit anhält. Ob dieser Herr ein eingeborener Sultan, ein Araber oder ein Europäer ist, gilt ihm gleich. Nur werden seine Entwicklungsrichtung und seine Fortschritte in jedem der drei Fälle verschieden sein. Er bedarf einer gerechten Behandlung, wenn er gedeihen soll. Er bedarf seiner Zeit zum Spielen. Aber er bedarf auch der Rute, genau wie ein Kind, er bedarf solcher Strafen, die ihm körperliches Mißbehagen verursachen, wie Hunger, den er vielleicht am meisten fürchtet, Schläge oder auch die Kette in Verbindung mit regelmäßiger, schwerer Arbeit. Keine Freiheitsstrafen imponieren ihm ungefähr in demselben Umfang, in dem zu Hause einem ländlichen Delinquenten Strafversetzung in die Stadt oder einem solchen aus der Stadt Verbannung aufs Land furchtbar erscheinen würde. Wird er eingesperrt, so legt er sich statt in dem Loch, das seine Hütte heißt, in seiner Zelle auf die Matte. Mitgefangene zum Schwagen und Lachen würde er vorfinden und im übrigen bei guter Fütterung, die ihm die Hauptsache ist, stumpfsinnig abwarten, bis seine Strafzeit vorüber ist. Unangenehm an der Freiheitsstrafe würde ihm höchstens das eine sein, daß sie ihm den Verkehr mit Frauen unmöglich machen würde. Indessen weiß der Neger auch in diesem Punkte sich allenfalls zu beherrschen, namentlich, wenn die Küchenfrage halbwegs in seinem Sinn geregelt ist . . . Daß es ohne Schläge nicht abgeht, ist kein schöner Gedanke, aber es ist nun einmal nicht anders. Natürlich dürfen sie nur mit Maß und vor allen Dingen nur gerecht angewandt werden. Man kann den Schwarzen, wieder genau wie ein Kind, auch verprügeln und hartschlägig machen. Diese Gefahr liegt erfahrungsgemäß namentlich beim Verkehr ungebildeter Leute mit ihm vor. Sie darf vom Gouvernement nicht aus dem Auge gelassen werden. Alles in allem kann man sagen, daß unsere Eingeborenenpolitik in den zwanzig Jahren seit unserer Besitzergreifung gut war; die sentimentalischen Strömungen, die sich neuerdings unter dem versteckten Einfluß der Missionen zeigen, werden hoffentlich nicht auf einem Gebiet Schaden anrichten, auf

dem bisher zu berechtigten Beschwerden keine Veranlassung vorlag. Es wäre sehr bedauerlich, wenn man etwa in Dar-es-Salaam auf dem Gedanken verfallen sollte, die im englischen Protektorate übliche Eingeborenenpolitik zu kopieren.

Europäern, die die Schwarzen berauben und betrügen, muß natürlich erbarmungslos mit schärfster Anwendung des Strafgesetzbuches zu Leibe gegangen werden. Das gilt namentlich für Viehhändler, die den an sich kriegerischen Hirtenvölkern der Steppe mit dem Revolver in der Hand nach eigener Lare ihre Kinder abkaufen. „Was kost' die kleine Lohs?“ mit entsprechender Handbewegung, die das Vorhalten der Waffe andeutet, bedeutet hier zu Lande im Zusammenhang mit einem Namen bezeichnender Weise die Charakterisierung des so Genannten als Erpresser. Sehr beliebt ist auch das Eintreiben der eigenen Herde in die des Schwarzen mit darauffolgender Auseinandersetzung, bei der die Herde des jammernden Schwarzen unter Anwendung von Kiboko und Revolver zum guten Teil in den Besitz des Weißen übergeht. Die Einkaufskünstler, die diese Praxis anwenden, sind zum guten Teil ihrer Herkunft nach aus dem Südosten Europas; der Schwarze nennt sie „Ehensi Uleia“, d. h. europäische Ehensi. Leider haben sich auch Deutsche solcher Rücksichtslosigkeiten schuldig gemacht. In Anbetracht der Frivolität, mit der sie mit dem Feuer spielen, und der Schwierigkeiten der Kontrolle draußen in der Steppe, wäre es am besten, man könnte überführte Verbrecher dieser Art an den nächsten Hängenbaum bringen; da dies nicht geht, ist es sehr erfreulich, daß die Richter im Rahmen des Gesetzes es an Energie nicht fehlen lassen, und so den Unfug stark eingeschränkt haben. Dieselbe Energie sollte solchen Rassegenossen gegenüber angewandt werden, die Schwarzen, namentlich schwarzen Trägern gegenüber, die vereinbarten Arbeitsbedingungen unter nichtigen Vorwänden nicht innehalten. Es gibt zum Beispiel Leute, die es systematisch durch rohe Behandlung darauf anlegen, ihre Träger kurz vor Beendigung einer Safari, nachdem die Hauptarbeit getan ist, zum Entlaufen zu bringen. Die neuen Träger, die sie an ihrer Stelle annehmen, brauchen dann natürlich nur für wenige Tage bezahlt zu werden. Ich erwähne das Vorkommen solcher Geschichten, um nichts zu verschweigen. Im übrigen aber ist Deutsch-Ostafrika für den Schwarzen weder eine Hölle, noch ein Korrekptions- oder Zwangsarbeitshaus. Man muß die

Schensi schwagen und lachen sehen mit ihrer ewigen Neigung, Kindereien zu treiben, um ohne weiteres zu erkennen, daß kein Druck auf ihnen lastet.

Welche Mittel gibt es nun zur Lösung des Dernburgschen Problems, zur „Hebung“ des Eingeborenen, d. h. zur Erhöhung ihrer Arbeitsleistung und ihrer Produktionslust? Ich sehe nur eins; und das Rezept ist nicht neu. Man muß auf die Steigerung ihres Geldbedarfs hinarbeiten. Gegen die Anwendung der stärkeren Mittel, die zu diesem Zwecke zur Verfügung stehen, lassen sich gewichtige Einwendungen erheben; dennoch wird man um ihre Anwendung für die Dauer nicht herumkommen. Solche Mittel sind Erhöhung und, während jetzt noch immer vielfache Annahmen stattfinden, die allgemeine Eintreibung der Hüttensteuer, der Verkauf von Spirituosen, soweit er sich mit der Kongokonvention vereinbaren läßt, und schließlich die Abgabe von Vorderladern, Pulver und Blei an die Eingeborenen. Die Durchführung der Besteuerung ist mit dem Risiko von Aufständen verbunden; ob man die in dem Grade, in dem es in Rücksicht auf die öffentliche Meinung in der Heimat geschieht, auch weiter scheuen soll, ist zu erwägen. Wie die Praxis zeigt, erheben sich Stämme, die erst einmal niedergeschlagen worden sind, nicht wieder; sie werden zuverlässige und treue Verbündete des Siegers. Was sich gegen den Verkauf von Spirituosen einwenden läßt, liegt auf der Hand; zu berücksichtigen ist, daß die Schwarzen gegenwärtig sich keineswegs des Alkohols enthalten, ihn vielmehr in Gestalt selbstgebrauter Getränke, z. B. von Pombe, in Massen zu sich nehmen. An wüsten Gelagen, bei denen schließlich alles toll und voll herumliegt, fehlt es in keinem Schensidorf. Die Portugiesen machen durch den Verkauf von Süßweinen an ihre Schwarzen ein großes Geschäft. Natürlich müßte eine angemessene Spirituosensteuer dafür sorgen, daß die Abgabe der Getränke den Zweck, dem sie dienen soll, gemäß, nicht zu billig geschieht. Hinter Feuergewehren, Pulver und Blei sind die Eingeborenen her, wie der Teufel hinter einer armen Seele. Sie würden jede Arbeit leisten, wenn sie Aussicht hätten, dadurch in den Besitz der begehrten Werte zu kommen. Dabei ist der Vorderlader im Busch keineswegs von der Gefährlichkeit des Bogens, der seine geräuschlos schwirrenden giftigen Pfeile versendet. Das Bedenkliche liegt bei der erdrückenden numerischen Überlegenheit der Schwarzen

uns gegenüber, in der enormen Steigerung ihres Selbstbewußtseins, das eintreten würde, wenn sie gleich den Europäern im Besiz von Gewehren wären, seien diese Gewehre auch noch so wenig wert.

Eine weniger sozusagen heroische Methode zur Einwirkung auf die Kauflust des Eingeborenen würde eine geschickte Beobachtung und Beeinflussung der Einfuhr darstellen. Der Neger liebt nach Kinderart das Neue. In allen Schensartikeln muß für rasche Abwechselung gesorgt werden. Solche Artikel sind zunächst bunte, glitzernde Dinge aller Art, Spiegel, Weckeruhren, bunte Schirme; sie müssen billig sein, brauchen aber keine Qualität zu haben. Man spricht immer davon, daß das Übergewicht der Indier im Kleinhandel nicht zu brechen wäre. Dabei haben diese Leute gar keine Phantasie und europäische Quellen sind ihnen nicht zugänglich; sie beziehen aus Indien. Gewisse Spielsachen würden hier ohne Zweifel ihren Markt finden, ebenso daheim wertlose Ladenhüter. Der gegebene Platz ist hier ferner, sofern sie dem Verständnis des Negers sich nicht entziehen, für Scherzartikel, wie sie in Großstädten auf der Straße verkauft werden. Unternehmer, die intelligente Schensi mit solchen Artikeln hausieren ließen, würden überraschenden Erfolg haben. Der Schensi kauft alles, dessen Besiz nach seiner Ansicht „fein“ ist: Bleistifte, Buntstifte, Papier, auf dem er herumkrigeln und zu schreiben „probieren“ kann, werden begehrt, sind aber nur wenig am Markte. In den Kangas, den Umschlagetüchern der Bibis, lassen sich vielleicht auch bessere Qualitäten allmählich einführen; einstweilen kommt die deutsche Industrie in diesem Artikel gegen die billiger arbeitenden Italiener und Amerikaner nicht auf. Einen Riesenerfolg verspreche ich mir, und versprechen sich genaue Kenner des Landes, wie z. B. Hauptmann von Stümer in Bukoba am Viktoriassee, von der Einfuhr von Herrenkleidern nach den Rezepten der Goldenen Hundertzehn. Es würde sich dabei um billigste fertige Konfektion, sowie in beschränktem Umfang, um Konfektion nach Maß handeln. Goanesen stehen als Schneider zur Verfügung; ihre Arbeit ist indes nicht organisiert. Der Vorschlag eines derartigen Imports mag überraschend, vielleicht wie ein schlechter Witz klingen*). Wer

*) Daß ein derartiger Import, namentlich ein Import getragener Kleider, bereits jetzt stattfindet, habe ich nicht gehört. Die entgegengesetzte Angabe des Staatssekretärs in seiner Oldenburger Rede beruht wohl auf einem Irrtum.

indessen die Augen seines Boys leuchten gesehen hat in dem Augenblick, wo er, wie üblich, für die Safari seinen ersten Rhafianzug erhält, wer beobachtet hat, wie ihn der Besitz dieses Kleidungsstücks sozial sofort über die anderen Schensisi hinaushebt, wird sich nicht im unklaren darüber sein können, daß die Umwandlung auch der Schensisi Ostafrikas in Hofennigger nur eine Frage der Zeit ist. Die Verdrängung der malerischen Volkstrachten durch europäische Kleidung mag von ästhetischen Gesichtspunkten aus Bedauern erregen. Zweifellos aber ist sie ein starkes Mittel zur Erhöhung der Bedürfnisse der Schensi und damit nach Dernburg im Interesse der Entwicklung unseres Schutzgebietes wünschenswert. Auch die heimische Industrie ist an der Verwirklichung der hier vorgeschlagenen Neuerung interessiert, da sie die amerikanischen Flanelle, die der Küstenschensi trägt, durch deutsche Ware ersetzen würde.

Noch ein paar Worte über die Qualität der Schensi als Arbeiter. Es ist Mode hierzulande, ihn als ganz minderwertig hinzustellen; aber das ist eben nur Geschwätz, das einer dem anderen nachspricht. Er ist Gelegenheitsarbeiter und zwar an sich im verwegenen Sinne des Wortes; er arbeitet nämlich nur soviel, als er unbedingt muß, um leben zu können; und seine Bedürfnisse sind einstweilen, wie gesagt, sehr gering. Um ihn über das Minimum hinaus zur Arbeit zu bringen, bedarf es des Zwangs, sei es durch den farbigen Herrn, dem er als Sklave dient — die Sklaverei besteht noch in beschränktem Umfange und in milden Formen; Verkäufe dürfen nicht stattfinden — sei es, wenn es sich um einen freien Neger handelt, von seinem Amtsvorsteher, dem Zumben, oder dem Alkiden, sei es von dem weißen Mann, zu dem er in ein bestimmtes Arbeitsverhältnis getreten ist. Wenn der Neger aber erst arbeitet, dann arbeitet er auch tüchtig. Er lärmt dabei, schwagt, lacht und treibt Kindereien, aber er arbeitet, wenigstens solange Aufsicht, sei es auch nur farbige, zur Stelle ist. Er ist anständig; grobe Arbeit geht ihm nach meiner Beobachtung ganz vorzüglich von der Hand*).

*) Ich muß diese Bemerkung nachträglich etwas einschränken. Es kommt auf die Art der Arbeit an. In Erdarbeiten z. B. leistet der Neger fast nichts. Wenn ausgeschachtet oder aufgeschüttet werden soll, tut er die Erde in ein winziges Körbchen, in dem er sie auf dem Kopf ihren Platz trägt. Ein anderes Verfahren ist nicht durchzuführen. Charakteristisch ist, daß die Einführung der Karren

Ich komme in einem weiteren Brief auf die allgemeinen Verhältnisse des Schutzgebietes noch zurück.

XI.

Reise des Staatssekretärs nach Tanga. — War der Marsch nach Labora angebracht? — Die Wiedereröffnung der Europaschule in Daressalam beschlossen. — Soll man die deutsche Besiedlung Ostafrikas weiter verhindern? — Warum Ostafrika ein reiches Land ist, und was ihm fehlt. — „Weißer Dämon“. — Was am Wege verkommt. — Ansiedlungslustige Offiziere, Unteroffiziere und Beamte. — Die Verwaltungspraxis des Gouvernements ein Siedlungshemmnis. — Welche Eigenschaften der Siedler haben muß und wie er zu Werke gehen soll.

Tanga, den 27. September.

Der Daressalamer Gouvernementsdampfer hat den Staatssekretär nach seiner Rückkehr von Labora in Mombassa abgeholt und ihn nach Tanga gebracht. Die Reisegesellschaft hat ihre höchst anstrengende Safari, von den Fieberanfällen eines Teilnehmers abgesehen, gut überstanden. Darüber, ob die Herren der Ansicht sind, daß der Aufwand an Zeit und Mühe in ihren Ergebnissen einen entsprechenden Gegenwert gefunden hat, habe ich eine klare Auskunft nicht erlangen können. Man macht süßsaure Gesichter. Daß Labora ein bedeutender Handelsplatz ist, hat man vorher gewußt. Die Verlegung des Gouvernements*) dorthin ist noch in weitem Felde; sie könnte in Frage kommen, wenn die Bahnverbindung hergestellt ist und würde dann, weil die gesündere Lage eine Verlängerung mancher Verpflichtungsperioden ermöglichen wird, zur Verbilligung der zurzeit noch sehr kostspieligen Verwaltung wesentlich beitragen. Doch auch das ist nicht neu. Zu Spezialerhebungen über die Linienführung

sich bis heute als ganz unmöglich erwiesen hat. Günstigstenfalls versucht der Schwarze, wenn sie gefüllt ist, sie auf dem Kopf fortzutragen. Sie zu schieben ist er nicht zu bewegen.

*) Im Zusammenhang mit dem Bau der Zentralbahn schweben Erwägungen hierüber.

künftiger Bahnen und zu Einblicken in die Negerseele bieten Gewaltmärsche, selbst wenn man 400 schwarze Träger täglich vor Augen hat, nicht gerade die allerbeste Gelegenheit. Was an der Steppe zwischen Muanza und Labora ist, weiß man nach drei Tagemärschen, so daß es dazu nicht deren fünfundzwanzig bedarf. Aus allen diesen Gründen bin ich der legerischen Meinung, daß dieser lange Marsch alles in allem nicht allzuviel Wert hatte, und daß das zweifellos erstaunliche Maß von Energie, das der Staatssekretär an seine Verwirklichung gesetzt hat, besser an andere Wege zur Erkenntnis gewandt worden wäre. Besonders, da weiße Privatpersonen, von denen man das notwendige Gegenstück zu amtlichen Darstellungen und Auffassungen erwarten könnte, am Zentrum des Karawanenverkehrs Deutsch-Ostafrikas so gut wie gar nicht vorhanden sind.

Über bisherige Ergebnisse des Aufenthaltes Dernburgs in Ostafrika läßt sich, von Kleinigkeiten, z. B. davon abgesehen, daß die Wiedereröffnung der Europäerschule in Daressalam nach Äußerungen des Staatssekretärs beschlossene Sache ist, noch nichts sagen. In der Schulangelegenheit haben die Persönlichkeiten des Gouvernements, die für sie verantwortlich sind, eine peinliche, verdiente Schlappe erlitten. Man saß in Daressalam auf sehr hohem Pferde, sprach von „Entstellungen und Aufbauschungen kritikloser Beurteiler“ und pries solcher Kritiklosigkeit gegenüber ohne näheres Eingehen auf die Materie die eigene „kühle Sachlichkeit“. Ich kann nach allem, was ich beachtet habe, hier nur dem Wunsche — „der Hoffnung“ wage ich nicht zu sagen — Ausdruck geben, daß auch in anderen Dingen der Standpunkt des Gouvernements durch den Berliner Leiter unserer Kolonialpolitik eine angemessene Richtigstellung erleiden möge. Ich habe hierbei neben früher bereits Erwähntem namentlich die Lauheit, um nicht zu sagen die Gegnerschaft des amtlichen Daressalam gegenüber der intensiveren europäischen Besiedlung des Landes im Auge. Die Zeit für sie, die Zeit für die Niederwerfung der engen Interessentpolitik, die ihr nun schon so lange im Wege steht, sollte nachgerade gekommen sein. Leider scheint es, daß, wenn auch nicht aus Rücksicht auf gewisse Interessentengruppen, sondern aus Gründen allgemein wirtschaftlicher Natur, auch in der Nähe des Staatssekretärs nicht durchweg eine der Öffnung der Tore günstige Stimmung herrscht. „Wir haben niemand übrig, um Kolonien zu besiedeln. Das Reich

braucht jeden Mann, über den es verfügt, im Innern. Der Reichtum Deutschlands ist sein Material an Menschen; wir können nichts davon entbehren. Insbesondere bedarf die Industrie aller Hände, die verfügbar sind; es wäre Wahnsinn, in solcher Zeit künstlich einen Abfluß von Kräften hervorzurufen. Wäre Deutsch-Ostafrika lediglich als Siedlungskolonie zu verwenden, so wäre es besser, wir würden es so schnell wie möglich los. Aber als Markt können wir es gebrauchen"! An dem heimischen Bedarf an Menschen wird sich auch dann nichts ändern, wenn die industrielle Konjunktur abflauen sollte^{*)}; ebenso ist eine Ära politischer und religiöser Verfolgungen, die nach den Erfahrungen der Geschichte Auswanderungen in größerem Umfange hervorrufen würde, für Deutschland auf lange Zeit hinaus nicht zu fürchten. Es wird also so bald auch keine Veranlassung gegeben sein, eine unabänderlich vorhandene Abwanderung, um sie für die Nation nicht ganz zu verlieren, auf überseeischen deutschen Besitz abzulenken; weshalb also solchen deutschen Besitz als Siedlungskolonien behandeln? In der Heimat liegt unser Schwerpunkt; die Bedürfnisse der Heimat müssen entscheidend sein. Wir haben in der Heimat selbst noch genug zu kolonisieren, weshalb nach auswärts gehen? Nein, nicht Siedlungskolonien brauchen wir, sondern Märkte; und darum hat der Staatssekretär recht, wenn er die Eingeborenenfrage als das Problem von Deutsch-Ostafrika bezeichnet und nicht seine Besiedlung!^{**)} So ungefähr wird argumentiert.

Für meine bescheidene Person bin ich anderer Ansicht, als die Stimme, die oben zu Wort gekommen ist, und ich weiß, das viele zu Hause es mit mir find. Wenn mich nicht alles täuscht, deutet das Kolonialbarometer für die Zeit nach der Rückkehr Dernburgs keineswegs auf übertrieben schönes Wetter. Gerade die, die dem Beijeger Börsen am 16. Dezember v. J. am lautesten zugejubelt haben, werden kaum nach allen Richtungen hin zufrieden sein; der „Mann aus der Praxis“ wird nicht ganz die Wege gehen, die ihre Wege wären. Über den Ozean werden Stimmen kommen, die vor den Folgen einer ostafrikanischen Ära Leutwein waruen; immer wieder

*) Und als Produzenten von Rohmaterialien nicht? Nam. d. B.

**) Unmittelbar nach unserer Rückkehr nach Deutschland sehr dort ein starkes Weichen der Konjunktur ein. Die Industrie gebrauchte keineswegs alle verfügbaren Hände mehr; allwärts gab es wieder Arbeitslose.

wird die Frage auftauchen, ob das Reich seine beste Kolonie mit Deutschen oder mit Indern, Goanesen, Italienern und Griechen besiedeln solle; und die deutschen Pflanzler, die der hausbackene Soldateninstinkt Lieberts seinerzeit ins Land gerufen hat, werden, nicht ganz ohne Grund, jammern. Ich will auf die Berechtigung solchen Klagens nicht eingehen, weil ich überzeugt bin, daß schließlich sich doch alles zum Besten wenden wird. Deutsch-Ostafrika ist nun einmal bestimmt, unter dem Einfluß weißer Intelligenz Reichtümer zu produzieren, und jede Schienenlinie bedeutet eine neue Pforte zu der goldstrogenden Schatzkammer. Dafür, daß diese Pforten nicht unbenutzt bleiben werden, bürgt die Vernunft der Dinge.

Mag auch die Frau Dernburg uns ihre Irrungen und Wirrungen bringen, mag auch sie mit ihren Kinderkrankheiten zu kämpfen haben. Alles ist ihr verziehen, ein starkes Plus zugunsten der Kolonie und damit des Reiches wird vorhanden sein, wenn sie uns fürs erste den Schienenstrang zum Viktoria- und zum Tanganjikasee, dann den zum Kilimandscharo und zum Nyassasee bringt. Das Weitere wird sich von selbst finden. Entgegen gewissen Gerüchten, die in der Kolonie namentlich unter Anknüpfung an den Besuch in Nairobi im Umlauf waren, liegt keinerlei Veranlassung zu der Annahme vor, daß der Staatssekretär sich nicht mit seiner ganzen Persönlichkeit für den Bau von Bahnen einsetzen wird. Und das Gouvernement kann nach allen seinen bisherigen Rundgebungen nicht gut anders, als ihm darin folgen . . .

* * *

Ich halte das deutsche Ostafrika für ein reiches und auch als Kolonie zukunftsreiches Land. Aus folgenden Gründen: Seine starke Eingeborenenbevölkerung leidet zwar gelegentlich unter Hungerjahren; im großen und ganzen findet sie indessen so leicht und bequem ihr Brot, wie der Mensch kaum irgendwo sonst in der Welt. Neben dem, was diese Eingeborenenbevölkerung an Knollenfrüchten, Zuckerrohr, Mais und Ähnlichem gebraucht, blühen und gedeihen tropische Nutzpflanzen, die einen hier, die anderen da, in Menge. Sie sind entweder einheimisch oder sie sind einheimisch geworden; jedenfalls finden sie die Bedingungen ihrer Existenz als Pflanze vor. Bei genügendem Herumsuchen wird man auch in den

Wunsch, Lesen und Schreiben zu lernen. Um ein Mißverständnis zu vermeiden, sei, wenn es auch nicht allzu wichtig ist, erwähnt, daß sich dieser Wunsch naturgemäß auf die Landessprache, das Kisuaheli, in Verbindung mit der Anwendung der lateinischen Lettern, und nicht etwa auf unser Deutsch bezieht. Man gebe ihnen Gelegenheit dazu! Andere haben Begabung für ein Handwerk. Bildet sie aus! Das Anlernen schwarzer Handwerker, insbesondere brauchbarer Holzarbeiter aller Art, ist ein wirkliches Verdienst, das sich insbesondere die katholischen Missionen erwerben. Man lasse den Schensi deutsch sprechen, so weit er die Sprache im Verkehr mit den Deutschen aufgeschnappt hat. Was darüber ist, ist vom Übel.

Soll man ferner den Neger sich selbst überlassen, ihn als unabhängiges Individuum behandeln, darauf verzichten, sein privates Tun und Lassen zu kontrollieren und, wenn es nötig ist, zu beeinflussen? Leider spukt diese Idee, die uns auf verhängnisvolle Abwege führen könnte. Die Frage aufwerfen, heißt sie beantworten. Die Idee ist ebenso verrückt, wie die jenes Blaustrumpfs, der vor einiger Zeit aufforderte, der Tyrannisierung der Kinder durch die Eltern endlich ein Ende zu machen. Man macht nicht fünfjährige Kinder großjährig, stellt sie nicht als wirtschaftlich selbständige Personen mitten ins Leben, wenn man den Wunsch hat, sie groß werden und nicht verkommen zu sehen. Schlagworte verdienen im allgemeinen nicht viel Vertrauen. Im vorliegenden Falle aber trifft das viel gebrauchte Wort zu; der Neger ist in der Tat nichts als ein großes Kind, ein Kind mit langen Lenden und starken Knochen. Ich habe, ohne an irgendeine Nutzenanwendung zu denken, geschildert, wie man bei Beobachtung des Negers das Altertum mit greifbarster Plastik lebendig werden sieht. Das war oben am See. Hier an der Küste ist die Kluft, die uns kulturell vom Status des Negers trennt, nicht ganz dieselbe. Sie ist aber doch noch immer weit zu breit, als daß man plöblich mit einem Sprung über sie hinweg könnte. Selbst wenn eine noch so rapide Entwicklung einsetzt, werden noch viele, viele Jahrzehnte vergehen, bis man dem Eingeborenen, ohne für ihn selbst und für andere die tollsten Wirkungen befürchten zu müssen, volle individuelle Freiheit geben kann. Man kann nicht jemand, den die Hellenen und die Bürger der Urbs zu ihrer Zeit für einen kraffen Barbaren erklärt haben würden, jemand, der noch nicht annähernd das Niveau eines mittelalterlichen Hdrigen erreicht hat,

aus dem Handgelenk heraus plöblich behandeln wie ungefähr einen modernen Industriearbeiter.

Der Neger braucht seinen Herrn, mit dessen Glanz und Macht er renommieren kann; seinen Herrn, der ihn einerseits schützt, andererseits sein Führer ist; der ihm sagt, was er zu tun und zu lassen hat, und ihn zur Ordnung und Arbeit anhält. Ob dieser Herr ein eingeborener Sultan, ein Araber oder ein Europäer ist, gilt ihm gleich. Nur werden seine Entwicklungsrichtung und seine Fortschritte in jedem der drei Fälle verschieden sein. Er bedarf einer gerechten Behandlung, wenn er gedeihen soll. Er bedarf seiner Zeit zum Spielen. Aber er bedarf auch der Rute, genau wie ein Kind, er bedarf solcher Strafen, die ihm körperliches Mißbehagen verursachen, wie Hunger, den er vielleicht am meisten fürchtet, Schläge oder auch die Kette in Verbindung mit regelmäßiger, schwerer Arbeit. Keine Freiheitsstrafen imponieren ihm ungefähr in demselben Umfang, in dem zu Hause einem ländlichen Delinquenten Strafverfügung in die Stadt oder einem solchen aus der Stadt Verbannung aufs Land furchtbar erscheinen würde. Wird er eingesperrt, so legt er sich statt in dem Loch, das seine Hütte heißt, in seiner Zelle auf die Matte. Mitgefangene zum Schwagen und Lachen würde er vorfinden und im übrigen bei guter Fütterung, die ihm die Hauptsache ist, stumpfsinnig abwarten, bis seine Strafzeit vorüber ist. Unangenehm an der Freiheitsstrafe würde ihm höchstens das eine sein, daß sie ihm den Verkehr mit Frauen unmöglich machen würde. Indessen weiß der Neger auch in diesem Punkte sich allenfalls zu beherrschen, namentlich, wenn die Küchenfrage halbwegs in seinem Sinn geregelt ist . . . Daß es ohne Schläge nicht abgeht, ist kein schöner Gedanke, aber es ist nun einmal nicht anders. Natürlich dürfen sie nur mit Maß und vor allen Dingen nur gerecht angewandt werden. Man kann den Schwarzen, wieder genau wie ein Kind, auch verprügeln und hartschlägig machen. Diese Gefahr liegt erfahrungsgemäß namentlich beim Verkehr ungebildeter Leute mit ihm vor. Sie darf vom Gouvernement nicht aus dem Auge gelassen werden. Alles in allem kann man sagen, daß unsere Eingeborenenpolitik in den zwanzig Jahren seit unserer Besitzergreifung gut war; die sentimentalischen Strömungen, die sich neuerdings unter dem versteckten Einfluß der Missionen zeigen, werden hoffentlich nicht auf einem Gebiet Schaden anrichten, auf

dem bisher zu berechtigten Beschwerden keine Veranlassung vorlag. Es wäre sehr bedauerlich, wenn man etwa in Daressalam auf den Gedanken verfallen sollte, die im englischen Protektorate übliche Eingeborenenpolitik zu kopieren.

Europäern, die die Schwarzen berauben und betrügen, muß natürlich erbarmungslos mit schärfster Anwendung des Strafgesetzbuches zu Leibe gegangen werden. Das gilt namentlich für Viehhändler, die den an sich kriegerischen Hirtenvölkern der Steppe mit dem Revolver in der Hand nach eigener Laxe ihre Rinder abkaufen. „Was kost' die kleine Ochse?“ mit entsprechender Handbewegung, die das Vorhalten der Waffe andeutet, bedeutet hier zu Lande im Zusammenhang mit einem Namen bezeichnender Weise die Charakterisierung des so Genannten als Erpresser. Sehr beliebt ist auch das Eintreiben der eigenen Herde in die des Schwarzen mit darauffolgender Auseinandersetzung, bei der die Herde des jammernden Schwarzen unter Anwendung von Kiboko und Revolver zum guten Teil in den Besitz des Weißen übergeht. Die Einkaufskünstler, die diese Praxis anwenden, sind zum guten Teil ihrer Herkunft nach aus dem Südosten Europas; der Schwarze nennt sie „Schensi Uleia“, d. h. europäische Schensi. Leider haben sich auch Deutsche solcher Rücksichtslosigkeiten schuldig gemacht. In Anbetracht der Frivolität, mit der sie mit dem Feuer spielen, und der Schwierigkeiten der Kontrolle draußen in der Steppe, wäre es am besten, man könnte überführte Verbrecher dieser Art an den nächsten Hängenbaum bringen; da dies nicht geht, ist es sehr erfreulich, daß die Richter im Rahmen des Gesetzes es an Energie nicht fehlen lassen, und so den Unfug stark eingeschränkt haben. Dieselbe Energie sollte solchen Rassegenossen gegenüber angewandt werden, die Schwarzen, namentlich schwarzen Trägern gegenüber, die vereinbarten Arbeitsbedingungen unter nichtigen Vorwänden nicht innehalten. Es gibt zum Beispiel Leute, die es systematisch durch rohe Behandlung darauf anlegen, ihre Träger kurz vor Beendigung einer Safari, nachdem die Hauptarbeit getan ist, zum Entlaufen zu bringen. Die neuen Träger, die sie an ihrer Stelle annehmen, brauchen dann natürlich nur für wenige Tage bezahlt zu werden. Ich erwähne das Vorkommen solcher Geschichten, um nichts zu verschweigen. Im übrigen aber ist Deutsch-Ostafrika für den Schwarzen weder eine Hölle, noch ein Korrekptions- oder Zwangsarbeitshaus. Man muß die

Schensî schwagen und lachen sehen mit ihrer ewigen Neigung, Kindereien zu treiben, um ohne weiteres zu erkennen, daß kein Druck auf ihnen lastet.

Welche Mittel gibt es nun zur Lösung des Dernburgschen Problems, zur „Hebung“ des Eingeborenen, d. h. zur Erhöhung ihrer Arbeitsleistung und ihrer Produktionslust? Ich sehe nur eins; und das Rezept ist nicht neu. Man muß auf die Steigerung ihres Geldbedarfs hinarbeiten. Gegen die Anwendung der stärkeren Mittel, die zu diesem Zwecke zur Verfügung stehen, lassen sich gewichtige Einwendungen erheben; dennoch wird man um ihre Anwendung für die Dauer nicht herumkommen. Solche Mittel sind Erhöhung und, während jetzt noch immer vielfache Ausnahmen stattfinden, die allgemeine Eintreibung der Hüttensteuer, der Verkauf von Spirituosen, soweit er sich mit der Kongoaakte vereinbaren läßt, und schließlich die Abgabe von Vorderladern, Pulver und Blei an die Eingeborenen. Die Durchführung der Besteuerung ist mit dem Risiko von Aufständen verbunden; ob man die in dem Grade, in dem es in Rücksicht auf die öffentliche Meinung in der Heimat geschieht, auch weiter scheuen soll, ist zu erwägen. Wie die Praxis zeigt, erheben sich Stämme, die erst einmal niedergeschlagen worden sind, nicht wieder; sie werden zuverlässige und treue Verbündete des Siegers. Was sich gegen den Verkauf von Spirituosen einwenden läßt, liegt auf der Hand; zu berücksichtigen ist, daß die Schwarzen gegenwärtig sich keineswegs des Alkohols enthalten, ihn vielmehr in Gestalt selbstgebrauter Getränke, z. B. von Pombe, in Massen zu sich nehmen. An wüsten Gelagen, bei denen schließlich alles toll und voll herumliegt, fehlt es in keinem Schensîdorf. Die Portugiesen machen durch den Verkauf von Süßweinen an ihre Schwarzen ein großes Geschäft. Natürlich müßte eine angemessene Spirituosensteuer dafür sorgen, daß die Abgabe der Getränke den Zweck, dem sie dienen soll, gemäß, nicht zu billig geschieht. Hinter Feuergewehren, Pulver und Blei sind die Eingeborenen her, wie der Teufel hinter einer armen Seele. Sie würden jede Arbeit leisten, wenn sie Aussicht hätten, dadurch in den Besitz der begehrten Werte zu kommen. Dabei ist der Vorderlader im Busch keineswegs von der Gefährlichkeit des Bogens, der seine geräuschlos schwirrenden giftigen Pfeile versendet. Das Bedenkliche liegt bei der erdrückenden numerischen Überlegenheit der Schwarzen

uns gegenüber, in der enormen Steigerung ihres Selbstbewußtseins, das eintreten würde, wenn sie gleich den Europäern im Besitz von Gewehren wären, seien diese Gewehre auch noch so wenig wert.

Eine weniger sozusagen heroische Methode zur Einwirkung auf die Kauflust des Eingeborenen würde eine geschickte Beobachtung und Beeinflussung der Einfuhr darstellen. Der Neger liebt nach Kinderart das Neue. In allen Schensartikeln muß für rasche Abwechselung gesorgt werden. Solche Artikel sind zunächst bunte, glitzernde Dinge aller Art, Spiegel, Weckeruhren, bunte Schirme; sie müssen billig sein, brauchen aber keine Qualität zu haben. Man spricht immer davon, daß das Übergewicht der Indier im Kleinhandel nicht zu brechen wäre. Dabei haben diese Leute gar keine Phantasie und europäische Quellen sind ihnen nicht zugänglich; sie beziehen aus Indien. Gewisse Spielsachen würden hier ohne Zweifel ihren Markt finden, ebenso daheim wertlose Ladenhüter. Der gegebene Platz ist hier ferner, sofern sie dem Verständnis des Negers sich nicht entziehen, für Scherzartikel, wie sie in Großstädten auf der Straße verkauft werden. Unternehmer, die intelligente Schensi mit solchen Artikeln hausieren ließen, würden überraschenden Erfolg haben. Der Schensi kauft alles, dessen Besitz nach seiner Ansicht „fein“ ist: Bleistifte, Buntstifte, Papier, auf dem er herumkrigeln und zu schreiben „probieren“ kann, werden begehrt, sind aber nur wenig am Markte. In den Kangas, den Umschlagetüchern der Bibis, lassen sich vielleicht auch bessere Qualitäten allmählich einführen; einstweilen kommt die deutsche Industrie in diesem Artikel gegen die billiger arbeitenden Italiener und Amerikaner nicht auf. Einen Riesenerfolg verspreche ich mir, und versprechen sich genaue Kenner des Landes, wie z. B. Hauptmann von Stümer in Bukoba am Viktoriassee, von der Einfuhr von Herrenkleidern nach den Rezepten der Goldenen Hundertzehn. Es würde sich dabei um billigste fertige Konfektion, sowie in beschränktem Umfang, um Konfektion nach Maß handeln. Goanesen stehen als Schneider zur Verfügung; ihre Arbeit ist indessen nicht organisiert. Der Vorschlag eines derartigen Imports mag überraschend, vielleicht wie ein schlechter Witz klingen*). Wer

*) Daß ein derartiger Import, namentlich ein Import getragener Kleider, bereits jetzt stattfindet, habe ich nicht gehört. Die entgegengesetzte Angabe des Staatssekretärs in seiner Oldenburger Rede beruht wohl auf einem Irrtum.

indessen die Augen seines Boys leuchten gesehen hat in dem Augenblick, wo er, wie üblich, für die Safari seinen ersten Rhafianzug erhält, wer beobachtet hat, wie ihn der Besitz dieses Kleidungsstücks sozial sofort über die anderen Schensis hinaushebt, wird sich nicht im unklaren darüber sein können, daß die Umwandlung auch der Schensis Ostafrikas in Hofennigger nur eine Frage der Zeit ist. Die Verdrängung der malerischen Volkstrachten durch europäische Kleidung mag von ästhetischen Gesichtspunkten aus Bedauern erregen. Zweifellos aber ist sie ein starkes Mittel zur Erhöhung der Bedürfnisse der Schensi und damit nach Dernburg im Interesse der Entwicklung unseres Schutzgebietes wünschenswert. Auch die heimische Industrie ist an der Verwirklichung der hier vorgeschlagenen Neuerung interessiert, da sie die amerikanischen Flanelle, die der Küstenschensi trägt, durch deutsche Ware ersetzen würde.

Noch ein paar Worte über die Qualität der Schensi als Arbeiter. Es ist Mode hierzulande, ihn als ganz minderwertig hinzustellen; aber das ist eben nur Geschwätz, das einer dem anderen nachspricht. Er ist Gelegenheitsarbeiter und zwar an sich im verwegensten Sinne des Wortes; er arbeitet nämlich nur soviel, als er unbedingt muß, um leben zu können; und seine Bedürfnisse sind einstweilen, wie gesagt, sehr gering. Um ihn über das Minimum hinaus zur Arbeit zu bringen, bedarf es des Zwangs, sei es durch den farbigen Herrn, dem er als Sklave dient — die Sklaverei besteht noch in beschränktem Umfange und in milden Formen; Verkäufe dürfen nicht stattfinden — sei es, wenn es sich um einen freien Neger handelt, von seinem Amtsvorsteher, dem Zumben, oder dem Alkiden, sei es von dem weißen Mann, zu dem er in ein bestimmtes Arbeitsverhältnis getreten ist. Wenn der Neger aber erst arbeitet, dann arbeitet er auch tüchtig. Er lärmt dabei, schwagt, lacht und treibt Kindereien, aber er arbeitet, wenigstens solange Aufsicht, sei es auch nur farbige, zur Stelle ist. Er ist anstellig; grobe Arbeit geht ihm nach meiner Beobachtung ganz vorzüglich von der Hand*).

*) Ich muß diese Bemerkung nachträglich etwas einschränken. Es kommt auf die Art der Arbeit an. In Erdarbeiten z. B. leistet der Neger fast nichts. Wenn ausgeschachtet oder aufgeschüttet werden soll, tut er die Erde in ein winziges Körbchen, in dem er sie auf dem Kopf an ihren Platz trägt. Ein anderes Verfahren ist nicht durchzuführen. Charakteristisch ist, daß die Einführung der Karren

Ich komme in einem weiteren Brief auf die allgemeinen Verhältnisse des Schutzgebietes noch zurück.

XI.

Reise des Staatssekretärs nach Tanga. — War der Marsch nach Tabora angebracht? — Die Wiedereröffnung der Europäerschule in Daresalam beschlossen. — Soll man die deutsche Besiedlung Ostafrikas weiter verhindern? — Warum Ostafrika ein reiches Land ist, und was ihm fehlt. — „Weißer Dünger“. — Was am Wege verkommt. — Ansiedlungslustige Offiziere, Unteroffiziere und Beamte. — Die Verwaltungspraxis des Gouvernements ein Siedlungshemmnis. — Welche Eigenschaften der Siedler haben muß und wie er zu Werke gehen soll.

Tanga, den 27. September.

Der Daresalamer Gouvernementsdampfer hat den Staatssekretär nach seiner Rückkehr von Tabora in Mombassa abgeholt und ihn nach Tanga gebracht. Die Reisegesellschaft hat ihre höchst anstrengende Safari, von den Fieberanfällen eines Teilnehmers abgesehen, gut überstanden. Darüber, ob die Herren der Ansicht sind, daß der Aufwand an Zeit und Mühe in ihren Ergebnissen einen entsprechenden Gegenwert gefunden hat, habe ich eine klare Auskunft nicht erlangen können. Man macht süßsaure Gesichter. Daß Tabora ein bedeutender Handelsplatz ist, hat man vorher gewußt. Die Verlegung des Gouvernements*) dorthin ist noch in weitem Felde; sie könnte in Frage kommen, wenn die Bahnverbindung hergestellt ist und würde dann, weil die gesündere Lage eine Verlängerung mancher Verpflichtungsperioden ermöglichen wird, zur Verbilligung der zurzeit noch sehr kostspieligen Verwaltung wesentlich beitragen. Doch auch das ist nicht neu. Zu Spezialerhebungen über die Linienführung

sich bis heute als ganz unmöglich erwiesen hat. Günstigstenfalls versucht der Schwarze, wenn sie gefüllt ist, sie auf dem Kopf fortzutragen. Sie zu schieben ist er nicht zu bewegen.

*) Im Zusammenhang mit dem Bau der Zentralbahn schweben Erwägungen hierüber.

künftiger Bahnen und zu Einblicken in die Negerseele bieten Gewaltmärsche, selbst wenn man 400 schwarze Träger täglich vor Augen hat, nicht gerade die allerbeste Gelegenheit. Was an der Steppe zwischen Muanza und Labora ist, weiß man nach drei Tagemärschen, so daß es dazu nicht deren fünfundzwanzig bedarf. Aus allen diesen Gründen bin ich der legerischen Meinung, daß dieser lange Marsch alles in allem nicht allzuviel Wert hatte, und daß das zweifellos erstaunliche Maß von Energie, das der Staatssekretär an seine Verwirklichung gesetzt hat, besser an andere Wege zur Erkenntnis gewandt worden wäre. Besonders, da weiße Privatpersonen, von denen man das notwendige Gegenstück zu amtlichen Darstellungen und Auffassungen erwarten könnte, am Zentrum des Karawanenverkehrs Deutsch-Ostafrikas so gut wie gar nicht vorhanden sind.

Über bisherige Ergebnisse des Aufenthaltes Dernburgs in Ostafrika läßt sich, von Kleinigkeiten, z. B. davon abgesehen, daß die Wiedereröffnung der Europäerschule in Daressalam nach Äußerungen des Staatssekretärs beschlossene Sache ist, noch nichts sagen. In der Schulangelegenheit haben die Persönlichkeiten des Gouvernements, die für sie verantwortlich sind, eine peinliche, verdiente Schlappe erlitten. Man saß in Daressalam auf sehr hohem Pferde, sprach von „Entstellungen und Aufbauschungen kritikloser Beurteiler“ und pries solcher Kritiklosigkeit gegenüber ohne näheres Eingehen auf die Materie die eigene „kühle Sachlichkeit“. Ich kann nach allem, was ich beachtet habe, hier nur dem Wunsche — „der Hoffnung“ wage ich nicht zu sagen — Ausdruck geben, daß auch in anderen Dingen der Standpunkt des Gouvernements durch den Berliner Leiter unserer Kolonialpolitik eine angemessene Richtigstellung erleiden möge. Ich habe hierbei neben früher bereits Erwähntem namentlich die Lauheit, um nicht zu sagen die Gegnerschaft des amtlichen Daressalam gegenüber der intensiveren europäischen Besiedlung des Landes im Auge. Die Zeit für sie, die Zeit für die Niederwerfung der engen Interessenspolitik, die ihr nun schon so lange im Wege steht, sollte nachgerade gekommen sein. Leider scheint es, daß, wenn auch nicht aus Rücksicht auf gewisse Interessentengruppen, sondern aus Gründen allgemein wirtschaftlicher Natur, auch in der Nähe des Staatssekretärs nicht durchweg eine der Öffnung der Tore günstige Stimmung herrscht. „Wir haben niemand übrig, um Kolonien zu besiedeln. Das Reich

braucht jeden Mann, über den es verfügt, im Innern. Der Reichtum Deutschlands ist sein Material an Menschen; wir können nichts davon entbehren. Insbesondere bedarf die Industrie aller Hände, die verfügbar sind; es wäre Wahnsinn, in solcher Zeit künstlich einen Abfluß von Kräften hervorzurufen. Wäre Deutsch-Ostafrika lediglich als Siedlungskolonie zu verwenden, so wäre es besser, wir würden es so schnell wie möglich los. Aber als Markt können wir es gebrauchen *)! An dem heimischen Bedarf an Menschen wird sich auch dann nichts ändern, wenn die industrielle Konjunktur abflauen sollte**); ebenso ist eine Ära politischer und religiöser Verfolgungen, die nach den Erfahrungen der Geschichte Auswanderungen in größerem Umfange hervorrufen würde, für Deutschland auf lange Zeit hinaus nicht zu fürchten. Es wird also so bald auch keine Veranlassung gegeben sein, eine unabänderlich vorhandene Abwanderung, um sie für die Nation nicht ganz zu verlieren, auf überseeischen deutschen Besitz abzulenkten; weshalb also solchen deutschen Besitz als Siedlungskolonien behandeln? In der Heimat liegt unser Schwerpunkt; die Bedürfnisse der Heimat müssen entscheidend sein. Wir haben in der Heimat selbst noch genug zu kolonisieren, weshalb nach auswärts gehen? Nein, nicht Siedlungskolonien brauchen wir, sondern Märkte; und darum hat der Staatssekretär recht, wenn er die Eingeborenenfrage als das Problem von Deutsch-Ostafrika bezeichnet und nicht seine Besiedlung!“ So ungefähr wird argumentiert.

Für meine bescheidene Person bin ich anderer Ansicht, als die Stimme, die oben zu Wort gekommen ist, und ich weiß, das viele zu Hause es mit mir sind. Wenn mich nicht alles täuscht, deutet das Kolonialbarometer für die Zeit nach der Rückkehr Dernburgs keineswegs auf übertrieben schönes Wetter. Gerade die, die dem Besieger Ndrens am 16. Dezember v. J. am lautesten zugejubelt haben, werden kaum nach allen Richtungen hin zufrieden sein; der „Mann aus der Praxis“ wird nicht ganz die Wege gehen, die ihre Wege wären. Über den Ozean werden Stimmen kommen, die vor den Folgen einer ostafrikanischen Ära Leutwein warnen; immer wieder

*) Und als Produzenten von Rohmaterialien nicht? Anm. d. B.

**) Unmittelbar nach unserer Rückkehr nach Deutschland setzte dort ein starkes Weichen der Konjunktur ein. Die Industrie gebrauchte keineswegs alle verfügbaren Hände mehr; allermähig gab es wieder Arbeitslose.

wird die Frage auftauchen, ob das Reich seine beste Kolonie mit Deutschen oder mit Indern, Goanesen, Italienern und Griechen besiedeln solle; und die deutschen Pflanzler, die der hausbackene Soldateninstinkt Lieberts seinerzeit ins Land gerufen hat, werden, nicht ganz ohne Grund, jammern. Ich will auf die Berechtigung solchen Klagens nicht eingehen, weil ich überzeugt bin, daß schließlich sich doch alles zum Besten wenden wird. Deutsch-Ostafrika ist nun einmal bestimmt, unter dem Einfluß weißer Intelligenz Reichtümer zu produzieren, und jede Schienenlinie bedeutet eine neue Pforte zu der goldstrogenden Schatzkammer. Dafür, daß diese Pforten nicht unbenutzt bleiben werden, bürgt die Vernunft der Dinge.

Mag auch die Ära Dernburg uns ihre Irrungen und Wirrungen bringen, mag auch sie mit ihren Kinderkrankheiten zu kämpfen haben. Alles ist ihr verziehen, ein starkes Plus zugunsten der Kolonie und damit des Reiches wird vorhanden sein, wenn sie uns fürs erste den Schienenstrang zum Viktoria- und zum Tanganjikasee, dann den zum Kilimandscharo und zum Nyassasee bringt. Das Weitere wird sich von selbst finden. Entgegen gewissen Gerüchten, die in der Kolonie namentlich unter Anknüpfung an den Besuch in Nairobi im Umlauf waren, liegt keinerlei Veranlassung zu der Annahme vor, daß der Staatssekretär sich nicht mit seiner ganzen Persönlichkeit für den Bau von Bahnen einsetzen wird. Und das Gouvernement kann nach allen seinen bisherigen Rundgebungen nicht gut anders, als ihm darin folgen . . .

* * *

Ich halte das deutsche Ostafrika für ein reiches und auch als Kolonie zukunftsreiches Land. Aus folgenden Gründen: Seine starke Eingeborenenbevölkerung leidet zwar gelegentlich unter Hungerjahren; im großen und ganzen findet sie indessen so leicht und bequem ihr Brot, wie der Mensch kaum irgendwo sonst in der Welt. Neben dem, was diese Eingeborenenbevölkerung an Knollenfrüchten, Zuckerrohr, Mais und Ähnlichem gebraucht, blühen und gedeihen tropische Nutzpflanzen, die einen hier, die anderen da, in Menge. Sie sind entweder einheimisch oder sie sind einheimisch geworden; jedenfalls finden sie die Bedingungen ihrer Existenz als Pflanze vor. Bei genügendem Herumsuchen wird man auch in den

Fällen, wo dies bisher noch nicht recht hat glücken wollen, die zu ihrem Anbau als Nutzpflanze erforderlichen Voraussetzungen vereinigt finden. Da nur der kleinste Teil des nutzbaren Bodens unter Kultur ist, da ferner die vom Welthandel gesuchten Tropenprodukte nicht an dem, was der Eingeborene zu seiner Ernährung braucht, eingespart werden müssen, und da schließlich überschüssige Arbeitskraft in Hülle und Fülle vorhanden ist, läßt sich die Erzeugung solcher Tropenprodukte, in welchem Umfange es immer wünschenswert erscheint, betreiben. Man sieht weiter große Strecken Landes, in denen sich anbauen läßt, was der Europäer ißt. Man sieht die Eingeborenen Vieh in Menge halten. Man sieht Krieg, Seuchen und sonstige Plagen über das Land gehen; aber soweit sich rückwärts blicken läßt, ist das immer so gewesen, ohne daß offene Wunden zurückgeblieben sind. Kaum die Narben sind wahrnehmbar. Ein Beispiel: In den furchtbarsten Farben sind die Verwüstungen geschildert worden, die die Rinderpest vor einer Reihe von Jahren angerichtet hat. In vielen Gegenden schienen Nutzvieh und Wild gleichmäßig vernichtet, alle Zweihufer ausgerottet. Die viehhaltenden Massais, einst ein großes, kriegerisches Volk, sollten infolge des Verlustes ihrer Herden zur Bedeutungslosigkeit zusammengeschwunden, die riesigen Büffelherden Ostafrikas vom Erdboden hinweggelegt sein. Das mag zur Zeit, da solche Schilderungen entstanden, der Sachlage annähernd entsprochen haben. Daß gegenwärtig im Gegensatz hierzu wieder Vieh genug vorhanden ist, habe ich bereits erwähnt. Dabei grassieren auch jetzt wieder Viehseuchen, und die Ausfuhr von Fellen hat einen Umfang angenommen, daß man annehmen sollte, es sei fast nichts mehr in der Steppe auf den Weiden. Der Schein trügt eben. Die Massais sind nach wie vor ein großes, und zwar keineswegs ein verarmtes Volk. Als kürzlich zweitausend von ihnen, von dem Kommissioner und englischen Askaris verfolgt, aus Abneigung gegen das Steuerzahlen bei Ikoma über die deutsche Grenze rückten, wurde der Reichtum an Elfenbein und Herden, den sie mitbrachten, im ganzen Nordosten der Kolonie bewundert und bestaunt. Und auch die Büffel sind wieder da; eine große Herde des von den Eingeborenen sehr gefürchteten Großwildes sitzt z. B. augenblicklich hinter Kiuhuji, einige Stunden von Tanga, im Bergwald.

Wie es um das Wild im allgemeinen steht, kann man von jedem Schutztruppenoffizier, Beamten, Jäger oder Pflanzler, der die

Steppe im Innern durchzogen hat, zur Genüge erfahren. Wir haben mehr als genug davon; selbst im dicht bewohnten Usambara so viel, daß das ihm folgende Raubzeug, insbesondere Leoparden, gelegentlich auch einen Abstecher nach Tanga hinein riskiert. Nein, Ostafrikas Fruchtbarkeit läßt dauernde „Verwüstungen“ nicht zu. *Naturam si expellas furca, tamen recurret.* Das kleine Übel des Sandflohs, das den Aufenthalt hier seit seinem Auftreten unleidlich machen sollte, ist wieder im Verschwinden, und die großen der Schlafkrankheit, die neuerdings auch vom Tanganjikasee her bedenklich vorschreitet, der Wurmkrankheit und der Tsetse werden mit ihren Erregern vorüberziehen wie Pest und Cholera.

Zurück zu den Anhaltspunkten für Reichtum und Aussichten des Landes. Man sieht Tropenpflanzen vom Keimen bis zur Frucht gedeihen, aber man hört, daß ihr Anbau sich in vielen Fällen nicht rentiere. Die Kapseln der Baumwolle springen, aber mit großer Bosheit setzt gerade in der kritischen Zeit der Regen ein, und das Geschäft ist verdorben. Anderswo zieht man wunderschönen Kaffee, doch tragen die Bäume diesen schönen Kaffee nicht reichlich genug, um seinen Export lohnend zu machen. Die Neger halten viel Vieh, dem Weißen ist Viehzucht, und namentlich Viehzucht im großen, bisher nicht gelungen. So die Einwände, die einem entgegengehalten werden. Die Antwort ist leicht. Ich habe allerlei aufgeführt, was man hierzulande auf den ersten Blick sieht, was man dagegen nicht sieht, auch wenn man sich noch soviel Mühe gibt, sind Europäer in der Größe des Arbeitsgebietes entsprechender Zahl. Es sind prozentual nur ganz wenig Europäer in Deutsch-Ostafrika, und von diesen wenigen sind noch sehr viele Beamte oder Soldaten. Auf die Frage, woran es liegt, daß so wenig produktivtätige Weiße und insbesondere Deutsche im Schutzgebiet sich aufhalten, will ich hier nicht eingehen; ich schreibe jetzt von anderen Dingen und möchte auch nicht bitter werden. An dem Klima allein liegt es jedenfalls nicht; es ist nicht so schlimm wie sein Ruf. Die Tropenkrankheiten sind unangenehm; als Ausgleich ist eine Menge europäischer Krankheiten hier bis zur Stunde nahezu unbekannt. Wer die Heimat verläßt, um in einem neuen Lande seinem Stern zu folgen, hat auch Wagemut genug in sich, dem Fieber zu trotzen. Kann er sich doch überdies leicht überzeugen, daß es hier draußen Leute genug gibt, die trotz allen Gefahren des

Klimas blühend und gesund sind und es jahrzehntelang bleiben. Sei dem wie ihm sei, jedenfalls fehlt es an Weißen im Schutzgebiet. So ist an das Land noch nicht annähernd die Summe von Arbeit und Erfindungsgeist gewendet worden, die erforderlich sind, um das, was es leisten kann, aus ihm herauszuholen. Allgemeine Erfahrungen liegen in keiner Weise vor. Usambara ist ein blühender Garten, der Usambarakaffee aber trotz seinen großen Qualitäten auf dem Weltmarkt nicht konkurrenzfähig, weil er im Anbau zu teuer ist. Ist darum Deutsch-Ostafrika zur Produktion von Kaffee überhaupt nicht geeignet? Keineswegs; auch in Bukoba und am Kilimandscharo wird Kaffee gebaut, und dieser hält sich auf dem Markt. Wäre das Ergebnis der zuletzt erwähnten Anpflanzungen noch nicht bekannt, so würde die Undankbarkeit des Kaffeebaues, das Mißlingen „aller“ Anbauversuche wahrscheinlich als Argument gegen den Wert Ostafrikas angeführt werden. Ich will mich nicht in Einzelheiten verlieren.

Was Deutsch-Ostafrika wert ist und was es nicht wert ist, wird man erst wissen, wenn es den nötigen weißen Dünger erhalten hat, wird man wissen, wenn auch hier eine hinreichende Menge von Witz und Tatkraft, ohne die es nun einmal nicht geht, im Kampf ums Dasein aufgewandt worden sein werden. Der Neger wird die erforderliche Arbeit nicht für uns tun; ebensowenig wird sich der Verwaltungsbeamte innerhalb seiner Bureaustunden als kultureller Pfadfinder bewähren. Auch die nutzbringende Verwendung dessen, was an Reichtümern des Schutzgebietes einstweilen unbeachtet zugrunde geht, werden beide uns nicht lehren; dazu bedarf es der Findigkeit des Erwerbslustigen. Alle Wasser, die man hier sieht, wimmeln von wohlgeschmeckenden, teilweise riesengroßen Fischen. Es gilt das für den Ozean, die Binnenseen und die Flüsse. Die Fische ließen sich geräuchert exportieren, auch ist in den Negern Ostafrikas selbst für sie ein sehr bedeutender Markt vorhanden. Denn die Schwarzen essen Fischfleisch sehr gern. Aber kein Weißer zieht nach modernen Methoden Vorteil aus diesem Reichtum; nur die Schensi mit ihren kümmerlichen Booten, Angeln, Netzen und Reusen befassen sich mit dem Fischfang. Gewaltige Langusten und Austern guter Qualität sind alltägliche Dinge auf dem Tisch der Weißen an den Küstenplätzen. Im Busch ließe sich beliebig viel gerade gewachsenes hartes Holz für Spazierstöcke usw. schneiden, das einstweilen ver-

kommt; Nughdlzer edler Art sind in Menge vorhanden. Dabei ist vieles, was am Wege steht, auf seine Verwendbarkeit für europäische Zwecke hin noch zu prüfen; ich denke dabei z. B. an das Gras, aus dem die Eingeborenen eine fleberige, gummöse Abkochung herstellen, mit der sie den Lehmewurf ihrer Hütten härten.

Fast alle Beamten, Offiziere und Unteroffiziere, die nach dem Schutzgebiet gekommen sind, suchen nach Ablauf ihrer Dienstzeit hier zu bleiben und sich anzukaufen. Sie wissen, was an dem Land ist. Hauptmann z. B. v. Leдебур, dessen Namen während des Aufstandes genannt wurde, hat gestern, nach seinem Ausscheiden aus dem aktiven Dienste, aus dem Hotel, in dem ich diese Zeilen schreibe, heraus den Marsch nach dem Gebiet seiner künftigen Besizung angetreten. Zahlmeister Kiese ist, als ich in Bukoba war, nach Erdienung der von ihm gewünschten Pension, vom Militär abgegangen und hat gleich mehrere Pflanzungen auf einmal übernommen. Der frühere Stabsarzt Dr. Feldmann und mehrere ehemalige Unteroffiziere besizzen Pflanzungen und Schamben am Viktoriassee. Alle Schutztruppenunteroffiziere, die ich zu sprechen Gelegenheit hatte, haben ihr Plänchen, wie sie sich künftig ankaufen und was sie bauen wollen. Die mittleren und unteren Beamten ohne Ausnahme klagen darüber, daß es ihnen verboten ist, in ihren freien Stunden als Pflanze tätig zu sein. Gelegenheit, Land urbar zu machen und zu bebauen, ist in unmittelbarster Nähe des Amtssizes nahezu überall vorhanden, doch wird es den Leuten aus Gründen, über deren Gewicht sich streiten läßt, versagt, auf dem angegebenen Wege vorzuarbeiten. Viele legen trotz dem Verbote durch Vermittlung eines Strohmannes ihr Ersparnis in einer Schambe an; wenn sie nicht felsenfest von der Möglichkeit dieser Anlage überzeugt wären, würden sie sich hüten, privatim auf die Karte Ostafrika zu setzen.

Verhalten und Wünsche der angeführten Art sind wohl beweiskräftig. Für nicht ganz so überzeugend, aber doch bemerkenswert halte ich die Belegung von Land für deutsche Kapitalisten, wie sie im Laufe dieses Jahres vielfach vorgenommen worden ist. Man wird darin im wesentlichen die Wirkung der Kolonialbewegung in Deutschland sehen müssen; immerhin haben die Ankaufslustigen entweder persönlich die Verhältnisse an Ort und Stelle wie im Schutzgebiet überhaupt geprüft oder doch sie durch Vertrauensleute prüfen

lassen. Da sie bei ihrer Absicht geblieben sind, müssen sie zu günstigen Ergebnissen gekommen sein. Jeder Dampfer bringt neue, zum Teil sehr bemittelte Reflektanten; ich habe noch nicht einen gesprochen, der nach seiner Orientierungsfahrt an der Qualität des Landes gezweifelt hätte; viele dagegen lassen sich durch das, was sie über die Verwaltungspraxis des Gouvernements in Erfahrung bringen, entmutigen. Beweiskräftig für den Reichtum Deutsch-Ostafrikas ist auch die schnelle Entwicklung, die überall eingesetzt hat, wo eine Bahnverbindung nach der Küste und damit die Gelegenheit zum Absatz von Landesprodukten geschaffen worden ist. Das ist selbst im Gebiet der Stummel von Kolonialbahnen zu beobachten, zu denen sich unsere berühmte „deutsche Latkraft“ bisher aufgeschwungen hat. Geradezu glänzend vollends sind die Ergebnisse dort, wo die Ugandabahn auf unser Land einwirkt. Oben im Seengebiet fangen die Eingeborenen an, die Zahl ihrer Felder zu verdoppeln. Nach Ansicht der dort ansässigen Deutschen, soweit ich sie gesprochen habe, wäre es verkehrt, daraus eine im europäischen Sinne normale Entwicklungsfähigkeit des Negers und damit die Überflüssigkeit weißer Nachhilfe folgern zu wollen; denn an sich entspricht die gesteigerte Tätigkeit der Schwarzen nicht entfernt den gesteigerten Absatzmöglichkeiten. Wohl aber kann man darin die überquellende Produktionsfähigkeit des Landes erkennen. Eine starke Belebung des Karawanenverkehrs durch die Ugandabahn ist bis zum Tanganjikasee hinüber wahrnehmbar. Die bergmännischen Möglichkeiten lasse ich bei dem Bilde, das ich mir von der Zukunft Deutsch-Ostafrikas mache, einstweilen außer Betracht. An vielen Orten sind Mineralien gefunden worden; viele Mutungen sind ausgebracht. Überall, namentlich aber im Seengebiet, ziehen Prospektoren herum, um Gold zu suchen. Sie kommen ihrer Mehrzahl nach aus dem Transvaal herüber und haben dort zum Teil bereits Geld gemacht; sie finden auch goldhaltiges Gestein, das mir in Menge gezeigt worden ist. Doch ist ein wirklich abbaumwürdiges Riff, von der Dernburgmine abgesehen, noch nicht entdeckt worden. Dennoch scheint nach dem, was sie sehen, Deutsch-Ostafrika den Transvaalern chancenreich. Ob das Dernburggriff selbst so reich ist, als es aussieht, steht noch nicht fest. Es muß sich indessen in nächster Zeit herausstellen, da der Geologe, der die Prüfung vornehmen soll, vor wenigen Wochen von Muanza aus seinen Marsch

angetreten hat. Glimmerlager sind mehrfach vorhanden und zum Teil mit gutem Ergebnis im Abbau; vor Vornahme von systematischen Tiefbohrungen, die bisher der Schwierigkeiten des Transportes und der damit verbundenen Kosten wegen so gut wie gar nicht stattgefunden haben, läßt sich indessen über das Vorhandensein oder Nichtvorhandensein hinlänglicher mineralogischer Schätze in Deutsch-Ostafrika Bestimmtes nicht sagen.

Nach allem, was ich hier gesehen und gehört habe, bin ich überzeugt, daß das Schutzgebiet eine glänzende Zukunft hat, wofür es erst durch Bahnen erschlossen ist. Wir sollten mit dem Geld für Bahnbauten nicht knausern, es bringt uns Bucherzinsen.

* * *

Ich habe Ihnen die vorstehenden langatmigen Ausführungen im Interesse der Devise „Die Wahrheit über Deutsch-Ostafrika“ nicht ersparen können, obwohl sie nichts Neues enthalten, und obwohl alles, was ich habe in Erfahrung bringen können, der Öffentlichkeit längst besser und gründlicher, als ich es vermag, vorgetragen worden ist. Indessen ist das Verfahren, das vor dem Richterstuhl der öffentlichen Meinung über den Wert unserer Kolonien schwebt, noch immer nicht abgeschlossen, so daß jeder neue Zeuge seinen Wert haben muß. Noch ein paar Worte für Leute, die Neigung haben, hierher zu kommen. Ob sie die Tasche voller Geld haben oder nicht, in jedem Falle wird es sich für sie empfehlen, ein Jahr oder zwei die Füße unter einen fremden Tisch zu strecken, ehe sie sich selbständig niederlassen. Das gilt für Kaufleute wie für Landwirte. Ihre Tätigkeit in fremdem Betrieb wird ihnen Gelegenheit geben, sich die ganz unerläßliche Kenntnis der Landessprache, des Suaheli, anzueignen, mit dem Eingeborenen selbst bekannt zu werden und sich ihre Methode für seine Behandlung zurecht zu machen. Der Riboko und der Kifaro allein, der Prügel aus Flußpferd- und Nashornhaut, tun es nicht, sie sind keineswegs, wie so mancher afrikatrunkene dumme Junge meint, die Zauberrute, die das Land erschließt. Ohne Kenntnis des Suaheli, des Eingeborenen und des Landes selbst kann man hier in kurzer Zeit unglaublich viel Geld verpulvern. Auch wer ohne Geld hierherkommt, darf, wenn er lesen und schreiben kann, das Klima verträgt und ein ordentlicher Mensch ist, darauf rechnen, sein

Fortkommen zu finden. Wichtiger als Geld ist Persönlichkeit. Wer Geld hat, soll sich hüten, es in Unternehmungen anzulegen, für die es nicht ausreicht; man täuscht sich hier in diesem Punkte sehr leicht. So mancher Pflanze laboriert daran, daß er ein für seine Verhältnisse viel zu großes Gebiet in Betrieb genommen hat. Die Methoden, es als Pflanze zu etwas zu bringen, sind zahlreich. Eine, die für halbwegs bemittelte Ansiedler empfohlen wird, ist folgende. Man pflanzt Gummi und daneben, natürlich nur an der Küste, wo sie gedeihen, Kokospalmen. Der Gummi bringt schon vom dritten Betriebsjahr an Erträge. Von ihm muß der Pflanze leben, bis die Palmen nach acht Jahren die erste Ernte geben. Von diesem Augenblick an ist er, falls er Kokos in genügender Menge gepflanzt hat, ein gemachter Mann. Denn die Nüsse gehen leicht ab und werden gut bezahlt; augenblicklich z. B. kostet die Nuß hier sechs Heller, d. h. etwa neun Pfennig*). Die fertige Palme aber macht fast gar keine Arbeit mehr, sie liefert eine reiche Beute, die man, wenn man will, in Europa verzehren kann. Pächter für ertragsreiche Kokoschamben finden sich nämlich immer; jeder Araber übernimmt sie gegen hohen Zins; die Zucht der Kokospalme liegt seiner Bequemlichkeit. Ich verdanke die vorstehenden Angaben Ansiedlern, die seit geraumer Zeit in Ostafrika sitzen und Erfolg gehabt haben.

*) Ein Niedergang der Rentabilität ist für Kokos ausgeschlossen, solange der Weltbedarf an Fetten ununterbrochen zunimmt.

XII.

Heimkehr. — Die Stimmung an Bord. — Überblick über die letzten Wochen unseres Aufenthalts im Schutzgebiet. — Usambara. — Die Kulturen Usambaras. — Die wirtschaftliche Lage der Pflanze. — Die Arbeiterfrage. — Die Usambarabahn. — Sadani. — Hat es Aussichten? — Das Kollegium der Betrüben. — „Wir sind alle pleite!“ — Morogoro. — Die Morogorobahn. — Wie sie befruchtend wirkt. — Arbeitermangel auch hier. — Üble Landsleute. — Die Löwen von Morogoro. — Abschied von Daresalam. — Dernburgs Urteil über Deutsch-Ostafrika. — Was Robert Koch von Deutsch-Ostafrika hält.

An Bord des „Prinzregent“, den 15. Oktober 1907.

In den Lüften ist wieder jenes große Brausen und Klingen, das uns schon einmal vor einem Vierteljahr durch den Indischen Ozean begleitet hat. Wieder schlagen die Wasser in schwerem Prall gegen die Flanken des Schiffes, das uns trägt, und wieder versuchen allabendlich verstimmte Instrumente durch die himmelschreiendsten Dissonanzen inmitten des Konzertes der Schöpfung sich Geltung zu verschaffen. Nur, daß uns diesmal der Kiel heimwärts trägt; Deutsch-Ostafrika liegt hinter uns. Als wir in das Land kamen, blühten die Mangobäume und Hunderte von bunten Faltern gaukelten gleich phantastischen Träumen rings um sie herum. Dazu die Hoffnungsfreudigkeit, mit der wir den Strand betraten! Die Blüten sind abgefallen seither, und die Falter verschwunden; von den Ästen der mächtigen Riesen hängen an dünnem Stiel kleine grüne Knollen herab, der Ansatz der prächtigen Frucht, die der Baum bringt. Wie wird die Ernte ausfallen? Auch der Elan, der uns bei unserer Ausfahrt befeelte, ist längst dahin. An seine Stelle sind, nun wir uns hier an Bord endgültig wieder zusammengefunden, schlecht verhehltes Mißtrauen getreten und nervöse Reizbarkeit. Vielleicht wären beide nicht des Erwähnens wert, wenn sie allein auf den mannigfachen persönlichen Verstimmungen beruhten, die diese Afrikafahrt in unserem kleinen Kreis hat entstehen lassen. Es kommt jedoch in ihnen auch das Auseinandergehen der Meinungen darüber zum Ausdruck, was dem Lande, das wir gesehen haben, in seinem eigenen Interesse und dem des Reiches für die Zukunft frommt. Die Gemeinde der „Gutgesinnten“, d. h. die Mehrzahl unserer Gesellschaft, schwört ohne Vorbehalt auf die Worte des Meisters, eine Minorität „Übelgesinnter“ dagegen, zu der leider auch ich gehöre, hat ihre

Ängste und Sorgen. Das Barometer steigt und fällt; wie wird es stehen, wenn wir erst endgültig zu Hause sind? Erfreulich ist wenigstens, daß alle unser Schutzgebiet lieb gewonnen haben, daß alle es für ein reiches Land halten und alle, der eine so, der andere so, ihm eine glänzende Zukunft voraussagen. Nur über den Schlüssel zu dieser Zukunft gehen die Kritiker auseinander; das aber gehörig!

Näheres darüber in der Heimat*). Für jetzt nur noch eine kurze Übersicht über den Verlauf den letzten Wochen unseres Aufenthaltes im Schutzgebiete.

* * *

Usambara.

Da war zunächst der Ausflug nach Usambara. Entgegen meiner ursprünglichen Absicht habe ich ihn nur so weit mitgemacht, als es notwendig war, ein Bild von Land und Leuten und dem Betrieb auf der Usambarabahn zu bekommen. Zu Erkundigungen über Lage und Bedürfnisse der Pflanzur erschien mir bei der Kürze der Zeit ein mehrtägiger Aufenthalt in Tanga geeigneter, als der Besuch aller der vom Gouvernement vorgeschlagenen Punkte und Pflanzungen. Denn das Leben von Usambara hat in dem großen und vielversprechenden Hafen der Landschaft seinen Brennpunkt; in ihm trifft man Leute aus allen Teilen des Hinterlandes, in ihm ist es am leichtesten, einen allgemeinen Überblick über das zu bekommen, was die Landwirtschaft draußen leistet und wo sie der Schuh drückt. Leider habe ich der Durchführung der Dispositionen, die ich für zweckmäßig hielt, auch den Besuch Amanis, der bekannten Versuchstation, opfern müssen.

Ich habe also die Fahrt auf der Usambarabahn nur bis zur Prinz-Albrecht-Plantage, Station Kihufi, mitgemacht. Wenn man wie wir vorher im Schutzgebiet und in Englisch-Ostafrika wochenlang nur unkultiviertes oder halb kultiviertes Land gesehen hat, so wirkt das zuerst hügelige, dann bergige Hinterland von Tanga als wahre Sensation. Bebaute Flur, soweit der Blick reicht. Und ähnlich der Heimat bei aller Verschiedenheit! Dort, in Deutschland, Geviert an Geviert, das Gewühl gelben, dichten, den Boden ver-

*) Siehe Anhang.

hüllenden Getreides mit den runden, glänzenden, im Winde spielenden Bogenlinien seiner Oberfläche; hier, nicht weniger Feld an Feld, der breitfurchige, saubere, tiefgrüne Sisalacker mit seinen ewigen, schnurgeraden Parallelen, der eigentümlich zierlichen Monotonie seiner mannsgroßen Pflanzen, der anspruchsvollen Foliierung, der gespreizten starren Spitzigkeit der einzelnen Agave. In die Agavenfelder sind zahlreiche und ausgedehnte Gummihaine eingestreut. Hier und da wird auch Kaffee gebaut, oder Baumwolle oder Teakholz, das ein kostbares Produkt liefert, als kaufmännische Anlage indessen einen etwas gar zu langfristigen Wechsel darstellt, da erst 60 bis 100jährige Stämme das geschätzte Kernholz in lohnender Menge ergeben. Der langen Dauer seiner Aufzucht wegen ist der Anbau des Teakholzes, das an sich im Schutzgebiet vorzüglich gedeiht und als Edelholz ersten Ranges die an es gewandte Mühe und Zeit immer rentieren wird, Sache des Staates. Leider besitzt der Forstfiskus des Schutzgebietes zurzeit erst eine kleine Teakpflanzung an der Usambara-bahn. Ansehnlicher ist der etwa zehnjährige Teakholzbestand der großen Plantage Muhesa des Farmers Zaetsch, eines Selfmademan, der als Spediteur seine Überschüsse im Plantagenbetrieb angelegt hat, dann Berufspflanzer geworden und heute einer der am besten fundierten, wenn nicht der erfolgreichste Pflanzer Usambaras ist. Wer ein Bild von dem gewinnen will, was der Boden unseres Schutzgebietes herzugeben vermag, sollte es unter keinen Umständen versäumen, Muhesa zu besuchen. Die Plantage mit einer reizenden Gebirgslandschaft als Hintergrund wirkt wie ein großer Zaubergarten. Das eigentliche Kaffeeland Usambaras liegt oben in den Bergen, die man von Muhesa aus sieht. Dernburg hat den Anbau von Kaffee in Usambara für unrentabel erklärt; die Kaffeepflanzer ihrerseits klagen zwar sehr, wollen aber das absprechende Urteil des Staatssekretärs doch nicht als durchweg berechtigt anerkennen. Bei stetigeren Arbeiterverhältnissen und nach einer auf den bisherigen Erfahrungen beruhenden Änderung der Anbaumethoden würde auch ihnen nach ihrer Ansicht der Erfolg nicht fehlen. Sie versprechen sich insbesondere viel vom Düngen des Bodens, das bisher noch nicht angewandt worden ist; leider habe ich vergessen, mich zu erkundigen, in welcher Weise sie sich den nötigen Dünger verschaffen wollen. An Ort und Stelle gibt es nämlich keinen. Viehhaltung ist infolge Vorhandenseins von Lsetse in jenen Gegenden unmöglich.

Künstlicher Dünger aber würde durch die Fracht ins Unererschwingliche verteuert werden. Auch Baumwolle findet sich in größerer Pflanzung nur oben in den Bergen bei Mombo. Das Produkt, das dort erzeugt wird, ist vorzüglich; indessen ist der Ertrag der unsicheren Bitterungsverhältnisse wegen so ungewiß, daß man anderwärts noch nicht den Mut gefunden hat, entschlossen an ihren Anbau heranzugehen.

In jedem Fall gehört Baumwolle nicht zu den beherrschenden Kulturen Usambaras. Der Kaffeebau macht, wie zugegeben werden muß, eine Krisis durch, deren Ausgang einstweilen nicht abzusehen ist. Die großen Kulturen des Gebiets, denen sich neuerdings alles zuwendet, sind danach Gummi und Sisal. An ihnen wird endlich reichlich Geld verdient. Sie bestimmen auch landschaftlich das Bild der Kulturgegenden. Für Sisal wird Überproduktion gefürchtet; doch kann das Produkt, wie mir Gouverneur v. Rechenberg auseinandergelegt hat, eine starke Preistreduktion ertragen, ohne daß der Anbau unlohnend wird.

* * *

Ganz wunderbar war das Bild der Gummihaine gerade zu der Zeit, als wir in Usambara waren. Ich habe oben gesagt, Ruhesa mache den Eindruck eines großen Zaubergartens; ich habe dabei in erster Linie an seine Manhiotanlagen — Ciria wird in Usambara so gut wie gar nicht gebaut — gedacht. Als ich sie betrat, kam mir Bäcklin in den Sinn. „Das Schweigen im Walde“ oder so, ins Afrikanische umgedacht. Es war, als müßte alle Augenblicke ein Fabeltier aus dem Holz heraus uns entgegentreten. Denn tiefe Stille herrschte, und ein Wald war es, wie es ihn in Wirklichkeit eigentlich gar nicht gibt, wie ein Maler nur ihn sich ausdenken kann und auch da wieder nur ein Bäcklin. Ich wußte nicht, wem sonst ich diese Komposition zutrauen sollte. In immer neuen Windungen dehnt sich der Weg. Rechts, links Tausende von Stämmen, ohne daß das Auge den Rand des Schlages erreichen kann. Jeder dieser Stämme ist gleich hoch, jeder steht genau so weit wie der andere vom nächsten ab, alle haben dieselbe helle, glänzende, silberne Rinde, in der sich die pralle Sonne, durch kein Laubdach gehindert, in tausend Lichtsternen spiegelt. Denn was das Wunderbarste ist, dieser Wald hat keine Blätter, die Pflanze wirft sie in der heißen Jahres-

zeit ab. So fallen die Strahlen des Tages ungehindert ein; frei hebt sich der Blick durch das reich gegliederte, kahle und doch von Saft strotzende Gedäst zum Blau des Firmaments empor. Die abgefallenen Blätter breiten sich als tiefbraune Decke am Boden; dünne grüne Baumschlangen rascheln hier und da durch sie hindurch. Nachtschmetterlinge flattern, geblendet durch das Licht, mit ungeschicktem Flügel scheu umher. Vielleicht hat unser Fuß sie aus dem Laub aufgestört, so daß sie sich ein neues Versteck suchen müssen; doch sieht es aus, als sei ihnen ohne unser Zutun in dieser Umgebung unheimlich geworden. Sind wir nicht in einem verwunschenen Forst, hat hier nicht irgendein Magus sein Wesen getrieben? Merkwürdige Vögel kreischen ab und an erschreckt auf, fliehen mit hastendem Fittich. Sonst, wie schon erwähnt, Totenstille. Wohin der Blick sich wendet, derselbe undefinierbare Hintergrund in Blau, Silber, Braun. Wer will den Ton bestimmen?

* *

Statt des Bockinschen Fabeltieres wird ein Schensi sichtbar, der sich zwischen den Stämmen zu tun macht. Er führt ein Messer und eine Flasche bei sich. Die Flasche enthält eine Lösung von Karbolsäure; mit ihr werden die zum Abzapfen reifen, mindestens zweijährigen Stämme in Manneshöhe benetzt; das Messer macht dann eine Reihe kleiner Schnitte in die Rinde. Der austretende weiße Saft gerinnt unter dem Einfluß der Säure in wenigen Minuten, und der Kautschuk ist fertig. Der Schensi reibt ihn mit einem faustgroßen Ballen früher gewonnenen Saftes herunter, wie mit einem Radiergummi, oder besser, wie man Wachs von einer Fläche mit Hilfe von anderem Wachs abnimmt; sind die Ballen genügend groß, so kommen sie in die Trockenhalle. Dort liegen sie in Repositorien geschichtet beieinander wie der Semmelteig beim Bäcker auf den Blechen.

Wenn sie getrocknet sind, wandern sie zur „D. D. A. G.“, zur „Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft“ nach Tanga, die in sehr rentabler Weise Bankgeschäfte mit dem Aufkauf von Landesprodukten verbindet. Die Mehrzahl der Pflanzler hängt mehr oder weniger hoch bei ihr, und ist ihr dafür, abgesehen von der Verzinsung ihres Guthabens, mit der Lieferung ihrer gesamten Produktion verpflichtet.

Einen so blühenden Eindruck Usambara macht, in so erfreulicher Kultur das Land auch ist, die Verhältnisse innerhalb der Pflanzerschaft sind im allgemeinen recht ungesund. Nicht ohne Schuld der Herren selbst. Die meisten haben den Fehler gemacht, mit dem Hintergedanken der Spekulation weit über die Grenzen ihrer Kapitalkraft hinaus Land in Betrieb zu übernehmen. Nach einem, höchstens zwei Jahren sind sie mit ihren Mitteln fertig und genötigt, die Hilfe Tangas in Anspruch zu nehmen. Von da an ist es sehr schwer für sie, wirtschaftlich wieder auf feste Füße zu kommen. Es wird langen Anhaltens der günstigen Konjunktur in Sisal und Gummi bedürfen, wenn alle die wackeligen Existenzen wieder gefestigt werden sollen. Ich möchte betonen, daß ich in vorstehendem von einer bestimmten Kategorie selbständiger kleiner Pflanzern, nicht aber von den Großpflanzern und den plantagenbautreibenden Gesellschaften gesprochen habe.

Natürlich sind Männer, deren wirtschaftliche Existenz von vornherein auf keiner besonders günstigen Grundlage beruht, gegen alles, was ihnen den Kampf ums Dasein erschwert, besonders empfindlich. So erklären sich der Haß und die Erbitterung gegenüber der Haltung des Gouvernements in der vielbesprochenen Arbeiterfrage. Und während sonst die Interessen der Kleinen und mittleren Pflanzern mit denen der Großpflanzern keineswegs stets übereinstimmen, ist in dieser Frage das ganze Land einer Meinung. Es fehlt an schwarzen Arbeitern, jammert alles. Nun ist es furchtbar leicht, besonders gegenwärtig, den „Nachweis“ zu erbringen, daß solche Klagen gegenstandslos sind. Denn tatsächlich ist der Bedarf mancher Plantagen jahraus jahrein und der vieler gerade jetzt im allgemeinen gedeckt. Auch dem Staatssekretär ist dargetan worden, daß alles, alles zum besten bestellt ist. Man hat ihm auseinandergesetzt, daß, wo es an Arbeitern fehlt, die Pflanzern selbst an ihrem Mißgeschick schuld sind, sei es durch ungenügende Bezahlung, sei es durch rohe Behandlung ihrer Leute. Es kann auch keineswegs in Abrede gestellt werden, daß es unter ihnen, und zwar namentlich unter den oft recht jugendlichen Vertretern anderwärts wohnender Besitzer, rüde und tropenkollerige Patrone gibt, die im ganzen Land verrufen sind, so daß kein Schenski dauernd bei ihnen Arbeit leistet. Doch sind gewissenlose und nebenbei natürlich auch geschäftlich recht tüchtige Subjekte dieser Art nicht die typischen

Vertreter ihres Berufes. Im allgemeinen ist der Pflanzler aus Gründen, die sich von selbst verstehen, genötigt, mit seinem Arbeiter, der für ihn ein unentbehrliches Wertobjekt darstellt, umzugehen wie mit einem rohen Ei. Die Behandlung des Schwarzen spielt von Fall zu Fall bei deren Anwerbung und Bleiben eine viel größere Rolle als zwei, drei Rupien mehr oder weniger Monatslohn. Die Frage der Behandlung ist also wesentlich, die des Lohnes dagegen weniger. Woher kommen nun, während doch der dringlichste Bedarf der Pflanzungen an Arbeitern zurzeit gedeckt ist, die Klagen über Arbeitermangel? Die Sache liegt folgendermaßen. Erstens sind die Arbeiterverhältnisse des laufenden Jahres besonders günstig. Die Regenzeit ist ausgeblieben, Dürre und Missernte, nicht weniger die Folgen der Nichtbestellung der Äcker während des Aufstands haben Leute aus den verschiedensten Ländern Ostafrikas genötigt, auch wo sie unter normalen Verhältnissen nicht dafür zu haben wären, Arbeit anzunehmen. Zweitens haben manche Plantagen zwar dauernd Arbeiter, doch müssen diese durch besondere Agenten tief im Innern angeworben und unter verhältnismäßig großen Kosten an Ort und Stelle gebracht werden. Diese Arbeiter sind also sehr teuer. Dagegen sind die Angehörigen der im fruchtbaren Usambara ansässigen Stämme nur sehr ausnahmsweise dazu zu bringen, auf den Pflanzungen in Arbeit zu gehen. Bei diesen Leuten, soweit sie Arbeit annehmen, kommen die Anwerbungs- und Transportkosten in Wegfall; sie sind also zu vernünftigen Bedingungen, d. h. gegen den landesüblichen Lohn, zu haben. Drittens ist das Ergebnis der Werbung im Innern sehr unsicher; die Pflanzler wissen nie, mit welchem Arbeiterbestand sie rechnen können, was naturgemäß alles vernünftige Disponieren sehr erschwert. Vielleicht ist diese Ungewißheit ihre größte Last. Sie wollen nun, daß vor allen Dingen die Eingeborenen Usambaras selbst gezwungen werden sollen, in ihrem Phäakenleben zum Zweck der Arbeit in den Plantagen von Zeit zu Zeit kleine Pausen eintreten zu lassen. Machen kann das nur das Serkal, d. h. das Kaiserliche Gouvernement. Kann es machen auf zwei Wegen, nämlich direkt dadurch, daß es die Zumben (Ortsvorsteher) veranlaßt, in der landesüblichen Weise Lohnarbeiter zu stellen, oder indirekt durch Erhöhung der Steuern. Da die Eingeborenenstämme nur in beschränktem Umfange sesshaft sind und sich erfahrungsgemäß der Erhebung von Steuern gern durch Wechseln

über die nahe englische Grenze entziehen, müßte bei Wahl des zweiten Weges eine energische Bewachung der letzteren durchgeführt werden. Ich will an dieser Stelle auf das Für und Wider der Forderung nicht eingehen. Sie ist, ob man nun den einen Weg wählen möge oder den anderen, meiner Überzeugung nach nicht unvernünftig. Das Kaiserliche Gouvernement war indessen bisher nicht dafür zu haben. Auch dringen die Pflanze auf, daß ihren Agenten im Land draußen nicht durch kleine Tricks der Bezirksamter Schwierigkeiten gemacht werden. Der Bezirksamtman braucht z. B. den Sultan, Alkiden oder Jumben, bei dem der Agent vorspricht, nur wissen zu lassen, er habe kein ausgesprochenes Interesse daran, daß der Mann auch wirklich Arbeiter erhält, so sind dessen Bemühungen vollständig umsonst. Denn der Neger ist sehr hellhörig, versteht die Andeutung des „Wana Schauri“ vollkommen und betrachtet sie als Befehl. Zu berücksichtigen ist bei Beurteilung des Verhaltens der Bezirksamter, daß unter den Agenten sehr zweifelhafte Subjekte sind.

Es hat lange Zeit so ausgesehen, als ob die Arbeiterfrage sich zu einer neuen Krisis in unserem Kolonialbetrieb auswachsen würde. Noch bei Antritt unserer Heimreise. Die Unzufriedenheit in Usambara wie im gesamten Schutzgebiet war enorm, und es war anzunehmen, daß sie nicht ohne kräftiges Echo in der Heimat bleiben würde. Nun hat ja Dernburg in seinen Konferenzen mit den Deputationen der Farmer in Wilhelmsthal und Tanga zweifellos die Oberhand behalten und den Herren im Grunde genommen „nachgewiesen“, daß alles, was sie wollten, Unsinn sei. Die mußten verlegen verstummen; überzeugt waren sie zwar nicht, aber sie kamen mit den Zahlen und dem Mund nicht mit, was auch kein Wunder war. Der eine der Deputierten soll einmal einen Leoparden, der ihn anfiel, mit den Händen erwürgt haben; die Befähigung zu Gewalttaten dieser Art ist aber noch lange nicht identisch mit der zur Durchsetzung eines volkswirtschaftlichen Disputs mit dem Herrn Staatssekretär. Die Wilhelmsthaler haben ihrem Ärger nicht ohne Humor hinterdrein durch ein Telegramm Luft gemacht, das der Berliner Erzellenz, die einstweilen doch noch allerlei im Lande zu tun hatte, wenige Stunden nach der Konferenz im Zuge überreicht wurde. „Die hier versammelten Pflanze wünschen glückliche Heimkehr!“ lautete sein Text. Auch in Tanga gab

es bei unserer wundervollen Abschiedsfeier im Hotel zum „Deutschen Kaiser“, dessen Tafel sich unter für Deutschost sehr respektablen kulinarischen Genüssen bog, nur lange Gesichter, so lustig draußen auch die Musik erschallte. Die Pflanze von Usambara waren weither herbeigekommen, zum Teil mit ihren Damen; und nun diese Enttäuschung!

Erst seit wir in See sind, ist nach und nach bekannt geworden, daß die Aussichten der Herrschaften doch nicht ganz so ungünstig sind, als es zunächst ausah. Insbesondere ist der Arbeiterkommissar für Usambara, dessen Anstellung von Dernburg in Tanga in Aussicht gestellt wurde, nicht als Instrument gegen die Anwerbung von Arbeitern bedacht, wie man dort befürchtete. Die Pflanze sollen vielmehr die Kräfte erhalten, die sie brauchen, und zwar durch Vermittlung des Staates. Der Staat wird dann allerdings auch darüber wachen, daß den Angeworbenen wird, was ihnen zukommt, daß sie nicht übervorteilt und nicht über die vereinbarte Zeit hinaus auf den Plantagen zurückgehalten werden. Man wird sich hiermit einverstanden erklären können, wofern die Gelegenheit nicht etwa zu einer sachlich nicht begründeten und von den Eingeborenen selbst nicht verlangten, dafür aber einem Lieblingsgedanken des Gouvernements entsprechenden Schraubung der Löhne benützt wird. Die Kunde wird bei ihrem Eintreffen im Schutzgebiet dort mit großer Befriedigung vernommen werden; es wäre ja in der Tat ganz unglaublich gewesen, wenn man das große Stück deutscher Kulturarbeit, das in Usambara geleistet worden ist, seinem Verderben hätte überlassen wollen, um der Berliner Bezirksvereinsidee willen, daß das Land von der Natur für Schwarze und nicht für Weiße bestimmt sei.

* * *

Die Usambarabahn läßt sich in Aufmachung und Ausstattung mit deutschen Auslandsbahnen vom Range der Anatolischen oder der Schantungsbahn nicht vergleichen; doch genügt sie einstweilen für den Zweck, dem sie dient. Ein blühendes Land, dessen eigentliche Entwicklung dabei noch immer erst bevorsteht, ist ihrem Geleise entlang entstanden. Als Anhaltspunkt dafür, was die Bahn zur Küste bringt, gebe ich an, was unser Dampfer, der „Prinzregent“, an Fracht für Europa neulich in Tanga aufgenommen hat. Es

waren dies, entsprechend ungefähr ebenso vielen Zentnern, 700 Sack Kaffee, 800 Ballen Sisalhanf, 200 Sack Kopra und 50 Sack Gummi. Diese Ladung mag bei dreiwöchigem Verkehr der Dampfer ihrer Menge nach dem Durchschnitt ungefähr entsprechen.

Sadani.

Nach Usambara und Langa kam für uns vor der Rückkehr nach Darassalam ein eintägiger Aufenthalt in Sadani. Ein gottverlassenes wasserloses Nest; wenn es dem kolonialwirtschaftlichen Komitee gelingt, etwas aus ihm zu machen, so kann es sich wirklich Glück wünschen. Von der See her sieht es noch einigermaßen repräsentabel aus. Die alten Schutztruppenoffiziere haben auch an diesem historischen Platz, der Stätte des Sturms auf die Voma Banaheris, wie überall im Lande nützliche Arbeit getan, sie haben Straßen gebaut und am Strand Kokospalmen in Menge gepflanzt. Die Palmschamben sind eine freundliche Kulisse und der Ort selbst mit seinen breiten rechtwinkligen Straßen scheint, wenn man einzieht, in der Tat recht annehmbar, insbesondere wenn sich, wie es bei unserer Anwesenheit zu Ehren des Staatssekretärs der Fall war, bunte Flaggenschnüre und Ehrenpforten über die Gassen ziehen und die Strohütte jedes Schensi oder Inders auf Anordnung die Voma mit breiten Palmenwedeln und schwarz-weiß-roten Fähnchen herausgeputzt ist. Mehr aber sollte man nicht sehen, wenn einem daran gelegen ist, angenehme Eindrücke mit sich zu nehmen. Die wirkliche oder vermeintliche Bedeutung Sadanis beruht auf seinem Baumwollbau. Einige Griechen, das deutsche kolonialwirtschaftliche Komitee und auf dessen Werbetätigkeit hin mehrere deutsche Pflanzler haben es sich in den Kopf gesetzt, daß gerade an dieser Stelle mit Baumwolle Schätze aus dem Boden zu holen sein müßten. Sie können sich darauf berufen, daß die Eingeborenen die kostbare Staude, wenn auch natürlich in beschränktem Umfang, schon seit geraumer Zeit an der Wamimündung*) anpflanzen. Neuerdings hat auch die Leipziger Baumwollspinnerei ein großes

*) Nahe Sadani.

Terrain für Anbauversuche übernommen. Die Rentabilitätsberechnung beruht auf den angeblich großen Qualitäten des Bodens im Verhältnis zu seiner Billigkeit. In Ägypten bringt der Hektar Baumwollland über 1500 Pfund Baumwolle bei hohem Bodenpreis. Wenn er in Sadani auch nur 500 Pfund im Durchschnitt bringt, so bleibt hier schon ein hübscher Nutzen. Bei 300 Pfund Ertrag sind die Kosten gedeckt. So das Exempel. Das Produkt, wie es vorgewiesen wird, ist vorzüglich; fraglich ist nur, ob es sich in genügender Menge erzielen läßt. Auch wird stimmen, was über die Qualität des Bodens gesagt wird. Für gewöhnlich verstellt er sich allerdings, indem er dort, wo er sich selbst überlassen ist, nichts als krüppligen, dornigen Busch hervorbringt. Auch gedeiht die Baumwolle, wo die Erde lediglich in der landesüblichen Weise gerodet und sonst bearbeitet wird, nur sehr dürrig; sie steht aber sichtlich besser, wo der von dem Komitee nach Sadani geschickte Dampfpflug den Boden durcheinander geworfen und die Sandschicht der Oberfläche wirklich beseitigt hat. Die wichtigste Frage ist die der Beschaffung von Wasser. Ursprünglich war die Rentabilität der Anlagen auf wenige, aber gute Ernten hin kalkuliert. Das Warten aber auf regenreiche (Sadani hat sehr selten Regen, weshalb die Gefahr des Verregnens der aufspringenden Kapseln dort nicht groß ist) und sonst günstige Jahre scheint den Interessenten etwas zu lange zu dauern, denn neuerdings wird die Bewässerung dieser freundlichen Gegend durch einen Kanal betrieben. Die Kosten werden auf rund zwei Millionen Mark berechnet. Ein Grieche, Rangos, einer der großen Baumwollensplanzer des Platzes, hat dieses Auskunftsmittel vorgeschlagen und will den Bau im Notfall angeblich auf eigene Rechnung ausführen. Rangos gilt als Autorität im Baumwollensbau, mit ägyptischen Erfahrungen; es wird betont, wie unklug es wäre, dem fremden Spekulant die Anlage zu überlassen, die ihn zum Herrn der ganzen Gegend machen würde. Und wie ich höre, halten die maßgebenden Herren unserer Gesellschaft den Kanalplan für durchaus diskutabel; sie sind der Ansicht, das erforderliche Kapital werde bei genossenschaftlicher Organisation der Interessenten auf dem Geldmarkt unschwer zu haben sein. Glückauf, wenn der Plan wirklich gut ist! Ich für meine Person kann mich nicht damit befreunden. Es erinnert mich zu sehr an die umgekehrten sonderbaren Schwärmer, die oben in Usambara Sümpfe austrocknen wollen, um Plantagenland zu

gewinnen^{*)}. Selbst wenn durch den Kanal eine erstklassige Baumwollenkultur ermöglicht wird, welchen Zweck hat er, wie soll er sich auf die Dauer verzinsen, wie die Kultur konkurrenzfähig erhalten, wenn anderwärts ohne künstliche Bewässerung vollwertiger Boden, noch dazu bequemer gelegen, soviel man will vorhanden ist? Und wie steht es mit der Arbeiterfrage? Wenn man in einem Staat mit intensiver Kultur, wie im Reich, Unland zu meliorieren sucht und Moore austrocknet, um der Landwirtschaft neuen Boden zur Verfügung zu stellen, so ist das vernünftig. Nicht ganz ebenso verständlich aber ist, weshalb man solche Meliorierungen im Schutzgebiet vornehmen will, wo doch unbenütztes gutes billiges Land im Zentrum, im Norden und im Süden in Menge vorhanden ist. Am Ruvu, der außerdem durch die Morogorobahn dem Verkehr bereits erschlossen ist, gibt es Überschwemmungsland für den Bau von Baumwolle fast soviel wie am Vater der Ströme selbst. **Baut Bahnen!** Das ist die einzige Meliorierung, deren Deutsch-Ostafrika bedarf. Wenn Sadani wenigstens einen guten Hafen hätte! Da ist aber nichts vorhanden, als eine völlig ungeschützte, maßlos flache Reede. Der Dampfer muß eine Stunde weit vom Strande vor Anker gehen; bei Hochwasser können gute Springer nach langer Fahrt im kleinen Boot allenfalls trocknen Fußes ohne fremde Hilfe an Land kommen; bei Niedrigwasser muß selbst die kleinste Pinasse so weit draußen auf der Reede bleiben, daß man sich eine Viertelstunde weit von den Schensis durch den Schlick tragen lassen muß, wenn man die Palmen drüben oder bei der Rückkehr den rettenden Rahn, ohne naß zu werden, erreichen will. Diese Ruderei, Springerei und Tragerei ist als einmaliges Reiseerlebnis recht nett, aber auch sie eröffnet keine großen Hoffnungen auf die Zukunft des Plazes. Selbst ein Verkehr mit ganz flachen Leichtern

^{*)} Herr Kgl. Landmesser H. Asmuth schreibt mir als Urheber des Projekts zur Entwässerung der Ukamasiene, daß durch diese Plantagenland nur nebenbei gewonnen werden solle. In der Hauptsache handle es sich um die Gewinnung von Wasser für landwirtschaftliche Zwecke, um die Nutzbarmachung der Wasserkräfte in Usambara für mechanische Zwecke und schließlich die Sanierung des Ukamasiessels. In Usambara selbst wird das Asmuthsche Projekt nicht ernst genommen, doch möchte ich meinerseits nach den Mitteilungen, die ich von Herrn Asmuth empfangen habe, ohne nähere Kenntnis der Verhältnisse an Ort und Stelle nicht *endgültig* in negativem Sinne zu ihm Stellung nehmen. D. W.

wird in Sadani jederzeit Schwierigkeiten begegnen, deren Überwindung unverhältnismäßig hohe Opfer fordern würde. Und bis die Küstenbahn zwischen Tanga und Darassalam kommt: Du lieber Gott, wie lange wird das noch dauern!

In der Boma zu Sadani fand aus Anlaß der Anwesenheit des Staatssekretärs nach der Besichtigung der Baumwollensfelder und nach Vorführung des Dampfpfluges ein Festmahl statt, das den Nachmittag bis zur Weiterfahrt des Gouvernementsdampfers, der uns gebracht hatte, ausfüllte. Ich zog es vor, an der Tafel nicht teilzunehmen und dafür auf eigene Faust im Ort und seiner Umgebung umherzustreifen.

Ich fand das Land so, wie ich es oben geschildert habe, d. h. außerhalb des Ortes, abgesehen von den Baumwollenkulturen und ein paar Bäumen, dünnen Busch und Grassteppe. In dem ausgetrockneten Arm des Wami, der bei Sadani mündet und nur in der Regenzeit Wasser führt, tummelten sich Ichneumons und flatterten kleine, unserem Fuchs ähnliche Sandfalter. An einer Stelle mitten in einem Wege hatten die Eingeborenen Wasser aufgespürt, sie hatten ein tiefes Loch gegraben, in dem Weiber hockten, um in der Löffelartig an einem Stiel befestigten Kokoschale das Kinnfal, das dort aus dem Boden sickerte, aufzufangen. Andere kauerten ringsumher und warteten geduldig, bis die Reihe hinabzusteigen an sie kam. Das Loch bedeutete zurzeit die Wasserversorgung Sadanis.

Nach langem Umherwandern stieß ich auf die Duka, die Kneipe des Ortes. Ein spitzes braunes Schensistirohdach auf vier Pfählen. In der nächsten Nachbarschaft auf der einen Seite eine Barrikade der charakteristischen Safarikisten, in denen schwarze Träger die Herrlichkeiten, die an der gastlichen Stätte verzapft wurden, von Bagamoyo, Tanga oder Darassalam herbeigeschleppt hatten. Auf der anderen Seite achtlos beiseite geworfen in lieblichem Durcheinander leere Flaschen und dito Konservenbüchsen. Bier, Whisky, etwelcher Rotwein und Shardinien stellte mein prüfendes Auge fest. Getränke wurden aus einem nahegelegenen Hause herbeigebracht. An dem einzigen Holztisch unter dem Schutzbach saßen auf Feldstühlen, den Whiskysoda vor sich, mit trübseligen Gesichtern drei Gentlemen. Ein dürrer Hund, der bis dahin den Vierteln der Runde abgegeben hatte, verzog sich mit eingekniffenem Schwanz scheu, als ich nahte.

An einem Flaggenmast flatterten die Reichsfarben. Heimat, süße Heimat! Deutsche Gemütlichkeit im fernen Deutsch-Wild-Ost.

Die drei Gentlemen, die feierlich gekleidet waren und aussahen wie die Leichenbitter, stellten sich mir als die vereinigte deutsche Zivilbevölkerung von Sadani vor. Nach einigen Höflichkeiten begann das „Wer?“ und „Wieso?“. Als sie hörten, daß ich ein Zeitungsmensch sei, brachen sie in ein Jubelgeschrei, oder besser in eine Art Jubelgewimmer aus. Das dauerte jedoch nur eine Sekunde. Dann steckte ihr Obmann die Miene reiner Kummernis wieder auf, und die anderen legten ihr Gesicht in die entsprechenden Falten. Ich schwieg betreten. Und die anderen schwiegen auch.

Der Hund war unterdessen wieder zum Vorschein gekommen und heulte plötzlich mit heiserer Stimme auf, als ob er vor Bedrängnissen sich keinen Rat mehr wußte. Das brachte Leben in die Szene. „Wir sind alle pleite!“ rief der Obmann mit dumpfer Stimme. Seine Faust fiel auf den Tisch, daß Flaschen und Gläser bibberten. „Pleite sind wir!“ echote der zweite mit sonorem Baß. Der dritte, ein alter Herr, nickte mir mit freundlichem Lächeln dreimal bestätigend zu und nahm dann schweigend einen Schluck Whiskyfoda. Das war die Form, in der er sich auch weiter an der Unterhaltung beteiligte.

Und nun legten sie los. Sie hätten so gerne Dernburg gesprochen, ihm ihr Leid geklagt und ihm gesagt, wie es um Sadani stehe. Aber niemand habe sie aufgefordert, zu seinem Empfang zu erscheinen. Und das Essen sei natürlich nur für die Beamten da und allenfalls für die Griechen, nicht aber für die deutschen Ansiedler. Da sei es ein wahres Glück, daß wenigstens einer der Herren der Dernburg-Gesellschaft sich um sie gekümmert habe. So hätten sie doch nicht ganz umsonst sich in ihren Sonntagsstaat geworfen. Um ihre Pflanzungen habe man den Staatssekretär in weitem Bogen herumgeführt, damit er nicht merken sollte, wie es dort aussehe. Dann kamen die Klagen allgemeiner Natur, wie ich sie längst kannte und tausendmal im Lande gehört habe. Von der Bevorzugung und Begünstigung aller Ausländer, insbesondere aller Griechen und Indier durch das Gouvernement, und, parallel damit, von der schlechten Behandlung aller Deutschen. Wie die Beamtschaft Deutsche überhaupt nicht im Lande haben wolle und lieber im Verkehr mit Indern und Schensis den Wana

Mkuba spiele, als sich durch Landsleute in die Karten sehen zu lassen; und wie doch erst alles besser werden könne, wenn deutsche Ansiedler in genügender Anzahl ins Land kämen. Wie unendlich schwer es sei, Schwarze zur Arbeit zu bekommen, und wie schlimm das Arbeiten mit ihnen wäre. Wie dem Schensi infolge der falschen Politik des Gouvernements der Kamm schwelle und wie es totsicher zu einem neuen Aufstand komme. Usw. usw. Dann örtliche Beschwerden. Ich sehe mich nicht veranlaßt, sie hier der Öffentlichkeit zu übergeben. Nur eine möchte ich erwähnen. Die Leute behaupten, daß ihnen für die Benützung des vom Kolonialwirtschaftlichen Komitee gestellten Dampfpflugs entgegen dem Willen des letzteren unerschwingliche Gebühren abgenommen würden. Refrain: „Wir sind alle pleite. Pleite sind wir!“ Wie man sie hierher habe locken können. Alles, was sie gehabt hätten, wäre zugelegt, wäre in diesen vermaledeiten Boden gekrochen.

Das Herz wollte mir brechen angesichts soviel wirklich echter Trübsal. Mein Blick suchte den Himmel, traf aber nur das Innere des Strohdaches. Aus dessen Braun guckte ein merkwürdiger runder Körper hervor. Ich hielt ihn für den Kopf einer Schlange. „Was ist das?“ Verlegenes Lächeln. Der stumme alte Herr lachte sogar laut auf. Schließlich kam es heraus. „Es ist ein Sektpfropfen. Denken Sie darum nicht schlecht von uns. Es war Kummersekt, weiß Gott. Einmal nur haben wir uns eine Flasche gegönnt, als wir uns gar nicht mehr zu helfen wußten. Der Pfropfen ist in das Dach gesprungen, und wir haben ihn zum Andenken stecken lassen. Es war zu Weihnachten. Ach, wir sind alle pleite. Pleite sind wir!“

Ich habe den drei Betrübten ihren Schampus nicht übel genommen; habe ich doch selbst in meinem Leben mehr als einmal Kummersekt getrunken. Habe ihnen nur gratuliert, daß gerade ich und nicht jemand anders den Fremdkörper in ihrem Strohdach erspäht hatte. Herren, deren Messerechnung nach längerer Seefahrt keinen größeren Konsum als etliche Flaschen Soda aufweist, nehmen es leicht übel, wenn sie irgendwo auf die Spuren deutschen Durstes stoßen. Immerhin hatte die Situation durch den Zwischenfall einen Stich ins Komische bekommen. Ich empfahl mich lachend. „Wir sind alle pleite! Pleite sind wir!“ Klang es mir nochmals nach.

Hätte ich Sadani allein gesehen, ich wäre nicht zu meiner Überzeugung gekommen, daß Ostafrika ein reiches Land ist. Will

im übrigen dem Kolonialwirtschaftlichen Komitee von Herzen wünschen, daß der Ort sich als besser erweisen möge, als er mir bei meinem kurzen Besuch vorgekommen ist.

Morogoro und Heimkehr.

Die Usambarabahn bis Rombo mißt 125 Kilometer; die Morogorobahn dagegen ist jetzt, wo sie bis zu ihrem Endpunkt fahrbar ist, 210 Kilometer lang und somit unter unseren beiden Ostafrikabahnen die größere. Wir haben zusammen mit dem Staatssekretär die gesamte Strecke befahren, und zwar mit dem ersten Personenzug, der den endlich fertiggestellten zweiten Teil des Bahnkörpers, nämlich das Stück vom Ruvu bis Morogoro, zuerst passiert hat. Die Eröffnung des öffentlichen Betriebes auf der Strecke Ruvu-Morogoro wird im Januar geschehen, wenn der Bahnkörper eine erste Regenperiode durchgemacht hat und danach wieder in Ordnung gebracht worden ist. Erst wenn er die „Feuerprobe“ des Dauerregens hinter sich hat, wird sich über die Qualität der Ausführung ein Urteil abgeben lassen. Maschinen und rollendes Material der Morogorobahn erscheinen etwas moderner als die der Usambarabahn. Sie sind dafür erst neu beschafft, während die der Konkurrenz schon geraume Zeit in Betrieb sind. Die Stationen sind nett und sauber. Wir verließen Daressalam um 7 Uhr morgens und waren nachmittags 5 Uhr in Morogoro. Auf einer der Zwischenstationen in Ngerengere wurde eine etwa einstündige Frühstückspause eingeschoben. Zwei Tage später reisten wir in derselben Weise zurück.

Die Bahn führt, so weit nicht die Hand des Menschen das ursprüngliche Bild verschoben hat, durch Busch und Wald und wieder durch Busch und Wald, bis sie schließlich in einer wundervollen Gebirgslandschaft endigt. Das Interessanteste am Wege war die Gelegenheit, zu beobachten, wie befruchtend der Schienenstrang wirkt. Obgleich der Staatssekretär in seiner Tischrede zu Morogoro Generalpardon erteilt und alles, alles auf das üble Verhalten afrikanischer Naturkräfte geschoben hat, wird es gestattet sein, ohne böse Nebenabsicht daran zu erinnern, daß es mit der Fertigstellung der Morogorobahn etwas reichlich lange gedauert hat. Lange,

lange Zeit konnte man mit der Bahn nur bis zu dem berühmten Kilometer 21 fahren, bis zur Station Pugu, dem Ausflugsort der Daresalamer, wenn sie eine zahme Bergpartie machen wollen. Erst vor einem halben Jahre ungefähr ist der Betrieb bis zum Kuvu, also rund bis zum Mittelpunkt der Gesamtstrecke, eröffnet worden. Es ist wichtig, diese Tatsache in Betracht zu ziehen, wenn man die Wirkung der Bahn auf ihre Umgebung prüfen will. Obgleich seit der „Eröffnung“ der Bahn (bis zu dem Kilometer 21 nämlich) ein ganzer Teil Zeit vergangen ist, handelt es sich doch alles in allem um eine völlig neue Linie, von deren Einfluß auf das Land erst Spuren vorhanden sein können. Diese Spuren entdeckt man aber in Gestalt ausgedehnter Rodungen überall im Busch reichlich. Überall sind neue Ansiedler bei der Arbeit, sich mit Hilfe von Art, Hacke und Feuer ihr neues Heim vorzubereiten, überall taucht mitten im Busch das Zelt auf, in dem sie einstweilen haufen. Hier und da sieht man auch Vermessungsbeamte mit ihren bunten Stangen hantieren. Unter den größeren Pflanzungen, die im Entstehen begriffen sind, sind die eines Grafen Pückler und des Berliner Kommerzienrats Pietsch, des bekannten Großindustriellen, zu nennen. Eine rasche Besiedlung ist im Werden; nicht lange wird es dauern, und der Busch wird verschwunden sein, ein neues Usambara wird sich ringsum ausdehnen. Laut Konzessionsurkunde ist die Deutsch-Ostafrikanische Bahngesellschaft neben dem Fiskus Hauptbesitzerin des Landes zu beiden Seiten der Strecke. Sie hat bereits viel Terrain an Siedler abgegeben. Nach einer Auskunft, die ich Herrn Dr. Kliemke, dem Direktor der Gesellschaft, verdanke, würde indessen noch viel mehr verkauft worden sein, wenn die Reflektanten, die sich an Ort und Stelle umgesehen hatten, nicht zum Teil durch die Schwierigkeit der Versorgung mit Arbeitern abgeschreckt worden wären. Auch ein Beweis dafür, wie drückend der Mangel an Arbeitern allen amtlichen Ablehnungen zum Trotz sich geltend macht. Ich möchte hier auf Grund der Erfahrungen, die bei der Besiedlung Usambaras gemacht worden sind, für größere Siedler den guten Rat einschalten, vor der Entscheidung über die Bebauung ihres Landes den Anbau der Pflanze, die sie gewählt haben, wofern diese nicht bereits im Schutzgebiet sich bewährt hat, durch Vertrauensleute in älteren Kolonien ohne Rücksicht auf die Kosten studieren zu

lassen. Nur so lassen sich die Kinderkrankheiten, die Usambara durchzumachen hatte, die den dortigen Siedlern rasendes Geld aus der Tasche gezogen haben, und die es erst jetzt langsam hinter sich zu lassen beginnt, für das neue Land vermeiden. Aus dem fremden Anbaugebiete bezogene Angestellte sind kein Ersatz für solche Vertrauensleute, weil sie, um wenigstens einige Jahre lang ihre gut bezahlte neue Stellung zu behalten, ohne Rücksicht auf die wirkliche Sachlage erfahrungsgemäß das ihnen anvertraute Land immer ganz besonders für die geplante Kultur geeignet finden.

Neben den im Werden begriffenen Heimstätten der neuen Siedler fanden wir überall am Weg die nun baldigem Verschwinden geweihten Lager der am Bau der Bahn tätigen Schwarzen, große Gevierte winziger strohgedeckter Schensihütten. Die dunklen Burschen mit ihren Bibis begrüßten den Zug, wo er vorüberkam, mit gellenden Hurras. So manche Gefahr hat sie während ihrer Arbeitszeit umlauert. Aus manchem Lager hat sich der Löwe in einem Monat fünf, sechs Opfer geholt; meist Bibis (Frauen) oder Lotos (Kinder). Dafür gab es dann wunderschöne Gomas, wenn es dem Bana Aufseher gelungen war, den „Simba“ zur Strecke zu bringen. Dann dachte kein Mensch mehr daran, desselben Tages noch einen Handgriff zu tun. Jubelnd wurde der tote Feind verhöhnt, es wurde gesungen, Pombe getrunken, die Trommel geschlagen und getanzt bis zum andern Morgen, ohne daß sentimentale Erinnerung an die, deren Grab der Magen des Raubtiers geworden war, das Vergnügen irgendwie gestört hätte. Wie im Englischen beim Bau der Ugandabahn, hat sich bei dem der Morogorobahn gezeigt, daß die Arbeiten besonders bödsartige Löwen anziehen, und daß der Löwe, der erst einmal einen Menschen geschlagen hat, in Zukunft Menschenfleisch jeder anderen Nahrung vorzieht.

Morogoro, der Sitz des sehr angesehenen und einflußreichen, der deutschen Herrschaft von jeher treu ergebenen Sultans Kengo, liegt am Fuß der Uluguruberge. Ringsum heben wild zerklüftete Bergriesen von der Höhe der Schneekoppe ihr Haupt. Wieder einmal waren wir im unverfälschten Innern Afrikas; es war wie oben am See. Sultane in Menge, an ihrer Spitze der alte, würdige, in seinen Mußestunden dem Genuß von Kognak nicht abhold Kengo, die Vorstände der indischen Sekten, Araber und allerlei farbiges Volk erwarteten uns auf dem bunt bewimpelten

Bahnhof oder vielmehr dem Festplatz, der dessen Stelle vertrat. Askaris machten ihren Salam vor den Banas Mkubas aus Berlin und Dareßsalam und streckten ihre Beine im Parademarsch, daß es eine Art hatte; von dem Abhang des Berges gegenüber klang die Glocke der Mission — zur Abwechslung diesmal einer Niederlassung der schwarzen und nicht der weißen Väter — herüber. Und die breiten Wedel der Kokospalmen als Festschmuck gaben der Szenerie wieder so einen eigentümlich biblischen Beigeschmack.

Wir nächtigten in Zelten. Als wir am anderen Morgen erwachten, glitzerte es an den Felsen des Berges uns gegenüber auf, als ob sich die Sonne dort in eitel Diamant bräche. Das Licht spielte über die Halben hin, zu denen die Abfälle der Glimmerbrüche, die sich dort finden, gehäuft sind. Der Berg ist im Besitz der oben erwähnten Mission, der Väter vom heiligen Herzen aus Sansibar. Die braven Landsleute, die dort ihre von den Vätern erworbenen Brüche ausbeuten, scheinen über den Verkehr mit Eingeborenen ihre besonderen Ansichten zu haben. Es ist wohl kein Zufall, daß einzelne von ihnen ihre Gruben seit Monaten brach liegen lassen müssen, weil sie keine Arbeiter finden. Einiges, was ich gehört habe, hat mich in meiner Überzeugung bestärkt, daß es für Deutsch-Ostafrika besonderer kriminalrechtlicher Normen zum Schutz der Schwarzen gegen weißen Übermut bedarf. So unbedingt die Autorität des Weißen jedem Neger gegenüber aufrecht erhalten werden muß, so unbedingt ihm das Recht zustehen muß, gegebenenfalls kurzerhand den Richter zu spielen, so unbedingt die Schwarzen unter billigen Bedingungen zur Arbeit anzuhalten sind, ebenso unbedingt muß der Eingeborene vor groben Ungerechtigkeiten und zweckloser Provokation sicher sein. Wenn ein Weißer, sei es auch nach gemeinsamem alkoholischen Erzeß, einem Manne wie dem alten Kengo gegenüber handgreiflich wird, weil dieser keine Lust hat, ihm eine seiner Frauen zu „leihen“, so muß die Möglichkeit bestehen, ihn zur Verantwortung zu ziehen. Das ist im Interesse des Friedens im Schutzgebiet unbedingt notwendig. Nach unseren heimischen Bestimmungen über tätliche Beleidigung, also als Antragsvergehen, läßt sich derlei in einem Gebiet, in dem politische Wirkungen in Frage kommen, nicht behandeln.

Der Staatssekretär benützte seinen Aufenthalt in Morogoro im wesentlichen zur Abhaltung von Schauris (Gerichts- und Ver-

waltungsverhandlungen) und damit zum Studium von Land und Leuten. Beim Festmahl im Restaurant des Fleischers und Spediteurs Sailer — man muß in Deutsch-Ostafrika vielseitig sein, wenn man zu etwas kommen will — antwortete er auf die hübsche und gedankenreiche Ansprache des Direktors der Ostafrikanischen Bahngesellschaft, Dr. Kliemke, mit einer kleinen Verbeugung vor dem Budgetrecht des Reichstages: „Die Fortsetzung der Bahn wird abhängen von der Entscheidung der gesetzgebenden Faktoren des Reiches.“ So ungefähr war es. Er sprach nüchtern und mit müder Stimme. Ich mußte an den Tag in Travemünde denken, als der alte Thielen mit leuchtendem Auge den Römer hob und, trotz seiner weißen Haare ein Jüngling in jenem Augenblick, sein „Gebaut wird er doch!“ in den Saal hineinrief*). Das war eine Dummheit; und doch gefiel mir Thielen damals. Aber Dernburg ist der geschicktere Taktiker. Und er hat Glück. Im letzten Augenblick sozusagen ist für das große Publikum daheim seine Reise mit dem Schimmer der Romantik verklärt worden. Es ist offenbar geworden, daß er bei ihr eigentlich sein Leben in die Schanze geschlagen hat . . . Gegenüber unserem Speisesaal, auf der anderen Seite der Straße, lag ländlich-schändlich Sailers Schweinekraal. Während diesseits der Staatssekretär über den Bau von Kolonialbahnen philosophierte, holten sich drüben, wie übrigens bereits einige Abende vorher, zwei Löwen je eins der Vorstentiere zum Abendbrot. Wie, wenn sie in unseren Speisesaal eingedrungen wären? Wenn sie statt . . . —? Es ist in der Tat gar nicht auszudenken. Sailer, durch den Lärm alarmiert, sah die Räuber blutenden Herzens mit ihrer ihm ein letztes Lebenswohl zuquiekenden Beute noch über den Zaun voltigieren und abziehen. Sie zu verfolgen, hatte naturgemäß nicht den mindesten Zweck; es sah aber doch ganz gut aus, als einer der Festgenossen zum Schießprügel griff und in der Dunkelheit draußen untertauchte. In Gesellschaftstoilette und ohne sich irgendwie umzuziehen, was als Beweis für das Vorhandensein besonderen Heldennutes auch an dieser Stelle ausdrücklich hervorgehoben zu werden verdient. Der Telegraph hat die Kunde von der Gastrolle der beiden Löwen und dem Wagnis ihres grimmen Verfolgers in

*) Es war bei einem Festmahl aus Anlaß der Einweihung des Elb-Travemündelkanals. Das „Gebaut wird er doch!“ bezog sich bekanntlich auf den Mittellandkanal.

alle Lande weitergegeben. Die halbaufgeessenen Schweine wurden am anderen Morgen gleich hinter den letzten Schensihütten aufgefunden.

* * *

Beim Abschiedsfeſt in Daressalam ſahen wir eine Lampionpolonaise der ſchwarzen Schulkinder und hörten das Scheffelsche „Wohlauf, die Luft geht friſch und rein“ auf Suaheli ſingen. Dann trug uns das gute Schiff, von dem aus ich dieſe Zeilen ſchreibe, unter ſeinem liebenswürdigen Führer, Kapitän Gauhe, in die Nacht hinaus. Lebe wohl, Deutſch-Oſtafrika, du ſchönes, reiches Land! In ſeiner Liſchrede bei der Abſchiedsfeier hatte der Staatsſekretär die kommerzielle Erſchließung des Schutzgebietes als ſein Programm proklamiert. Alſo nicht die landwirthſchaftliche. Es war zu erwarten geweſen. Im Einklang damit ſteht, was mir Erzellenz Dernburg während unſerer Fahrt auf meine Frage nach ſeinen Gesamteinbrücken geſagt hat: „Es iſt ein ſprödes Land und es iſt ſchwer, es richtig zu behandeln. Ein gutes Land, wenn man es ſeiner natürlichen Beſtimmung überläßt; ein ſchlechtes Land für europäiſche Experimente. Ein gutes Land für Kaufleute; ein ſchlechtes für Landwirte. Beſonders übel werden in ihm ſtets die kleinen Anſiedler daran ſein. Denn für den Export können ſie nicht bauen*), und Lebensmittel auch nicht, weil die Schwarzen keine kaufen.“

* * *

In Mombaffa kam unſer verehrter Landsmann Geheimrat Profeſſor Dr. Robert Koch an Bord, um nach anderthalb in der Einſamkeit der Geſſe-Inſeln inmitten des Viktoriaſees als Forſcher verbrachten Jahren mit ſeinem langjährigen Aſſiſtenten Profeſſor Dr. Kleine nach Berlin zurückzukehren. Als Profeſſor Kleine mich Koch vorſtellte, fragte mich dieſer nach dem Bild, das ich von Deutſch-Oſtafrika mit mir nähme. Ich antwortete: „Deutſch-Oſtafrika iſt ein Land, das in ſeiner Beſiedlung von dem Beamtentum, den Miſſionen und einem Konzern großer Firmen zu verſchiedenem Zweck, aber in gemeinſamem Wirken künstlich aufgehalten

*) Warum eigentlich nicht? Kofos! Manhiot!

worden ist.“ Geheimrat Koch stimmte mir lebhaft zu: „Ich freue mich, daß das endlich einmal jemand außer mir einsieht. Ich habe dasselbe den Herren von der Regierung oft genug ins Gesicht gesagt. Ihre Auffassung ist durchaus richtig! Und treten Sie doch auch der unsinnigen Behauptung entgegen, daß Deutsch-Ostafrika ein ungesundes Land sei. Die Küste soll außer Betracht bleiben. Im Innern aber, in seinen Hochländern, ist es ein sehr gesundes Land.“

Anhang.

Nach der Rückkehr *).

I.

Deutsch-Ostafrika ist ein Land, so reich an Zukunftsmöglichkeiten und natürlichen Reichtümern, als wir es uns nur wünschen können. Das ist die feste Überzeugung, die ich bei meiner Rückkehr von der Dernburgreise mit mir in die Heimat gebracht habe. Das deutsche Volk ahnt nicht, über welchen Besitz es in jenem Lande verfügt. Immer und immer wieder wird das wiederholt werden müssen.

Denn es gibt mächtige Einflüsse, die der Verbreitung solcher Kenntnis entgegen sind. Die Zagheit und Knauerigkeit, die wir bisher in der Erschließung unserer Kolonien an den Tag gelegt haben, hat im ostafrikanischen Schutzgebiet ganz merkwürdige Verhältnisse entstehen lassen. Ich halte es für meine erste Pflicht, hierauf mit allem Nachdruck hinzuweisen, wenn ich der Einladung, einen Überblick über meine Eindrücke als Chronist der Ostafrikareise des Herrn Staatssekretärs zu schreiben, Folge gebe.

Wird in Deutschland ohne Rückhalt bekannt, was Deutsch-Ost-

*) Die nachstehenden vier Aufsätze sind von mir nach meiner Rückkehr aus Ostafrika in der Wochenschrift „Das nationale Deutschland“ (Berlin, E. A. Schwetschke und Sohn) veröffentlicht worden.

afrika ist, so gibt es dort einen Andrang von Ansiedelungslustigen, der gewisse, bisher sorgfältig gehütete und geschützte Interessen sehr erheblich stören muß. Der Möglichkeit der Steigerung dieses Andrangs wegen wird der Ausbau der Bahnen des Schutzgebiets, für den der Staatssekretär sich Gott sei Dank einsetzen zu wollen scheint, im Schutzgebiet selbst keineswegs überall mit ungeteilten Empfindungen begrüßt. Werden die neuen Bahnen gebaut, so geht so manches Bana mkuba-Jobyl und so manches alte Monopol zum Teufel, so ängstlich man auch dabei zu sein scheint, durch Proklamierung einer neuen Eingeborenenpolitik und durch pessimistische Ausstreuungen aller Art von vornherein Schutzwände gegen den Andrang zu errichten. Ob die Bahnen Ersatz für das, was sie zerstören, bringen werden, erscheint den Interessenten sehr zweifelhaft. Es ist in Deutsch-Ostafrika wie einst in der Heimat, als das Dampfroß die Postkutsche ablösen sollte. Verbissener, versteckter Widerstand an so mancher Stelle, wo die Öffentlichkeit ihn nicht vermutet . . .

Doch nicht vom Widerstand gegen die Bahnen soll hier die Rede sein, sondern von dem gegen die Besiedlung des Landes, so sehr auch ein gewisser Zusammenhang zwischen beiden besteht. Der Widerstand gegen die Besiedlung, will sagen die deutsche Besiedlung des Landes, ist alt. Zweck der nachstehenden Ausführungen ist in erster Linie, gegen den unnatürlichen Zustand zu wirken, daß das Gouvernement in Dar-es-Salam und die Berliner Zentrale diesen Widerstand unterstützen und weiterhin, wenn möglich, zu verhindern, daß Staatssekretär Dernburg, was zu drei Vierteln leider bereits geschehen zu sein scheint, sich persönlich für die Unterstützung dieses Widerstandes einfangen läßt.

Drei Faktoren sind es, die, von Arabern und Indern abgesehen, der Besiedlung Deutsch-Ostafrikas mit Deutschen entgegenarbeiten. Es sind dies ein guter Teil der Beamenschaft, dann die Missionen und schließlich der Konzern Hamburger Firmen, der lange Zeit ein Monopol für die geschäftliche Erschließung des Schutzgebiets gehabt hat, jeden Fuß breit der sehr erheblichen, auf unsere Zeit überkommenen Reste dieses Monopols mit zäher Geschicklichkeit verteidigt und durchaus verständlicher, wenn auch mit den Interessen der Gesamtheit ganz und gar nicht verträglicherweise die Wiederherstellung seiner Sonderstellung anstrebt.

Den Interessen dieser drei Faktoren dient es, wenn über die Gesundheitsverhältnisse im Schutzgebiet Gerüchte im Umlauf sind, die heute, im Zeitalter der Chininprophylaxe, nach offenkundiger Lage der Dinge sowie nach der autoritativen Aussage eines Spezialforschers von der Bedeutung Robert Kochs nur als ganz lächerlich bezeichnet werden können. Den Interessen der drei dient es ferner, wenn scheinbar autoritativ und mit der Miene größten Wohlwollens die Ente in die Welt gesetzt wird, Kleinsiedler brauchten, um zu reüssieren, für Deutsch-Ostafrika ein Grundkapital von mindestens 10000 Mark *). Im Besitz dieser 10000 Mark müßten sie sich noch obendrein „vor nichts scheuen“ und hart zu arbeiten bereit sein. Mit Verlaub! Auf den Mann kommt es an und den Weg, den er einschlägt, nicht aber darauf, was er in der Tasche hat. Und „harte“ Arbeit im Sinne der Heimat tut drüben kein Weiszer; kann er nicht tun, der Hitze wegen; und darf er nicht tun, der Gesamtstellung seiner Rassegenossen wegen . . . Wie weit das Glau- und Graulichmachen zum Nachteil der Kolonie wie der Siedelungslustigen in der Heimat und lediglich zum Vorteil der oben erwähnten Trias geht, dafür hatte ich auf der Ausreise nach Ostafrika ein schönes Beispiel. Mit uns reiste ein jung verheirateter Landwirt aus dem Oberbruch, der rund und nett hundert braune Lappen im Portefeuille bei sich führte. Er wollte sie bei Kilwa in einer Gummipflanzung anlegen. Ein, nota bene zu solcher Auskunft berufener Vertreter des Gouvernements, der mit uns fuhr, sagte ihm, mit dem genannten Betrag lohne es sich nicht, auch nur anzufangen! In Wirklichkeit liegt die Sache so, daß von den Pflanzern, die es im Schutzgebiet zu etwas gebracht haben, sehr viele keineswegs von vornherein über ein Kapital von 10000 Mark verfügt haben. Sie haben mit im Lande verdientem Gelde — hierin liegt ein sehr wesentliches Moment — meist mit recht geringen Beträgen angefangen und sich Schritt für Schritt emporgearbeitet. Natürlich mußten sie mitnehmen, was Geld brachte. Daß einer im Schutzgebiet auf drei, vier Wegen zugleich Geld verdient — z. B. als Landwirt, Expéditeur und Fleischer — ist keineswegs ein seltener Fall; wer sich in dieser Weise, um ein Wort

*) Nach seither aufgetauchter und amülich verbreiteter Behauptung sogar 25000 Mark!

Dernburgs zu gebrauchen, auf mehrere Beine zugleich zu stellen weiß, kommt vielmehr meist ganz gut vorwärts. Aber dem Vangemachen Ansiedelungslustiger muß es auch dienen, wenn jetzt, wo in Sisal und Manhiot zwei in recht ausgedehnten Gebieten dankbare Kulturen endlich gefunden sind, immer und immer wieder auf die durch eine Änderung der Konjunktur in Hanf und Gummi den Pflanzern angeblich drohende Gefahr in Kassandratischen hingewiesen wird. Natürlich besteht die Möglichkeit eines Preisrückganges. Für welches Tropenprodukt indessen besteht sie nicht? Besteht sie nicht daheim auch für Weizen, für Gerste, für Rüben?

Worin liegt nun das Interesse jener drei an der Nichtbesiedelung der Kolonie und — warum unterstützt sie die Berliner Regierung?

Um die zweite der beiden Fragen vorwegzunehmen: ich bin mir darüber nicht klar. Man wird ja wohl, wenn erst die Bahnvorlagen unter Dach und Fach sind, Gelegenheit haben zu erfahren, wie der Staatssekretär sich die weitere Entwicklung des Schutzgebietes denkt. Im Interesse der Bahnen selbst würde es liegen, die Aufrollung der eiglichen Frage bis dahin zu vertagen. Nur wenige Worte für jetzt. Was mir an wirtschaftlichen Gründen für die Erschwerung der Besiedelung des Schutzgebietes bisher zu Ohren gekommen ist, war unerhört fadenscheinig. Auf politischem Gebiete aber finde ich nur die Möglichkeit, daß man ein wirkliches Verwachsen des Schutzgebietes mit dem Mutterland, wie es dessen Besiedelung mit Deutschen herbeiführen würde, nicht will. Das aber würde doch eine große Unehrllichkeit gegenüber der Nation, ein unbegreifliches Mißachten ihres gesunden und durchaus legitimen Expansionstriebs, ein unverantwortliches Ignorieren der Zukunft, die uns sicherlich ein Wiederanschwellen der Auswanderungsziffern bringt, bedeuten. Soll Deutsch-Ostafrika à la Zansibar für irgendeinen Caprivi der Zukunft als Unterlage für einen neuen Helgolandvertrag zurückgestellt werden? Soll das Kaiservort vom deutschen Mar und seinen Fängen für das Schutzgebiet nicht gelten? Es ist also sehr schwer zu erraten, was man sich in Berlin bei der Stellungnahme gegen die Besiedelung Deutsch-Ostafrikas denkt, vorausgesetzt, daß man nicht die Interessen der erwähnten Drei zuungunsten der Ansprüche der gesamten Nation einseitig fördern will. Der erwähnten Drei: d. h. also eines guten Teils der Verwaltung, ferner der Missionen und endlich des Hamburger Konzerns.

Es ist zu verstehen, wenn die in ihrer Gesamtheit nur schwer zu übersehenden Interessen der Hamburger der Verwaltung in der Tat ernste Schwierigkeiten bereiten. Sowohl ihre Ausdehnung als auch eine Art moralischen Anspruchs auf Berücksichtigung, der ihnen wohl zuerkannt werden muß, erschweren die Lage. Es handelt sich dabei um eine Gruppe von älteren Firmen und Neugründungen, die alle der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, der ursprünglichen Herrin des Landes, nahe stehen. Zu dem Konzern rechnet man außer der eben erwähnten „D. O. A. G.“ die Deutsch-Ostafrikanische Bank, die Häuser Hansing & Comp., sowie Ww. D'Ewald & Comp. in Hamburg, die Deutsche Ostafrika-Linie und andere mehr; auch die Ostafrikanische Eisenbahngesellschaft, die Besitzerin der Morogorobahn, steht ihm nahe. Bei einer Anzahl von Plantagengesellschaften weiß man nicht genau, inwieweit sie reine Filialen des Konzerns oder nur seine guten Kunden sind; ebenso ist es bei vielen Pflanzern unklar, ob man sie noch als selbständige Unternehmer ansehen darf, oder ob sie nicht hauptsächlich Agenten des Konzerns sind. Jedenfalls hat dieser Konzern große Landinteressen; die Schifffahrt liegt trotz gelegentlicher häuslicher Händeleien in seinen Händen; sein Hauptgeschäft ist der Aufkauf von Landesprodukten; und mit diesem wieder gehen Bank- und Importgeschäfte Hand in Hand. Die Firmen des Konzerns jammern gewohnheitsmäßig über schlechte Zeiten und sind auch gelegentlich mit dem Anerbieten, ihre Bücher zum Nachweis der Unrentabilität ihres Betriebes vorzulegen, schnell bei der Hand. In Wahrheit werden sie sich hüten, sich von irgend jemand in die Karten gucken zu lassen. Sie machen sehr gute Geschäfte, und das Jammern ist lediglich ein Gebot der Klugheit im Hinblick auf die Zukunft. Da stehen allerdings einige böse Wolken am Himmel. Die größte Gefahr, die ihnen droht, ist eine ausgiebigere deutsche Einwanderung — wenigstens nach ihrer einseitigen und wahrscheinlich sehr wohl revidierbaren Auffassung. Deshalb sehen sie auch mit banger Sorge auf das Kommen der Bahnen, obgleich ein großer Teil des zu deren Bau erforderlichen Geldes durch ihre Kassen gleiten wird, obgleich sie ferner ihre Waren in Zukunft billiger als bisher zur Küste und ins Innere bringen werden, und obgleich das Wachsen des Ansiedlertums ihnen neue geschäftliche Chancen öffnen muß. Deshalb auch ist der Gouverneur v. Rechenberg, der keine Einwanderung will, ihr Mann; um seines

antisiedlerischen und inderfreundlichen Standpunktes willen — eines bedingt das andere — sind sie sogar geneigt, ihm seine Arbeiterpolitik nachzusehen und sich mit dieser zu befreunden. Je mehr Deutsche ins Land kommen, um so lauter wird das Geschrei über die Indervirtschaft im Schutzgebiet, bis man sich endlich doch zu den Restriktivmaßnahmen entschließen wird, die seitens der Engländer in Südafrika angewandt werden, um diese lebenswürdigen Untertanen Seiner britischen Majestät dort nicht aufkommen zu lassen! An dem Wohlbefinden der Inder aber ist der Konzern auf Grund riesiger Kredite, die er ihnen gewährt hat, sehr erheblich interessiert. Je mehr Deutsche ins Land kommen, desto lauter wird weiterhin das Geschrei über den großen Unsinn der Rupiewährung, den wir in Wahrheit den Firmen, nach offizieller Lesart aber den Eingeborenen zuliebe von einem Jahr ins andere schleppen. Die Firmen sind am Fortbestehen dieser Währung in mancherlei Weise, z. B. im Hinblick auf das Notenprivileg der Ostafrikanischen Bank, durch die Notwendigkeit häufiger Umrechnungen, durch die höhere Münzeinheit als Grundlage für Preisberechnungen aller Art, d. h. durch die geringere Kaufkraft des Geldes im Schutzgebiet u. a. m. interessiert. Je mehr Deutsche ins Land kommen, desto schwerer wird es dann auch werden, das Land zu halten, das, mit Urwald oder Busch bestanden, zum Zweck der Spekulation brach liegt, während dem landbedürftigen Ansiedler der Verkauf verweigert wird. Je mehr Deutsche ins Land kommen, desto mehr werden sie sich den Kopf zerbrechen, warum wohl in Tanga und Darëssalam kein anständiger Pier gebaut und das Löschen unentwegt durch Leichter bewirkt wird. Schließlich würde es auf die Dauer doch unbequem werden, jede Konkurrenz im Aufkauf von Landesprodukten durch Überbieten tot zu machen. Aus diesen und noch vielen anderen Gründen sind die Hamburger Firmen gegen die deutsche Einwanderung. Sie haben viel Geld im Land stecken, waren auch die Ersten am Platz und haben als solche etwas geleistet. Andererseits sind ihre Prioritätsrechte ihnen vom Reich längst abgekauft; auch sind sie hinterdrein durch Erteilung eines neuen Bankprivilegs an Stelle des vorher abgeldbten mehr wie gut behandelt worden. Jedenfalls darf ihr Interesse gegenüber dem Gesamtinteresse des deutschen Volkes nicht ins Gewicht fallen. Dieses Gesamtinteresse aber geht dahin, daß keinem Deutschen den Hamburgern

und anderen Leuten zuliebe Schwierigkeiten gemacht werden dürfen, wenn es ihm zufällig einfällt, sich in Deutsch-Ostafrika niederlassen zu wollen. Und übrigens: Hamburger Kaufleute sind Hamburger Kaufleute! Sie werden sich auch ohne Monopole zu behelfen wissen und bilden sich sicherlich selbst nicht ein, daß sie die Monopole für die Dauer werden behaupten können.

II.

Das Interesse des Hamburger Konzerns, die Besiedelung Deutsch-Ostafrikas zu hintertreiben oder doch soviel wie möglich zu verlangsamen, ist in meinem vorigen Artikel klargelegt worden. Ich komme jetzt zu den Wünschen der Missionen und der Mehrheit der Beamtenschaft, die parallel mit dem gehen, was die erwähnten Firmen für nützlich halten.

Auch die Missionen wollen keine Besiedelung. Wenn man gerecht sein will, wird man zugeben müssen, daß sie von ihrem Standpunkt aus Grund dazu haben. Wenn es Spaß macht, in Vorgängen der Gegenwart die unveränderte Fortwirkung aus der Geschichte längst bekannter politischer Naturgesetze zu beobachten, mag einmal nachdenken über die Wechselbeziehungen zwischen dem Verhalten und den Ansprüchen der modernen Mission und dem durchaus natürlichen Streben des Priestertums aller Zeiten nach politischer Herrschaft. Der Priester, gleichviel welchen Bekenntnisses, wird dort, wo er als Pionier, als Eroberer vordringt, die politische Macht an sich zu reißen suchen, einmal, weil der Satz „cuius regio, illius religio“ bei jedem Naturvolk auf Verständnis stößt, und dann, weil er den Wunsch haben wird, die von ihm auf fruchtbarem Boden ausgesäten zarten Pflanzen des Glaubens gegen Einflüsse der bösen Außenwelt durch einen starken Damm zu schützen. Ist ihm der Besitz der politischen Herrschaft zunächst als unfehlbar wirksames Mittel der Propaganda erstrebenswert, wird er später, auch nach längst errungenem Sieg, seine irdische Macht mit allen Mitteln zu behaupten

suchen, um so das vorher für seine Lehre eroberte Terrain in der aussichtsreichsten Weise zu verteidigen. Man braucht also in den Missionaren keineswegs schlechte, unerträglich herrschsüchtige Menschen und üble Intriganten zu sehen, wenn sie sich als Vormund der Schwarzen in der Gegend ihrer Niederlassung aufwerfen, wenn sie dort kleinstaatliche Gebilde zu schaffen, wenn sie ihr Verhältnis zum Staate günstigstenfalls nach dem Muster dessen eines ziemlich selbständigen Vasallen zu seinem Lehnsherrn auszubauen, wenn sie das Recht Schauri abzuhalten und Strafen zu verhängen, für sich zu erobern suchen. Man soll sich nicht sittlich entrüsten, wenn die Herren in der Rutte sich ganz offiziell als Richter gebärden, wo sie glauben, daß es unbemerkt bleiben wird; wenn sie, bei ihrer Werbetätigkeit für Kirche und Schule (drücken wir uns milde aus) die persönliche Freiheit des Negers keineswegs so unbedingt respektieren, wie sie es von den anderen verlangen; wenn sie eifrig nach „Material“ umherspüren, um jederzeit Waffen in ihrem Arsenal zu haben gegen Leute, die ihnen vielleicht irgendwie unbequem werden könnten; wenn sie ihre Werbetätigkeit für den Glauben mit dem Angebot ihrer Hilfe für den Fall von Zwistigkeiten der Schwarzen mit der hohen Obrigkeit beginnen. All dies sind durchaus natürliche Dinge, wenn man das Missionieren überhaupt zulassen will. Statt sich sittlich zu entrüsten, sollte man sich in aller Ruhe klar darüber sein, daß es in Gebieten, die nun einmal für staatliche Erschließung in Aussicht genommen sind, unausbleiblich zu einem ausgeprägten Gegensatz der Interessen der Mission zu denen des Staats kommen muß. Beide Interessen zu versöhnen ist für die Dauer unmöglich und auch für eine vorübergehende Frist keineswegs leicht. Wie die Dinge bei uns liegen, wird der Staat nun freilich in vielen Fällen geneigt sein, um des lieben Friedens willen zugunsten der Mission ein Auge zuzudrücken; er kann dies aber, worüber sich die frommen Väter selbstverständlich völlig klar sind, ohne ärgerliche Konsequenzen nur, wofern das Wort „Wo kein Kläger ist, da ist auch kein Richter“ ihn wenigstens halbwegs deckt. „Wo kein Kläger ist“, das heißt: „Wo, wenn möglich, überhaupt kein deutscher Ansiedler in der Nähe der Mission wohnt“. Dies der eine Grund, der die Missionen zu Gegnern der Besiedelung des Schutzgebietes macht. Sie wollen keine Kontrolle der Beziehungen zu ihren Schäflein. Ein zweiter ist, daß mit dem Fortschreiten der Besiedelung der Ruf nach

staatlichen Maßnahmen gegen die Arbeitscheu vieler Stämme immer stärker werden wird. Die Missionen aber in ihrer usurpierten Eigenschaft als Anwälte der Schwarzen widersprechen auch den lindestn Maßnahmen solcher Art. Schließlich wissen sie auf Grund hinlänglicher Erfahrung ganz genau, daß die weiße Bevölkerung des Schutzgebiets für ihren Kampf gegen den Koran und die Koranschulen äußerst wenig Interesse hat und, je stärker sie wird, desto energischer der Unterdrückung solcher ihr gleichgültigen Bestrebungen durch das Gouvernement widersprechen muß. Und wie wir eine Gemeinsamkeit der Interessen zwischen den Hamburger Firmen und dem gefährlichsten Feinde deutscher Besiedelung, dem Inder, entdeckt haben, wie wir weiterhin auf die freundlichsten Beziehungen zwischen diesem und den maßgebenden Stellen in Daresdsalam stoßen werden, so sind auch Inder und Mission vielfach auf das engste liiert. Die weißen Väter von Algier, die einflußreichste Missionsgesellschaft des Schutzgebiets, sind die Freunde und Protektoren des Großinders Alaeddin Misram zu Mombassa. Man findet Misrams Filialen fast in jedem Ort und jedem Flecken Ostafrikas, insbesondere auch des deutschen Schutzgebiets. Nicht ein Weißer, sondern der Inder versorgt die frommen Väter von Algier mit ihrem nicht unbeträchtlichen irdischen Bedarf, und wenn Alaeddin in seiner Equipage — der einzigen am Platz — durch die Straßen der englischen Hafenstadt fährt, leistet ihm fast stets einer seiner Freunde von der Mission, der gerade als Gast in seinem Hause weilt, Gesellschaft.

Der dritte im Kreis der Gegner der Besiedelung ist die Beamtenenschaft. Oder vielmehr ein guter Teil der Beamtenenschaft; denn es gibt sehr vernünftige Leute innerhalb der Bureauftratie des Schutzgebiets, Leute, die auch in dieser Frage, in der die meisten unter dem Einfluß des „bana-mkuba-Vogels“ stehen, durchaus nüchtern und vernünftig urteilen. Der „bana-mkuba-Vogel“ ist eine der gefährlichsten Seuchen des Schutzgebiets: er tut mehr Schaden als Schlafkrankheit, Malaria, Schwarzwasserfieber und Recurrens und ist ein direkter Vetter des bekannten Tropenkolters. Unsere deutschen Landsleute scheinen für die Erkrankung mehr disponiert zu sein, als andere Europäer; und zwar ist die merkwürdige, von der Wissenschaft in ihren Ursachen noch nicht hinlänglich aufgeklärte Tatsache zu beobachten, daß das Zivil ihren Attacken in weit höherem Grade ausgesetzt ist wie das Militär. Die Schutztruppe

ist nahezu immun; dagegen richtet die Krankheit innerhalb der Beamtenschaft und unter den Angestellten der privilegierten Hamburger Firmen die bedenklichsten Verwüstungen an. Ihre Begleiterscheinungen sind höchst merkwürdig; wer dem Leiden nicht von vornherein unzugänglich ist, zeigt die ersten Symptome der Erkrankung sofort, wenn er in Ostafrika an Land gegangen ist; die Inkubationszeit ist also unglaublich kurz. Körperliche Veränderungen treten bei dem Patienten im ganzen Verlauf der Krankheit nicht auf. Wahrnehmbar wird sie zuerst daran, daß die tiefen Verbeugungen von Indern, Goanesen und Arabern in dem Patienten ein anormales Lustgefühl hervorrufen, während ein leises Mißtrauen gegenüber allem, was eine weiße Haut trägt, sich geltend zu machen beginnt. Der Kranke verliert vollständig das Gefühl für seine eigentliche soziale Stellung; wer zu Hause ein ganz netter „junger Mann“, vielleicht nur ein gedrückter kleiner Schreiber war, nimmt über Nacht ein Benehmen und eine Vornehmheit an, als ob er zum Introdukteur des diplomatischen Korps am Hofe von Greiz-Schleiz-Kobenstein berufen worden wäre; und wer als Affessor diesseits des Roten Meeres ein durchaus umgänglicher Herr war und am Honoratiorenstammtisch — sagen wir in Ratibor oder in Kieferstädtel — als Mensch unter Menschen verkehrte, der wird auf einmal ein großer Staatsmann, ein Mittel Ding zwischen einem Lucanus und Tschirischk, wird ein Mann, der seine Worte zu wägen und sehr darauf zu sehen hat, mit wem er umgeht, ein Mann, der als Beamter vor allen Dingen entschlossen ist, dem Schutzgebiet ohne Rücksicht auf das Material, aus dem er seine Gebilde knetet, den Stempel seiner Individualität durch bahnbrechende Verwaltungstaten aufzudrücken. Das geht auch ganz leicht. Die Schensi haben sowieso nichts zu sagen; die Inder und Araber aber verbeugen sich und sagen: „Ndio, bana mkuba!“ „Jawohl, gnädiger Herr!“ — was man von ihnen auch immer verlangen mag. Und die paar Deutschen, die sich, ohne Beamte zu sein, im Schutzgebiet aufhalten? Die sollen sehen, wie sie fertig werden; wenn ihnen die Sache nicht paßt, um so besser . . . Sie merken dann wenigstens, welches ihre Stellung ist. Was wollen sie überhaupt? Einer geordneten Verwaltung sind sie auf Schritt und Tritt im Wege. Auch vom Besten unter ihnen riskiert man, daß er eines Tages wegen irgendeines Quarks an ein Organ der sogenannten Kolonialfreunde daheim einen

krakeeligen Brief schreibt und man dann Scherereien hat bis dort hinaus . . . Wenn die Kerls und die Missionen nicht wären, wie leicht wäre es, aus Deutsch-Ostafrika in ein paar Jahren ein neues Indien zu machen! Also, was wollen sie? Nee, nu gerade! . . . Und die Verwaltungstat steigt. Aber nicht nur die Zufallsdeutschen im Land sind ein Kreuz. Auch mit den Kollegen ist es so eine Sache. Die kleinen haben eine widerwärtige Neigung, sich mit einem anzubiedern und sich so ein Relief zu geben, das ihnen nicht zukommt. Man tut doch schon gewiß das Seine, wenn man im Klub gelegentlich dieselbe Bierbank mit ihnen drückt. Die großen hingegen — sie leiden nämlich selbst auch am „bana-mkuba-Vogel“ — sind von einem lächerlichen unerträglichen Hochmut! Das Endresultat ist allgemeiner Weltschmerz, und unter vier Augen der Seufzer: „Wie schön wäre Deutsch-Ostafrika, wenn keine Deutschen da wären!“

III.

Natürlich ist der einzelne Beamte sich dieser seiner Grundstimmung nicht deutlich bewußt. Wollte man annehmen, daß Gedanken, wie ich sie zu skizzieren versucht habe, auf Entschlüssen der verantwortlichen Persönlichkeiten mit deren Wissen Einfluß ausübten, so hieße das ja in der Tat, ihnen einen Mangel an Pflichtbewußtsein zum Vorwurf machen, der Gott sei Dank nicht vorkommt. Selbstverständlich vielmehr wollen alle diese Herren das Beste des Schutzgebiets. Sie wollen es nur so, wie sie es sehen. Und was man wünscht, sei es auch noch so versteckt im Untergrund des Bewußtseins, das glaubt man gern; unter der Sonne Afrikas nicht weniger wie sonst. Wahrscheinlich wäre alles ganz anders gekommen, wenn wir an unsere kolonialen Aufgaben von vornherein frisch und entschlossen, nicht aber nach dem Grundsatz „Wasch' mir den Pelz, aber mach' mich nicht naß!“ herangegangen wären.

Wir hatten Beamte und Offiziere im Schutzgebiet, aber keine

Kolonisten; wir hatten ein großes Land, aber wir hatten es nicht durchforscht; unsere Flagge wehte, aber der Boden war im Grunde noch nicht erobert und genügte kaum den allerprimitivsten Ansprüchen an bürgerliche Sicherheit. Günstige Grundbedingungen, landwirtschaftliche und kommerzielle, waren wohl vorhanden; dennoch aber konnten wir die Besiedelung nicht ermutigen! Die Mittel zur Schaffung der wichtigsten Voraussetzungen für solche Ermutigung waren bei der Interesselosigkeit und Zagheit der entscheidenden Berliner Persönlichkeiten nicht im Etat. So blieb die praktische Entwicklung des Schutzgebiets in erster Linie der Zeit und dann der Zufallsarbeit überlassen, die draußen zusammenhanglos und gewissermaßen gegen den Willen der Zentrale getan wurde. Die Beamten, deren Streben ihrer Pflicht gemäß ursprünglich auf Besiedelung des Schutzgebiets gerichtet sein mußte und gerichtet war, wurden nicht gehört. Sie gewöhnten sich schließlich daran, nicht gehört zu werden. Sie blieben allein und — lernten die Süßigkeiten solchen Alleinseins kennen. Die Berliner Zentrale wünschte nicht mit Vorschlägen, deren Verwirklichung außerhalb des Schemas Geld kostete, behelligt zu werden: Hauptsache war, daß der status quo, daß die sogenannte politische Herrschaft über das Land bewahrt wurde; darüber, was endgültig und wirtschaftlich aus dem Lande werden sollte, mochten sich künftige Generationen den Kopf zerbrechen! Die Beamten richteten sich nach solchen Berliner Intentionen und fanden, daß, wenn man sich mit dem Klima einigermaßen abzufinden wußte, es im Grunde draußen auch ohne Besiedelung ganz gut leben sei. Im Gegenteil — nur gut, wenn auf die Verantwortung anderer hin keine Ansiedler kamen; und die Berliner würden ja wohl ihre triftigen Gründe haben, von ihnen nichts wissen zu wollen! Dann blieb man ja hübsch unter sich; mit der Mission sich zu verständigen, war schließlich auf dem Boden gegenseitiger Toleranz nicht allzuschwer! Es kam jene Periode, in die skandalöse Gernegroße das geehrte Näschen nur hineinzustecken brauchen, um das herrlichste Material für „Enthüllungen“ jeder Art zu finden; jene Periode, auf die eine gewisse Sorte von alten Afrikanern des Schutzgebietes Bezug nimmt, wenn sie, wie man es im Fall jeden Konflikts sofort hört, erklären, das Gouvernement könne ihnen nach bekannten Mustern sonst was. „Wenn man mich nicht in Frieden läßt, dann rede ich!“ Man scheint in Daressalam Gründe zu

haben, solches „Neden“ nicht gern zu sehen ... Mit einem Wort, es war eine schöne Zeit für die, die sie mit durchgemacht haben. Schade nur, daß sie nicht ewig dauerte! Denn schließlich sprach es sich doch herum, daß etwas an dem Lande sei — in der Heimat, auch in Ostafrika. Ansiedler kamen, Inspektoren; von Tag zu Tag wurde es ungemütlicher. Diese Greenhorns des Schutzgebiets waren nicht die angenehmsten Leute; Querculanten waren darunter und Raubeine der verschiedensten Art, auch solche, die nicht recht Geld hatten; allen zusammen aber war eine grundsätzliche Abneigung dagegen eigen, gerade sich zum Lieblingsobjekt Daressalamer Verwaltungstätigkeit werden zu sehen.

„Schikaniert doch lieber die Inder durch eure Verordnungen und nicht uns!“ erwiderte es im Chorus. „Keiner kann Handel treiben — ihretwegen! Dabei sind sie ausgemachte Epigbuben!“ Das war eine sehr wenig angebrachte Aufforderung. Denn erstens waren die Inder bequeme und diskrete Leute; direkte Beziehungen zu deutschen Blättern hatten sie nicht^{*)}. Den Alleinhandel im Lande draußen besorgten sie wirklich ganz gut; wenigstens wußten sie sich mit Schwarzen und Arabern trefflich zu stellen. Daß ihr Erlübriges nach Indien und damit der Kolonie und dem Nationalvermögen verloren ging, war ja vielleicht nicht sehr angenehm, doch waren die Hamburger Firmen mit ihnen als Abnehmer sehr zufrieden; und diese Firmen hatten doch schließlich auch ein Wort mitzureden. Ganz unsinnig war es, zu verlangen, daß die Verordnungen der Verwaltung sich ebensogern wie mit den Deutschen mit den Indern beschäftigen oder wenigstens auch für sie gelten sollten. Denn die Inder nehmen zwar Verfügungen der hohen Obrigkeit mit äußerster Devotion entgegen, denken aber nicht im Traume daran, sich nach ihnen zu richten, und ihre Kontrolle — noch dazu bei ihrer Eigenschaft als englische Untertanen, die sich in kritischer Situation auf ihren Konsul besinnen — ist wesentlich schwerer als die einer Handvoll Deutscher, deren Gewohnheiten, Bedürfnisse und Beziehungen man ganz genau kennt. Die inderfeindlichen Wünsche der Einwanderer waren unerfüllbar. Dazu wurde es, je mehr ihrer kamen, desto schwerer, mit den Missionen ohne Ärger auszukommen. Die Verwaltungstätigkeit wurde ver-

^{*)} Indirekte bestehen seit Jahr und Tag durch die Loeppensche Berichterstattung.

wickelter, je mehr der Widerspruch der als Objekte der Regierungskunst vorhandenen Deutschen durch ihre Zahl wie ihre Verbindungen an Gewicht gewann. Kurz und gut, die Neulinge wußten sich nicht beliebt zu machen, namentlich soweit sie Kleinsiedler waren. Mit den Großpflanzern und Plantagengesellschaften war eher zu reden; sie waren lange die Freunde des Gouvernements, bis in der jüngsten Zeit infolge der Arbeiterfrage auch in dieses zarte Verhältnis ein böser Riß kam. Jedenfalls tauchten im rechten Augenblick Gründe über Gründe gegen die „Zulassung“ von Kleinsiedlern auf.

Da war erstens das Klima, dessen Lücken man diese ahnungslosen Europäer doch nicht so ohne weiteres zum Opfer fallen lassen durfte. Man warnte eindringlichst, was so ganz nebenbei auch noch den Vorteil mit sich brachte, daß die Möglichkeit einer Änderung des kostspieligen Systems der nur zweijährigen Verpflichtungsperioden der Beamten von keiner Seite in Erwägung gezogen wurde. Denn war das Klima wirklich so schlecht, so konnte man die Beamten natürlich immer nur auf kurze Zeit hinaus schicken! Da war ferner die für uns als Herrenvolk dringlichst bestehende Notwendigkeit, den Schwarzen den Anblick „europäischen Proletariats“ nach Möglichkeit vorzu-enthalten. Da war die Gefahr von Eingeborenenaufständen; „die Schwarzen könnten durch eine zu schnelle europäische Einwanderung zu einer gemeinsamen Erhebung, zu einem Verzweiflungskampf gereizt werden“. Da war schließlich die Sorge um das materielle, geschäftliche Wohl der Einwanderer. Für den Export würden sie nicht bauen können, und für den Verbrauch im Lande auch nicht, weil ihnen doch niemand etwas abkaufen würde. Europäer gebe es nicht genug, und die Eingeborenen zögen sich, was sie brauchten, selbst. Kurz und gut, es war durchaus gerechtfertigt, wenn man das Einwandern von Deutschen soviel als möglich erschwerte, den nun einmal vorhandenen aber das Leben nicht unnötig erleichterte. Das Gegenteil hätte ja deren Verwandten und Freunde geradezu ins Land locken geheißen. Während Indier, die nicht einmal deutsche Untertanen sind, ohne jeden Ausweis, ohne Nachweis irgendwelcher Mittel und Kenntnisse, wo es ihnen beliebt, ans Land dürfen, können Deutsche nur in den großen Hafenplätzen und, sofern sie nicht als Dampfschiffspassagiere erster oder zweiter Klasse

ankommen, nur dann landen, wenn sie den Betrag für eine Fahrkarte zurück nach Europa in Gestalt von etwa 300 Mark bei der Schifffahrtsgesellschaft hinterlegt haben. Dabei werden ihre persönlichen Verhältnisse aufs genaueste geprüft. Ein Recht auf den Aufenthalt im Schutzgebiet besteht für niemand; und so kann die Befugnis, sein Schiff zu verlassen, jedermann nach dem Ermessen der Hafenbehörde oder des Gouvernements verweigert werden.

Ich weiß nicht, wie andere über diesen Punkt urteilen. Mich persönlich bringt die Erinnerung, in dem Betreten irgendeines Fußbreits deutschen Bodens oder in dem Aufenthalt auf ihm von dem diskretionären Ermessen anderer Leute abhängig zu sein, sehr erheblich in Harnisch. Ich stehe der Ideenwelt des Herrn Theodor Barth und ähnlicher geistreicher Politiker absolut fern; dennoch muß ich sagen, daß eine auf keinerlei besondere Fälle eingeschränkte Ausweisungsbefugnis, wie sie in unseren Schutzgebieten auch deutschen Reichsangehörigen gegenüber zu Recht besteht, sich weder mit meinem bürgerlichen, noch mit meinem nationalen Selbstbewußtsein irgendwie in Übereinstimmung bringen läßt. Die Notwendigkeit der Hinterlegung von 300 Mark hat außerdem — wie so manches sonst im Schutzgebiet — den üblen Beigeschmack eines dem Hamburger Konzern von seiten der Verwaltung auf Kosten der Gesamtheit zugewandten Vorteils.

Als Mittel zur Beschränkung der Einwanderung wird sie indessen zweifellos wirksam sein. Es gibt Einwanderungslustige genug, für die 300 Mark einen so erheblichen Teil ihres Grundkapitals darstellen, daß sie für den Fall seines Totliegens, sei dieses auch nur zeitweilig, ihre Absicht aufgeben müssen.

Was über das Klima Ostafrikas Ungünstiges berichtet wird, mag ehemals zum Teil berechtigt gewesen sein. Es war auch früher nicht zutreffend, soweit es sich auf den Aufenthalt in den Hochländern des Innern bezog, wofür man die Küstenregion erst ein paar Wochen hinter sich und ohne Malariainfektion passiert hatte. Heute sind die sanitären Verhältnisse, auch der Küste — für das Gebiet von Darressalam z. B. durch die von dem Bezirksamtmanne Boeder durchgeführten Trockenlegungen — nicht unerheblich besser geworden. Außerdem aber bieten der regelmäßige Gebrauch von Chinin sowie die Beobachtung einiger weniger sanitärer Vorschriften die Möglichkeit, sich nahezu vollständig vor Tropenkrankheiten zu schützen.

Daß „jeder Einwanderer mehr“ die Gefahr von Aufständen verringert, liegt so sehr auf der Hand, daß es sich nicht lohnt, darüber zu sprechen.

Warum der Kleinsiedler nicht auch für den Export soll bauen können, ist völlig unerfindlich. Kaffee und Manihot, daneben die Kokospalme sind Kulturen, die sich ganz ausgezeichnet für den Kleinbetrieb eignen. Nur Sisal erfordert größere Kapitalien, der Maschinen wegen.

Ich halte also die Gründe, die für die Fernhaltung von Ansiedlern, will sagen von Kleinsiedlern, aus dem Schutzgebiet angeführt werden, für ganz und gar nicht stichhaltig. Wenn das Gouvernement der Besiedelung entgegenarbeitet, so besorgt es damit lediglich die Geschäfte der Missionen und des Hamburger Konzerns, nicht aber die des Schutzgebiets oder der Gesamtheit der Reichsangehörigen, die ein Nutzungsrecht am Schutzgebiet hat. Wenn aber Dernburg, der erste Staatssekretär des Reichskolonialamts, sich für den Standpunkt des Gouvernements entscheidet, so vergißt er, in dem ein Mann mit eisernem Wesen erwartet wurde, daß es keine bessere Sicherung gegen das Auftreten des Tropenkollers und gegen neue Kolonialskandale gibt, als die Besiedelung der Kolonien. Er vergißt auch, daß die Wahl des ihm empfohlenen, in den Namen der merkantilen Erschließung des Schutzgebiets gekleideten Verfahrens die Sperrung der Kolonie für die Masse der Reichsangehörigen und ihre Auslieferung an etliche wenige großkapitalistische Unternehmungen bedeutet.

So dumm aber wird das deutsche Publikum hoffentlich nicht sein, sich das bieten zu lassen.

Wie ich dieser Tage hörte, gehen dem Staatssekretariat der Kolonien seit der Rückkehr Dernburgs täglich Hunderte von Anfragen Ansiedlungslustiger zu, die nach Deutsch-Ostafrika gehen wollen. Das Staatssekretariat rät von der Ausführung der Absicht der Petenten ab; während bisher 10000 Mark amtlich als Mindestkapital bezeichnet wurden, dessen Besitz Voraussetzung für eine Ansiedelung mit Aussicht auf Erfolg sein sollte, werden seit der Dernburgreise 25000 Mark verlangt. Wie schon früher erwähnt, ist weder der Besitz von 10000, noch der von 25000 Mark von entscheidendem Einfluß auf Erfolg oder Mißerfolg eines Pflanzers im Schutzgebiet. Von solchem Einfluß sind vielmehr

und anderen Leuten zuliebe Schwierigkeiten gemacht werden dürfen, wenn es ihm zufällig einfällt, sich in Deutsch-Ostafrika niederlassen zu wollen. Und übrigens: Hamburger Kaufleute sind Hamburger Kaufleute! Sie werden sich auch ohne Monopole zu behelfen wissen und bilden sich sicherlich selbst nicht ein, daß sie die Monopole für die Dauer werden behaupten können.

II.

Das Interesse des Hamburger Konzerns, die Besiedelung Deutsch-Ostafrikas zu hintertreiben oder doch soviel wie möglich zu verlangsamen, ist in meinem vorigen Artikel klargelegt worden. Ich komme jetzt zu den Wünschen der Missionen und der Mehrheit der Beamtschaft, die parallel mit dem gehen, was die erwähnten Firmen für nützlich halten.

Auch die Missionen wollen keine Besiedelung. Wenn man gerecht sein will, wird man zugeben müssen, daß sie von ihrem Standpunkt aus Grund dazu haben. Wem es Spaß macht, in Vorgängen der Gegenwart die unveränderte Fortwirkung aus der Geschichte längst bekannter politischer Naturgesetze zu beobachten, mag einmal nachdenken über die Wechselbeziehungen zwischen dem Verhalten und den Ansprüchen der modernen Mission und dem durchaus natürlichen Streben des Priestertums aller Zeiten nach politischer Herrschaft. Der Priester, gleichviel welchen Bekenntnisses, wird dort, wo er als Pionier, als Eroberer vordringt, die politische Macht an sich zu reißen suchen, einmal, weil der Satz „*cuius regio, illius religio*“ bei jedem Naturvolk auf Verständnis stößt, und dann, weil er den Wunsch haben wird, die von ihm auf frödem Boden ausgesäten zarten Pflanzen des Glaubens gegen Einflüsse der bösen Außenwelt durch einen starken Damm zu schützen. Ist ihm der Besitz der politischen Herrschaft zunächst als unfehlbar wirksames Mittel der Propaganda erstrebenswert, wird er später, auch nach längst errungenem Sieg, seine irdische Macht mit allen Mitteln zu behaupten

suchen, um so das vorher für seine Lehre eroberte Terrain in der aussichtsreichsten Weise zu verteidigen. Man braucht also in den Missionaren keineswegs schlechte, unerträglich herrschsüchtige Menschen und üble Intriganten zu sehen, wenn sie sich als Vormund der Schwarzen in der Gegend ihrer Niederlassung aufwerfen, wenn sie dort kleinstaatliche Gebilde zu schaffen, wenn sie ihr Verhältnis zum Staate günstigstenfalls nach dem Muster dessen eines ziemlich selbständigen Vasallen zu seinem Lehnsherrn auszubauen, wenn sie das Recht Schauri abzuhalten und Strafen zu verhängen, für sich zu erobern suchen. Man soll sich nicht sittlich entrüsten, wenn die Herren in der Kutte sich ganz offiziell als Richter gebärden, wo sie glauben, daß es unbemerkt bleiben wird; wenn sie, bei ihrer Werbetätigkeit für Kirche und Schule (drücken wir uns milde aus) die persönliche Freiheit des Negers keineswegs so unbedingt respektieren, wie sie es von den anderen verlangen; wenn sie eifrig nach „Material“ umherspüren, um jederzeit Waffen in ihrem Arsenal zu haben gegen Leute, die ihnen vielleicht irgendwie unbequem werden könnten; wenn sie ihre Werbetätigkeit für den Glauben mit dem Angebot ihrer Hilfe für den Fall von Zwistigkeiten der Schwarzen mit der hohen Obrigkeit beginnen. All dies sind durchaus natürliche Dinge, wenn man das Missionieren überhaupt zulassen will. Statt sich sittlich zu entrüsten, sollte man sich in aller Ruhe klar darüber sein, daß es in Gebieten, die nun einmal für staatliche Erschließung in Aussicht genommen sind, unausbleiblich zu einem ausgeprägten Gegensatz der Interessen der Mission zu denen des Staats kommen muß. Beide Interessen zu versöhnen ist für die Dauer unmöglich und auch für eine vorübergehende Frist keineswegs leicht. Wie die Dinge bei uns liegen, wird der Staat nun freilich in vielen Fällen geneigt sein, um des lieben Friedens willen zugunsten der Mission ein Auge zuzudrücken; er kann dies aber, worüber sich die frommen Väter selbstverständlich völlig klar sind, ohne ärgerliche Konsequenzen nur, wofern das Wort „Wo kein Kläger ist, da ist auch kein Richter“ ihn wenigstens halbwegs deckt. „Wo kein Kläger ist“, das heißt: „Wo, wenn möglich, überhaupt kein deutscher Ansiedler in der Nähe der Mission wohnt“. Dies der eine Grund, der die Missionen zu Gegnern der Besiedelung des Schutzgebietes macht. Sie wollen keine Kontrolle der Beziehungen zu ihren Schäflein. Ein zweiter ist, daß mit dem Fortschreiten der Besiedelung der Ruf nach

staatlichen Maßnahmen gegen die Arbeitsscheu vieler Stämme immer stärker werden wird. Die Missionen aber in ihrer usurpierten Eigenschaft als Anwälte der Schwarzen widersprechen auch den lindesten Maßnahmen solcher Art. Schließlich wissen sie auf Grund hinlänglicher Erfahrung ganz genau, daß die weiße Bevölkerung des Schutzgebiets für ihren Kampf gegen den Koran und die Koranschulen äußerst wenig Interesse hat und, je stärker sie wird, desto energischer der Unterstützung solcher ihr gleichgültigen Bestrebungen durch das Gouvernement widersprechen muß. Und wie wir eine Gemeinsamkeit der Interessen zwischen den Hamburger Firmen und dem gefährlichsten Feinde deutscher Besiedelung, dem Inder, entdeckt haben, wie wir weiterhin auf die freundlichsten Beziehungen zwischen diesem und den maßgebenden Stellen in Daresalam stoßen werden, so sind auch Inder und Mission vielfach auf das engste liiert. Die weißen Väter von Algier, die einflußreichste Missionsgesellschaft des Schutzgebiets, sind die Freunde und Protektoren des Großinders Allaeddin Misram zu Nombassa. Man findet Misrams Filialen fast in jedem Ort und jedem Flecken Ostafrikas, insbesondere auch des deutschen Schutzgebiets. Nicht ein Weißer, sondern der Inder versorgt die frommen Väter von Algier mit ihrem nicht unbeträchtlichen irdischen Bedarf, und wenn Allaeddin in seiner Equipage — der einzigen am Platz — durch die Straßen der englischen Hafenstadt fährt, leistet ihm fast stets einer seiner Freunde von der Mission, der gerade als Gast in seinem Hause weilt, Gesellschaft.

Der dritte im Kreis der Gegner der Besiedelung ist die Beamten-schaft. Oder vielmehr ein guter Teil der Beamtenschaft; denn es gibt sehr vernünftige Leute innerhalb der Bureautratie des Schutzgebiets, Leute, die auch in dieser Frage, in der die meisten unter dem Einfluß des „bana-mkuba-Vogels“ stehen, durchaus nüchtern und vernünftig urteilen. Der „bana-mkuba-Vogel“ ist eine der gefährlichsten Seuchen des Schutzgebiets: er tut mehr Schaden als Schlafkrankheit, Malaria, Schwarzwasserfieber und Recurrens und ist ein direkter Vetter des bekannten Tropenollers. Unsere deutschen Landsleute scheinen für die Erkrankung mehr disponiert zu sein, als andere Europäer; und zwar ist die merkwürdige, von der Wissenschaft in ihren Ursachen noch nicht hinlänglich aufgeklärte Tatsache zu beobachten, daß das Zivil ihren Attacken in weit höherem Grade ausgesetzt ist wie das Militär. Die Schutztruppe

ist nahezu immun; dagegen richtet die Krankheit innerhalb der Beamtschaft und unter den Angestellten der privilegierten Hamburger Firmen die bedenklichsten Verwüstungen an. Ihre Begleiterscheinungen sind höchst merkwürdig; wer dem Leiden nicht von vornherein unzugänglich ist, zeigt die ersten Symptome der Erkrankung sofort, wenn er in Ostafrika an Land gegangen ist; die Inkubationszeit ist also unglaublich kurz. Körperliche Veränderungen treten bei dem Patienten im ganzen Verlauf der Krankheit nicht auf. Wahrnehmbar wird sie zuerst daran, daß die tiefen Verbeugungen von Indern, Goanßen und Arabern in dem Patienten ein anormales Lustgefühl hervorrufen, während ein leises Mißtrauen gegenüber allem, was eine weiße Haut trägt, sich geltend zu machen beginnt. Der Kranke verliert vollständig das Gefühl für seine eigentliche soziale Stellung; wer zu Hause ein ganz netter „junger Mann“, vielleicht nur ein gedrückter kleiner Schreiber war, nimmt über Nacht ein Benehmen und eine Vornehmheit an, als ob er zum Introdutteur des diplomatischen Korps am Hofe von Greiz-Schleiz-Kobenstein berufen worden wäre; und wer als Assessor diesseits des Roten Meeres ein durchaus umgänglicher Herr war und am Honoratiorenstammtisch — sagen wir in Ratibor oder in Kieferstädtel — als Mensch unter Menschen verkehrte, der wird auf einmal ein großer Staatsmann, ein Mittel ding zwischen einem Lucanus und Tschirschky, wird ein Mann, der seine Worte zu wägen und sehr darauf zu sehen hat, mit wem er umgeht, ein Mann, der als Beamter vor allen Dingen entschlossen ist, dem Schutzgebiet ohne Rücksicht auf das Material, aus dem er seine Gebilde knetet, den Stempel seiner Individualität durch bahnbrechende Verwaltungstaten aufzudrücken. Das geht auch ganz leicht. Die Schenki haben sowieso nichts zu sagen; die Inder und Araber aber verbeugen sich und sagen: „Ndio, bana mkuba!“ „Jawohl, gnädiger Herr!“ — was man von ihnen auch immer verlangen mag. Und die paar Deutschen, die sich, ohne Beamte zu sein, im Schutzgebiet aufhalten? Die sollen sehen, wie sie fertig werden; wenn ihnen die Sache nicht paßt, um so besser . . . Sie merken dann wenigstens, welches ihre Stellung ist. Was wollen sie überhaupt? Einer geordneten Verwaltung sind sie auf Schritt und Tritt im Wege. Auch vom Besten unter ihnen riskiert man, daß er eines Tages wegen irgendeines Quarks an ein Organ der sogenannten Kolonialfreunde daheim einen

frakeeligen Brief schreibt und man dann Scherereien hat bis dort hinaus . . . Wenn die Kerls und die Missionen nicht wären, wie leicht wäre es, aus Deutsch-Ostafrika in ein paar Jahren ein neues Indien zu machen! Also, was wollen sie? Nee, nu gerade! . . . Und die Verwaltungstat steigt. Aber nicht nur die Zufallsdeutschen im Land sind ein Kreuz. Auch mit den Kollegen ist es so eine Sache. Die kleinen haben eine widerwärtige Neigung, sich mit einem anzubiedern und sich so ein Relief zu geben, das ihnen nicht zukommt. Man tut doch schon gewiß das Seine, wenn man im Klub gelegentlich dieselbe Bierbank mit ihnen drückt. Die großen hingegen — sie leiden nämlich selbst auch am „bana-mkuba-Vogel“ — sind von einem lächerlichen unerträglichen Hochmut! Das Endresultat ist allgemeiner Weltschmerz, und unter vier Augen der Seufzer: „Wie schön wäre Deutsch-Ostafrika, wenn keine Deutschen da wären!“

III.

Natürlich ist der einzelne Beamte sich dieser seiner Grundstimmung nicht deutlich bewußt. Wollte man annehmen, daß Gedanken, wie ich sie zu skizzieren versucht habe, auf Entschließungen der verantwortlichen Persönlichkeiten mit deren Wissen Einfluß ausübten, so hieße das ja in der Tat, ihnen einen Mangel an Pflichtbewußtsein zum Vorwurf machen, der Gott sei Dank nicht vorkommt. Selbstverständlich vielmehr wollen alle diese Herren das Beste des Schutzgebiets. Sie wollen es nur so, wie sie es sehen. Und was man wünscht, sei es auch noch so versteckt im Untergrund des Bewußtseins, das glaubt man gern; unter der Sonne Afrikas nicht weniger wie sonst. Wahrscheinlich wäre alles ganz anders gekommen, wenn wir an unsere kolonialen Aufgaben von vornherein frisch und entschlossen, nicht aber nach dem Grundsatz „Wasch' mir den Pelz, aber mach' mich nicht naß!“ herangegangen wären.

Wir hatten Beamte und Offiziere im Schutzgebiet, aber keine

Kolonisten; wir hatten ein großes Land, aber wir hatten es nicht durchforscht; unsere Flagge wehte, aber der Boden war im Grunde noch nicht erobert und genügte kaum den allerprimitivsten Ansprüchen an bürgerliche Sicherheit. Günstige Grundbedingungen, landwirtschaftliche und kommerzielle, waren wohl vorhanden; dennoch aber konnten wir die Besiedelung nicht ermutigen! Die Mittel zur Schaffung der wichtigsten Voraussetzungen für solche Ermutigung waren bei der Interesselosigkeit und Zagheit der entscheidenden Berliner Persönlichkeiten nicht im Etat. So blieb die praktische Entwicklung des Schutzgebiets in erster Linie der Zeit und dann der Zufallsarbeit überlassen, die draußen zusammenhanglos und gewissermaßen gegen den Willen der Zentrale getan wurde. Die Beamten, deren Streben ihrer Pflicht gemäß ursprünglich auf Besiedelung des Schutzgebiets gerichtet sein mußte und gerichtet war, wurden nicht gehört. Sie gewöhnten sich schließlich daran, nicht gehört zu werden. Sie blieben allein und — lernten die Süßigkeiten solchen Alleinseins kennen. Die Berliner Zentrale wünschte nicht mit Vorschlägen, deren Verwirklichung außerhalb des Schemas Geld kostete, behelligt zu werden: Hauptsache war, daß der status quo, daß die sogenannte politische Herrschaft über das Land bewahrt wurde; darüber, was endgültig und wirtschaftlich aus dem Lande werden sollte, mochten sich künftige Generationen den Kopf zerbrechen! Die Beamten richteten sich nach solchen Berliner Intentionen und fanden, daß, wenn man sich mit dem Klima einigermaßen abzufinden wußte, es im Grunde draußen auch ohne Besiedelung ganz gut leben sei. Im Gegenteil — nur gut, wenn auf die Verantwortung anderer hin keine Ansiedler kamen; und die Berliner würden ja wohl ihre triftigen Gründe haben, von ihnen nichts wissen zu wollen! Dann blieb man ja hübsch unter sich; mit der Mission sich zu verständigen, war schließlich auf dem Boden gegenseitiger Toleranz nicht allzuschwer! Es kam jene Periode, in die skandalöse Gernegroße das geehrte Näschen nur hineinstecken brauchen, um das herrlichste Material für „Enthüllungen“ jeder Art zu finden; jene Periode, auf die eine gewisse Sorte von alten Afrikanern des Schutzgebietes Bezug nimmt, wenn sie, wie man es im Fall jeden Konflikts sofort hört, erklären, das Gouvernement könne ihnen nach bekannten Mustern sonst was. „Wenn man mich nicht in Frieden läßt, dann rede ich!“ Man scheint in Daressalam Gründe zu

haben, solches „Reden“ nicht gern zu sehen . . . Mit einem Wort, es war eine schöne Zeit für die, die sie mit durchgemacht haben. Schade nur, daß sie nicht ewig dauerte! Denn schließlich sprach es sich doch herum, daß etwas an dem Lande sei — in der Heimat, auch in Südafrika. Ansiedler kamen, Prospektoren; von Tag zu Tag wurde es ungemütlicher. Diese Greenhorns des Schutzgebiets waren nicht die angenehmsten Leute; Querulanten waren darunter und Raubeine der verschiedensten Art, auch solche, die nicht recht Geld hatten; allen zusammen aber war eine grundsätzliche Abneigung dagegen eigen, gerade sich zum Lieblingsobjekt Daressalamer Verwaltungstätigkeit werden zu sehen.

„Schikaniert doch lieber die Inder durch eure Verordnungen und nicht uns!“ ertönte es im Chorus. „Keiner kann Handel treiben — ihretwegen! Dabei sind sie ausgemachte Spitzbuben!“ Das war eine sehr wenig angebrachte Aufforderung. Denn erstens waren die Inder bequeme und diskrete Leute; direkte Beziehungen zu deutschen Blättern hatten sie nicht*). Den Kleinhandel im Lande draußen besorgten sie wirklich ganz gut; wenigstens wußten sie sich mit Schwarzen und Arabern trefflich zu stellen. Daß ihr Erübriges nach Indien und damit der Kolonie und dem Nationalvermögen verloren ging, war ja vielleicht nicht sehr angenehm, doch waren die Hamburger Firmen mit ihnen als Abnehmer sehr zufrieden; und diese Firmen hatten doch schließlich auch ein Wort mitzureden. Ganz unsinnig war es, zu verlangen, daß die Verordnungen der Verwaltung sich ebensogern wie mit den Deutschen mit den Indern beschäftigen oder wenigstens auch für sie gelten sollten. Denn die Inder nehmen zwar Verfügungen der hohen Obrigkeit mit äußerster Devotion entgegen, denken aber nicht im Traume daran, sich nach ihnen zu richten, und ihre Kontrolle — noch dazu bei ihrer Eigenschaft als englische Untertanen, die sich in kritischer Situation auf ihren Konsul besinnen — ist wesentlich schwerer als die einer Handvoll Deutscher, deren Gewohnheiten, Bedürfnisse und Beziehungen man ganz genau kennt. Die inderfeindlichen Wünsche der Einwanderer waren unerfüllbar. Dazu wurde es, je mehr ihrer kamen, desto schwerer, mit den Missionen ohne Ärger auszukommen. Die Verwaltungstätigkeit wurde ver-

*) Indirekte bestehen seit Jahr und Tag durch die Loepfensche Berichterstattung.

wickelter, je mehr der Widerspruch der als Objekte der Regierungskunst vorhandenen Deutschen durch ihre Zahl wie ihre Verbindungen an Gewicht gewann. Kurz und gut, die Neulinge mußten sich nicht beliebt zu machen, namentlich soweit sie Kleinsiedler waren. Mit den Großpflanzern und Plantagengesellschaften war eher zu reden; sie waren lange die Freunde des Gouvernements, bis in der jüngsten Zeit infolge der Arbeiterfrage auch in dieses zarte Verhältnis ein böser Riß kam. Jedenfalls tauchten im rechten Augenblick Gründe über Gründe gegen die „Zulassung“ von Kleinsiedlern auf.

Da war erstens das Klima, dessen Lücken man diese ahnungslosen Europäer doch nicht so ohne weiteres zum Opfer fallen lassen durfte. Man warnte eindringlichst, was so ganz nebenbei auch noch den Vorteil mit sich brachte, daß die Möglichkeit einer Änderung des kostspieligen Systems der nur zweijährigen Verpflichtungsperioden der Beamten von keiner Seite in Erwägung gezogen wurde. Denn war das Klima wirklich so schlecht, so konnte man die Beamten natürlich immer nur auf kurze Zeit hinauschieben! Da war ferner die für uns als Herrenvolk dringlichst bestehende Notwendigkeit, den Schwarzen den Anblick „europäischen Proletariats“ nach Möglichkeit vorzu-enthalten. Da war die Gefahr von Eingeborenenaufständen; „die Schwarzen könnten durch eine zu schnelle europäische Einwanderung zu einer gemeinsamen Erhebung, zu einem Verzweiflungskampf gereizt werden“. Da war schließlich die Sorge um das materielle, geschäftliche Wohl der Einwanderer. Für den Export würden sie nicht bauen können, und für den Verbrauch im Lande auch nicht, weil ihnen doch niemand etwas abkaufen würde. Europäer gebe es nicht genug, und die Eingeborenen zögten sich, was sie brauchten, selbst. Kurz und gut, es war durchaus gerechtfertigt, wenn man das Einwandern von Deutschen soviel als möglich erschwerte, den nun einmal vorhandenen aber das Leben nicht unnötig erleichterte. Das Gegenteil hätte ja deren Verwandten und Freunde geradezu ins Land locken geheißen. Während Indier, die nicht einmal deutsche Untertanen sind, ohne jeden Ausweis, ohne Nachweis irgendwelcher Mittel und Kenntnisse, wo es ihnen beliebt, ans Land dürfen, können Deutsche nur in den großen Hafenplätzen und, sofern sie nicht als Dampfschiffspassagiere erster oder zweiter Klasse

ankommen, nur dann landen, wenn sie den Betrag für eine Fahrkarte zurück nach Europa im Betrag von circa 300 Mark bei der Schifffahrtsgesellschaft kassiert haben. Dabei werden ihre persönlichen Verhältnisse aufs genaueste geprüft. Ein Recht auf den Aufenthalt im Schutzgebiet besteht für niemand; und so kann die Befugnis, sein Schiff zu verlassen, jedermann nach dem Ermessen der Hafenbehörde oder des Gouvernements verweigert werden.

Ich weiß nicht, wie andere über diesen Punkt urteilen. Mich persönlich bringt die Erinnerung, in dem Vertreter irgendeines ausbreitenden deutschen Bodens oder in dem Aufenthalt auf ihm von dem diskretionären Ermessen anderer Leute abhängig zu sein, sehr erheblich in Harnisch. Ich stehe der Ideenwelt des Herrn Theodor Barth und ähnlicher geistreicher Politiker absolut fern; dennoch muß ich sagen, daß eine auf keinerlei besondere Fälle eingeschränkte Ausweisungsbefugnis, wie sie in unseren Schutzgebieten auch deutschen Reichsangehörigen gegenüber zu Recht besteht, sich weder mit meinem bürgerlichen, noch mit meinem nationalen Selbstbewußtsein irgendwie in Übereinstimmung bringen läßt. Die Notwendigkeit der Hinterlegung von 300 Mark hat außerdem — wie so manches sonst im Schutzgebiet — den üblen Beigeschmack eines dem Hamburger Konzern von seiten der Verwaltung auf Kosten der Gesamtheit zugewandten Vorteils.

Als Mittel zur Beschränkung der Einwanderung wird sie indessen zweifellos wirksam sein. Es gibt Einwanderungslustige genug, für die 300 Mark einen so erheblichen Teil ihres Grundkapitals darstellen, daß sie für den Fall seines Totliegens, sei dieses auch nur zeitweilig, ihre Absicht aufgeben müssen.

Was über das Klima Ostafrikas Ungünstiges berichtet wird, mag ehemals zum Teil berechtigt gewesen sein. Es war auch früher nicht zutreffend, soweit es sich auf den Aufenthalt in den Hochländern des Innern bezog, wofür man die Küstenregion erst ein paar Wochen hinter sich und ohne Malariainfektion passiert hatte. Heute sind die sanitären Verhältnisse, auch der Küste — für das Gebiet von Darassalam z. B. durch die von dem Bezirksamtmanne Boeder durchgeführten Trockenlegungen — nicht unerheblich besser geworden. Außerdem aber bieten der regelmäßige Gebrauch von Chinin sowie die Beobachtung einiger weniger sanitärer Vorschriften die Möglichkeit, sich nahezu vollständig vor Tropenkrankheiten zu schützen.

Daß „jeder Einwanderer mehr“ die Gefahr von Aufständen verringert, liegt so sehr auf der Hand, daß es sich nicht lohnt, darüber zu sprechen.

Warum der Kleinsiedler nicht auch für den Export soll bauen können, ist völlig unerfindlich. Kaffee und Manihot, daneben die Kokospalme sind Kulturen, die sich ganz ausgezeichnet für den Kleinbetrieb eignen. Nur Sisal erfordert größere Kapitalien, der Maschinen wegen.

Ich halte also die Gründe, die für die Fernhaltung von Ansiedlern, will sagen von Kleinsiedlern, aus dem Schutzgebiet angeführt werden, für ganz und gar nicht stichhaltig. Wenn das Gouvernement der Besiedelung entgegenarbeitet, so besorgt es damit lediglich die Geschäfte der Missionen und des Hamburger Konzerns, nicht aber die des Schutzgebiets oder der Gesamtheit der Reichsangehörigen, die ein Nutzungsrecht am Schutzgebiet hat. Wenn aber Dernburg, der erste Staatssekretär des Reichskolonialamts, sich für den Standpunkt des Gouvernements entscheidet, so vergißt er, in dem ein Mann mit eisernem Wesen erwartet wurde, daß es keine bessere Sicherung gegen das Auftreten des Tropenkollers und gegen neue Kolonialskandale gibt, als die Besiedelung der Kolonien. Er vergißt auch, daß die Wahl des ihm empfohlenen, in den Namen der merkantilen Erschließung des Schutzgebiets gekleideten Verfahrens die Sperrung der Kolonie für die Masse der Reichsangehörigen und ihre Auslieferung an etliche wenige großkapitalistische Unternehmungen bedeutet.

So dumm aber wird das deutsche Publikum hoffentlich nicht sein, sich das bieten zu lassen.

Wie ich dieser Tage hörte, gehen dem Staatssekretariat der Kolonien seit der Rückkehr Dernburgs täglich Hunderte von Anfragen Ansiedlungslustiger zu, die nach Deutsch-Ostafrika gehen wollen. Das Staatssekretariat rät von der Ausführung der Absicht der Petenten ab; während bisher 10000 Mark amtlich als Mindestkapital bezeichnet wurden, dessen Besitz Voraussetzung für eine Ansiedelung mit Aussicht auf Erfolg sein sollte, werden seit der Dernburgreise 25000 Mark verlangt. Wie schon früher erwähnt, ist weder der Besitz von 10000, noch der von 25000 Mark von entscheidendem Einfluß auf Erfolg oder Mißerfolg eines Pflanzers im Schutzgebiet. Von solchem Einfluß sind vielmehr

lediglich Persönlichkeit und ferner Verständnis für Land und Leute, wie sie durch den Aufenthalt an Ort und Stelle erworben werden. Der Besitz von etwas Betriebskapital ist natürlich, wie überall in der Welt, so auch in Deutsch-Ostafrika etwas, was das Vorwärtskommen sehr erleichtert. Ich glaube aber nicht, daß sich viel Leute finden werden, die, im Besitz von 10000 oder gar 25000 Mark, auswandern werden, um drüben den Kleinsiedler zu spielen. Jedenfalls hat von denen, die es drüben zu etwas gebracht haben, kaum einer von vornherein einen derartigen Betrag besessen. Die Behauptung des Staatssekretariats, zur Ansiedelung in Deutsch-Ostafrika seien mindestens 25000 Mark erforderlich, kann lediglich den Zweck haben, die Auswanderung der Anfragenden dorthin zu hintertreiben, mit anderen Worten, der Besiedelung zugunsten der bekannten Interessenten entgegenzuarbeiten.

Ich will mich nicht in Einzelheiten verlieren und behalte mir insbesondere Ausführlicheres über die Mittel, durch die das Gouvernement den Deutschen im Lande selbst das Leben schwer macht, für eine andere Gelegenheit vor. Erwähnen möchte ich nur noch eins, nämlich die merkwürdigen Experimente, die, wie ich wohl weiß, von privater Seite, aber begleitet von einer deutschen Ansiedlern nie gewährter Förderung durch das Gouvernement, mit der Ansetzung von Buren und Russen im Schutzgebiet gemacht werden. Will man ehrlich besiedeln, so sind Deutsche genug für diesen Zweck vorhanden; sie kommen schon, wenn man sie nicht direkt entmutigt und durch Verwaltungskunststücke fernhält; wenn man sie noch obendrein durch Überlassung von Regierungsvieh, wie die Russen und Buren, geradezu unterstützen will, so kann man ihrer haben, soviel man will. (Nebenbei bemerkt, ist die Unterstützung von Neulingen gar nicht einmal gut. Die Leute sollen erst ihre Lebensfähigkeit erweisen, sollen das Land und den Eingeborenen kennen lernen, sollen Witz und Latkraft im Kampf ums Dasein und damit auch im Interesse des Landes anspannen! Bewähren sie sich, so ist's noch immer Zeit, etwas für sie zu tun. Will man Regierungsvieh an weniger bemittelte Ansiedlungslustige ausgeben, so gibt es geeignete Anwärter genug unter den Deutschen, die schon länger im Schutzgebiet sind.) Was sollen die Russen und Buren eigentlich? Unsere Leute Hufnerwirtschaft lehren, Familienbetrieb ohne Hilfskräfte? Die kennen die schon von zu Hause her.

Aber weder unsere Leute, noch Buren, noch Russen werden sich einer Marotte des Gouvernements zuliebe für die Dauer auf eine unpraktische, den Verhältnissen des Landes und seinen Gewinnchancen nirgendwo entsprechende Betriebsart beschränken lassen. Auch der kleinste Mann, gleichviel wo, arbeitet in Ostafrika mit dem Schwarzen: Das Streben nach Ansiedelung von Bauern ohne schwarze Hilfskräfte ist eine Phantasterei, die nach der Studierlampe riecht. Es liegt ja nicht der mindeste Grund vor, sie zu wünschen. Auch der kleinste Mann kann Schwarze beschäftigen, wofern das Gouvernement der Aufbringung der Arbeitskräfte nicht entgegenarbeitet und nicht künstlich eine erhebliche, in den Verhältnissen der Neger nicht begründete Steigerung der Löhne herbeiführt. Solches Arbeiten gegen die Interessen der Reichsangehörigen des Schutzgebiets ist aber ganz und gar nicht die Aufgabe einer deutschen Behörde. Das Gouvernement tut alles, was man von ihm vernünftigerweise verlangen kann, wenn es dafür sorgt, daß die Schwarzen nicht betrogen und insbesondere nicht um die vereinbarten Löhne geprellt werden. Was darüber ist, das ist vom Übel. Und wenn das Gouvernement die Ansiedelung der Russen und Buren in einer Weise unterstützt, die es den eigenen Reichsangehörigen verweigert, wenn es ihnen willig Kinder und Ochsen gibt, während es andererseits ganze Herden von Beutevieh lieber eingehen läßt, als sie an Deutsche nicht etwa schenkt, sondern verkauft, wenn es den Kindern der fremden Einwanderer einen Lehrer schickt, während es den Deutschen in Daressalam den ihren nimmt, so ist dieses Verhalten ein so ungewöhnliches, daß Gründe ganz besonderer Art hinter ihm gesucht werden müssen. Ich für meine Person sehe diese Gründe abermals in dem Bedürfnis, entgegen der tatsächlichen Lage in der Heimat, den Eindruck zu erwecken, daß in Deutsch-Ostafrika nichts zu holen ist. Man soll sagen: „Eine traurige Gegend, dies Deutsch-Ostafrika! Kein Mensch will hin. Man muß Russen und Buren heranschleifen, muß die wildesten Experimente machen, um nur halbwegs irgendeinen Betrieb zustande zu bringen!“ Durch solches Gerede soll dann den deutschen Ansiedelungslustigen die Neigung zu kommen benommen werden. Und man schweigt, wenn die verehrlichen Buren ihre Hauptaufgabe im Wegknallen unseres Wildes sehen! . . .

Das deutsche Publikum hat dringend Veranlassung, sich mit allen diesen Verhältnissen so eingehend wie möglich zu beschäftigen.

Jeder einzelne hat ein eminentes Interesse daran, daß ihm sein persönliches Nutzungsrecht an unseren Kolonien gewahrt bleibt. Niemand kann wissen, wann und unter welchen Bedingungen er vielleicht in die Lage kommen wird, für sich oder seine Kinder von ihm Gebrauch zu machen. Wie die Sache gegenwärtig liegt, besteht die Gefahr, daß uns ein Anspruch an eine unserer schönsten und reichsten Kolonien, nämlich an Deutsch-Ostafrika, kaum in der Theorie bestehen bleibt und praktisch vollständig unter den Händen verschwindet. Es wird vieler Aufmerksamkeit und vieler Energie bedürfen, um das zu verhindern.

Namentlich da, wie zum Schluß bemerkt sei, der Wissen noch um vieles fetter ist, als selbst Leute, die das bisherige Deutsch-Ostafrika genau kennen, wissen. Erst die letzten Jahre haben uns nähere Kenntnis gebracht, was wir in Ruanda und in Urindi, zwei enorm reichen Ländern zwischen Viktoria- und Tanganjikasee, im Grunde besitzen. Es handelt sich hier um äußerst fruchtbare, dicht bevölkerte, wasserreiche Gebiete mit rein europäischem Klima. Trotz ihrer dichten Bevölkerung ist Raum für ausgedehnte Siedelungen genug vorhanden. Tatsächlich ist die Zukunft Ruandas das wichtigste in dem Bündel der Probleme, die Deutsch-Ostafrika betreffen. Dreierlei möchte ich auf das allerdringlichste empfehlen; ich glaube triftige Gründe dafür zu haben.

Erstens die Prüfung der Frage, warum die Grenze von Ruanda und Urindi eigentlich fortgesetzt gesperrt gehalten wird. Auf die Dauer kann man deutschen Interessenten das Recht, beide zu betreten und dort ihren Geschäften nachzugehen, doch nicht vorenthalten. Auch besteht die Aufstandsgefahr, von der gefabelt wird, in keiner Weise, wie ich von kompetentester Seite zu wissen glaube; sie könnte aber durch Fortsetzung der bisherigen Politik des Daressalamer Gouvernements leicht herbeigeführt werden.

Damit komme ich zu Punkt zwei. Wir treiben in Ruanda eine Politik, die von bureaukratisch-ästhetischen, nicht aber von staatsmännischen Gesichtspunkten aus instruiert ist. Durch Unterstützung des sogenannten Königs von Ruanda gegenüber seinen bisher ziemlich selbständigen Häuptlingen wirken wir, während die Politik des Divide et impera für uns sich ganz von selbst verstehen sollte, auf das Entstehen eines Einheitsstaates hin, *der, wenn er sich wirklich innerlich befestigt, in erster Linie unsere*

Herrschaft zu beseitigen suchen würde. Dabei wüthet der König, durch uns gedeckt, seitdem wir auf seine Seite getreten sind, in der blutigsten, tyrannischsten Weise gegen seine früheren Rivalen; wir sind seine Mitschuldigen. Die empfindlichsten Grausamkeiten werden berichtet.

Dritter Punkt. In Ruanda und in Urindi gibt es einstweilen keine Inder. Sie rüsten sich aber auf den Einmarsch; auf den Zollämtern in Bukoba und Muanza liegen schon jetzt die Trägerlasten der Waren aufgespeichert, mit denen sie über die Grenze wollen, sowie diese geöffnet wird. Die Ausführung dieser Absicht muß im Interesse unserer Landsleute im Schutzgebiet, die gegenüber der Omnipotenz der Verwaltung machtlos sind, von der Heimat aus verhindert werden. Das Gouvernement in Daresalam erklärt, kein Mittel zu haben, die Inderwirtschaft in den alten Teilen des Schutzgebietes einzuschränken und begünstigt sie daher. Gut! Das Gouvernement wird indessen nicht behaupten wollen, daß eine zwingende Notwendigkeit die Zulassung der Inder auch dort erheische, wo sie bisher nicht waren. Es wird sich vielmehr der Erkenntnis nicht verschließen können, daß die Deutschen unseres Ostafrika ein sehr erhebliches Interesse daran haben, endlich auch ihrerseits einmal irgendwo im Schutzgebiet am Kleinhandel Geld zu verdienen. Wo der Inder erst einmal Wurzel gefaßt hat, ist das unmöglich. Aus diesem Grunde muß Ruanda, muß Urindi den Bombayleuten von vornherein und für alle Zeit verschlossen bleiben! Es ist Aufgabe der kolonialen Vereinigungen des Mutterlandes, zu diesem Zwecke ihren Einfluß in der energischsten Weise geltend zu machen.

IV.

Eine kurze Charakteristik der Männer, unter deren Mitwirkung die Ergebnisse der Ostafrikareise des Staatssekretärs ihre Gestalt erhalten haben, möge im Anschluß an die vorstehenden Ausführungen hier noch Platz finden. Drei Namen sind zu nennen.

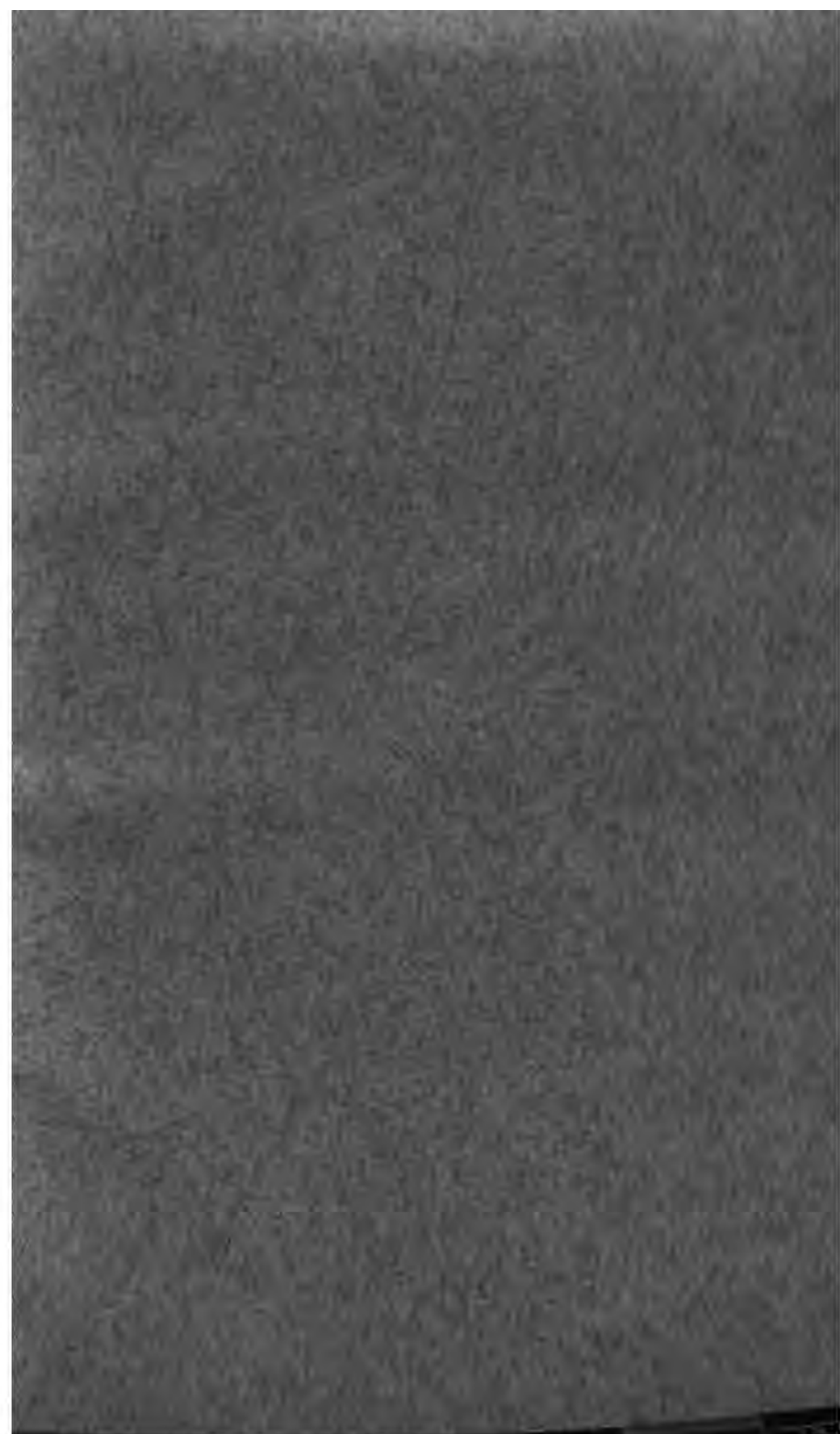
Erstens der des Dr. ing. Walter Rathenau. Man nannte ihn in Afrika den „Oberstaatssekretär“, weil man den entscheidenden Einfluß witterte, den seine Ansicht auf den Staatssekretär ausübt. Ein Sohn des bekannten Elektrizitätskönigs und als solcher Fleisch vom Fleisch und Blut vom Blut der allerersten Berliner Finanz. Von entsprechendem Selbstbewußtsein; Grundauffassung bei aller Freundschaft Dernburg gegenüber wahrscheinlich die: „Ich ein Fürst von Geburt; jener — ein tüchtiger und brauchbarer ‚junger Mann‘, der es zu etwas gebracht hat“. Ungehender Vierziger; klug und voll Geist; zu geistreich vielleicht, um das Richtige zu treffen, wie Wismarck von Polte Gerlach sagte. Rathenaus eigentlicher Ehrgeiz liegt auf literarischem Gebiet; daneben dilettiert er in Staatsgeschäften, schwärmt für Kaiser und Reich, denkt über die wichtigsten Probleme der Volkswirtschaft, der ethnologischen Entwicklung und der Technik nach und ist bemüht, die Dinge von möglichst weiten Gesichtspunkten und möglichst von oben herab zu sehen. Zweierlei hängt ihm an: er war Bankdirektor und ist außerdem, ohne daß er selbst es weiß und glaubt, erblich mit Gedankengängen des politischen Freisinns der Ara Richter behaftet. Er war der rechte Mann, so wie er es im Verein mit seinem Vater getan hat, das Werk des Grafen Zeppelin in hochherziger und entschlossener Weise zu fördern; für die innerste Natur des kolonialen Expansionsbedürfnisses unseres Volkes fehlt ihm dagegen das volle Verständnis, da ihm hier der Bankdirektor mit seiner Einseitigkeit und der Freisinn mit seiner Schwärmerie für unterdrückte und geknechtete Völker das Konzept verderben. Gibt sich gern als Zyniker, um das, was dem Verständnis der Menge entrückt in ihm lebt, profanen Augen zu verbergen. Für seine Beteiligung an der Dernburgreise war Dr. Rathenau mit Spezialvollmachten ausgerüstet. Es ist meiner Überzeugung nach falsch, daraus, daß er als wirtschaftlicher Experte mitgefahren ist, zu folgern, daß er nach einem Staatsamt strebe. Seine Wünsche betreffen wohl ganz andere Dinge.

Neben Dr. Rathenau hat der Gouverneur v. Rechenberg den größten Anteil an der Resultante der Dernburgschen Entschlüssen. Einer der sympathischsten Männer, die mir in Ostafrika begegnet sind; er hat nur einen kleinen Schönheitsfehler, indem er nämlich, als frommer Katholik und Jesuitenschüler, und obgleich er selbst sich gern als Freigeist bezeichnet, vollständig in der Ideenwelt der Missionen lebt. Dazu ist er zu lange Konsul gewesen, um nicht jederzeit irgend jemand gegen Vergewaltigung schützen zu müssen. Aus beidem heraus erklärt sich seine Vorliebe für die farbigen Elemente des Schutzgebiets, die Inder und die Neger, erklärt sich seine Eingeborenepolitik, die ihm fast die gesamte weiße Bevölkerung des Schutzgebiets zu Feinden macht. Ein Zellkopf auf einem etwas zu kurzen, gedrunghenen Kumpf; bekannt als enormer, von keinem Dezenten abhängiger Arbeiter; kein Schwäger. Ein Mann mit energischem Willen und gegebenenfalls von einem Eigensinn, der in unserer Zeit der Schläffheit und der Kompromisse direkt erfrischend wirkt. Gediegener Fachmann; kein Popularitätshascher und ohne Bedürfnis, sich in Szene zu setzen. Starke Natur, die Schwächere in ihren Bann zwingt; gelegentlich schroff im Benehmen; Cavalier.

Last not least Curt Loeppen. Korrespondent eines bekannten Berliner Blattes. Man darf aus dieser Eigenschaft und dem Namen jedoch nicht folgern, daß man es in ihm mit einem Deutschen zu tun hat, der deutsche Interessen vertritt. Curt Loeppen ist zum Mohammedanismus übergetreten und lebt von der gewerbsmäßigen Vertretung indischer Interessen in seiner Publizistik sowie vor den Behörden und Gerichtshöfen des Schutzgebiets. Vor den letzteren erscheint er gelegentlich in orientalischer Tracht, in Sandalen usw. Während des Aufenthalts des Staatssekretärs im Schutzgebiet war er neben dem Gouverneur der privilegierte Afrikafreier der Reisegesellschaft; der Staatssekretär hörte gern seinen Rat und bevorzugte ihn vor den übrigen mit ihm reisenden Journalisten. Natürlich war dieser Verkehr sehr wenig nach dem Geschmack der Deutschen des Schutzgebiets, die in Loeppen, seiner Inderfreundschaft und der Verwirrung wegen, einen gefährlichen Schädling sehen. Auf Loeppens Einfluß neben dem des Gouverneurs wurde es zurückgeführt, wenn Dernburg zum mindesten für die Dauer seines Aufenthalts im Schutzgebiete sich vollständig

auf die Seite der Inder gestellt und deren Position in jeder Weise moralisch gefestigt hat. Das war so von Anfang an, wo Dernburg in Zansibar, dem Wohnort Toeppens, ihnen sogar in ihrem Klub einen Besuch abstattete, und blieb so bei allen Empfängen bis zum letzten Tage. An sich ist Toeppen, der jetzt etwa fünfzig Jahre alt sein mag und deutscher Herkunft ist, ein nicht unsympathischer Mensch; er lebt seit seiner Jugend in Ostafrika und hat uns allen mannigfache Gefälligkeiten erwiesen. Das aber kann das Urteil über sein öffentliches Wirken nicht beeinflussen. Seit er sicher zu sein glaubt, daß der Staatssekretär im Gegensatz zu den dortigen Deutschen auf der Seite der Inder des Schutzgebiets steht, geht er mit diesem publizistisch durch dick und dünn. Daneben hält er die Zeit für gekommen, in der deutschen Presse für die Begnadigung während des Aufstandes wegen hochverräterischer Umtriebe zu hoher Strafe verurteilter Inder Stimmung zu machen. Es ist nötig, dies alles zu wissen, wenn man den Wert Toeppenscher Rundgebungen als Afrikazutachten richtig einschätzen will.

Über Erzellenz Dernburg selbst will ich mich nicht äußern. Es hängen zu große Hoffnungen an seiner Person. Ebensovienig des näheren über Herrn Arthur Ballin, dessen vielleicht im Zusammenhang mit dem neuesten Ostafrikakurs ebenfalls zu gedenken wäre. Ich schätze den großen Hamburger ungemein und meine, daß seine Leistung zugunsten des Reichs die eines Duzends Durchschnittsminister gut und gern aufwiegt. Als stillen Instigator unserer Kolonialpolitik wird man ihn jedoch nicht mit besonderer Genugtuung begrüßen können; er ist gewohnt, sozusagen den ganzen Globus zu betreuen, und zwar als Reeder; das aber muß ihn dazu führen, unsere Kolonien nur nach dem zu beurteilen, was sie zurzeit für den Weltmarkt sind, nicht aber danach, was sie für das Deutschtum werden sollen und werden können.



DT 447 .Z5
Mit Dernburg nach OstafAJR3259
Hoover Institution Library



3 6105 081 260 353

DT 447
Z5

